

Wiener Stadt-Bibliothek.

T 6863 / 1 A

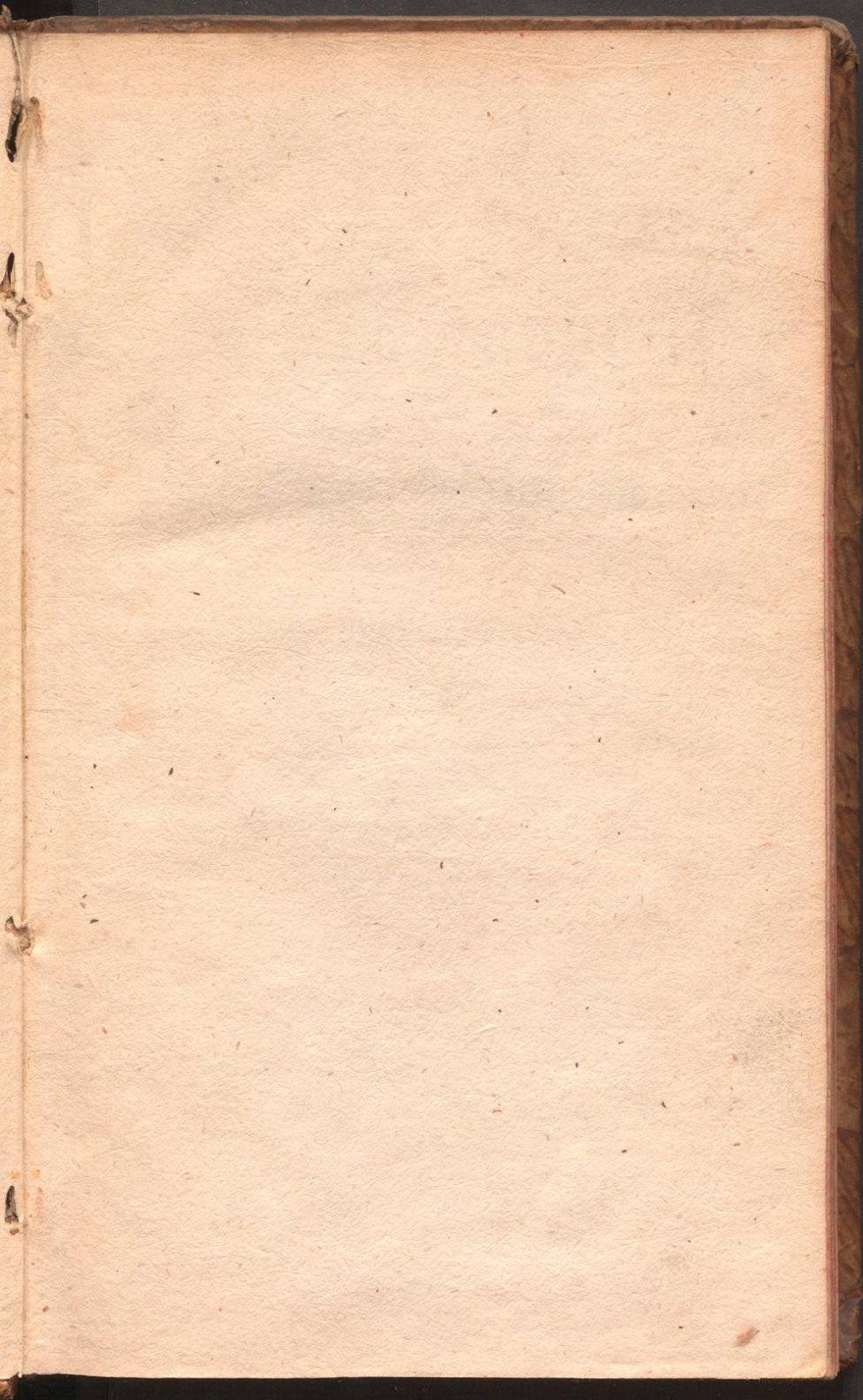


411.

3 Not

8 v 8







4



Erklärung  
der  
Logik, Metaphysik  
und  
practischen Philosophie,  
nach  
Feders Leitfaden,  
und  
dem Geiste der öffentlichen Vorlesungen an der Wiener  
hohen Schule.

---

Erster Theil.  
Logik.

---

W i e n,  
auf Kosten des Herausgebers.

---

1793.







---

# V o r b e r i c h t

von der

## Philosophie und den philosophischen Wissenschaften überhaupt.

---

**W**enn wir annehmen, daß es eine wahre Philosophie giebt, so fragt es sich: I. was die Philosophie sey? II. welcher ihr Umfang sey, das ist: aus welchen Theilen sie bestehe, und in welcher Ordnung diese Theile auf einander folgen sollen? III. welcher ihr Werth sey, oder ob man die Philosophie studieren solle? — Die Erläuterung dieser Fragen kann Vorbereitung zu unserem Studium, kann aber auch Resultat aus demselben seyn. Eine vollständige, die Sache erschöpfende, Erläuterung ist Resultat, daher sich denn die aufgeworfenen Fragen hier, zu Anfange dieses Studiums, nur oberflächlich beantworten lassen.

I. Die größten Philosophen kommen in der Erklärung der Philosophie nicht überein. Manche dehnen sie zu weit aus, andere schränken sie zu sehr ein. Wolff und d'Alembert verstehen unter der Philosophie Allwissenheit, Pansophie, Meiners Anthropologie, Lissmann Psychologie. Durch  
9 2 die



die Erklärungen eines Baumgarten, Kant und Reinhold wird die Philosophie von anderen Geschäften des menschlichen Geistes nicht unterschieden. — Weil wir aber eine solche Erklärung haben müssen, die wir als Ideal, als Muster, betrachten, und nach welchem wir unser System bilden können, so dürfen wir nicht geradehin dem Ansehen der Philosophen trauen, sondern müssen uns selbst eine Definition suchen, die wir dann an die Spitze unseres Studiums setzen können.

Die Philosophie ist ein Geschäft und Product des Verstandes. Das Geschäft des Verstandes bestehet in dem Erkenntniße der Dinge. Dieses ist zweyfach: Das Erkenntniß der Factorum, und das Erkenntniß der Regeln und Ursachen. Entweder erkennen wir, was geschieht, oder wir erkennen, wie und warum es geschieht. Das erste Erkenntniß heißt das historische, und bestehet in den zu erzählenden, oder zu beschreibenden, Factis; das andere heißt das wissenschaftliche, und bestehet in den Regeln und Ursachen.

In jedem Factum liegt eine Regel, in jeder Regel wieder eine höhere, und so fort bis zur höchsten.

Factum heißt jedes Ereigniß in der Natur. Die Facta sind von zweyfacher Gattung: eine enthält die zu erzählenden freyen Handlungen, und hierher gehören die Geschichte des Menschen, der Religion, der Litteratur, welche zusammen Zeitgeschichte, (in weiter Bedeutung, denn in enger versteht man unter Zeitgeschichte die Geschichte des Menschen, der Religion und Litteratur gegenwärtiger Zeit) genennet wird; die andere enthält Facta und Dinge, die beschrieben werden, z. B. Himmelskörper, Mineralien, Pflanzen, Thiere, Erscheinungen in der Natur u. s. f., und heißt Naturgeschichte.

Die



Die Geschichte ist also eine Sammlung von Factis, und zerfällt in die Zeit- und Naturgeschichte.

Die Vorstellung und der Ausdruck desjenigen, was in einer Anzahl der Fälle gemeinschaftlich ist, heißt Regel.

Das Erkenntniß der Factorum und aus Factis heißt das Erkenntniß a posteriori, und in so ferne es von Sinnen herrühret, das empirische; das Erkenntniß der Regeln und Ursachen, und aus Regeln und Ursachen heißt das Erkenntniß a priori, Vernunft- oder philosophisches Erkenntniß.

Das erste Hauptgeschäft des Verstandes ist Beobachtung, sein Product Geschichte; das zweyte Nachdenken, Erkenntniß der Regeln und Ursachen, das Product Wissenschaft.

Ein höherer Grad des Nachdenkens, die Zurückführung der Gegenstände auf Gründe, und auf den Grund der Gründe, heißt philosophieren.

Durch die Übung im Beobachten entsteht ein zweyfacher Nutzen: 1) die Regel in dem Facto und 2) das Gemeinschaftliche und Eigenthümliche eines Gegenstandes leicht zu entdecken. Die Fertigkeit hierinn heißt Beobachtungsgeist.

Durch die Übung im Nachdenken entsteht die Geschicklichkeit, die Regeln und Ursachen der Phänomene leicht zu entdecken. Die Fertigkeit hierinn heißt Forschungsgeist.

Durch den Beobachtungs- und Forschungsgeist entsteht die Philosophie, der Inbegriff allgemeiner Vernunft- und Naturwahrheiten.

Die Alten haben lange philosophiret, ohne daß die Philosophie zur besondern Wissenschaft geworden wäre, gleichwie man lange vorher gemessen hat, eh man von der Geometrie, lange vorher gesprochen hat, eh man von der Grammatik, etwas wußte. Die Bestandtheile der Philosophie lagen dazumahl in der Geschichte, Mathematik, Philologie und in anderen positiven Wissen-



Schaften verborgen. Endlich erhielt die Philosophie ihr abgesondertes Daseyn, da man sich nämlich bemühet hatte, die Kräfte, und aus diesen die Geseze und Zwecke der Natur zu erforschen. — Es ist also billig, die Philosophie das Studium der Natur zu nennen.

Der Anlaß, die Philosophie zur besonderen Wissenschaft zu machen, war der Reiz der Natur. Dieser bewog einige Männer, sich ganz der Betrachtung der Natur zu weihen, obwohl schon vorher der Redner, der Dichter, der Mathematiker, der Geschichtschreiber und andere von der Philosophie so viel entlehnten, als sie zu ihrem jedesmahligen Zwecke nothwendig hatten.

Die Philosophie unterscheidet sich A. in Ansehung des Gegenstandes, B. der Geseze des Verfahrens und C. des Zweckes, von den übrigen Wissenschaften.

A. Der Gegenstand der Philosophie sind die Kräfte, Geseze und Zwecke der Natur. Der vorzüglichste Gegenstand ist der Mensch mit allen seinen Eigenschaften, seinem Körper und seiner Seele. Diese führen uns zur Körper- und Geisterwelt empor, dann zur Betrachtung des Universums und endlich zum Schöpfer aller Wesen. Keine Wissenschaft hat demnach so reichhaltige Gegenstände, keine ein so ausgebreitetes Gebiet, als die Philosophie.

B. Die Geseze des Verfahrens in der Philosophie sind folgende:

a) der Philosoph sammelt durch genaue Beobachtung richtige Facta, und hütet sich vor unrichtigen und einseitigen Wahrnehmungen;

b) er vergleichet die Masse von Factis, hebt das Allgemeine heraus und steigt immer höher, bestimmt daraus die Regeln und Grundsätze und sieht auf Größe und Größenverhältniß;

c) er strebet nach Deutlichkeit, um der Verwirrung vorzubeugen, und nach Gründlichkeit der  
Be.



Beweise, um der Leichtgläubigkeit zu entgehen; endlich bringet er

d) alles in eine zusammenhängende Ordnung.

C. Der Zweck der Philosophie ist:

a) uns mit den inneren Bestimmungen und Triebfedern des menschlichen Geistes bekannt zu machen;

b) die Verbesserung der Geisteskräfte, nämlich Aufklärung des Verstandes, das ist, die Bereicherung desselben mit nützlichen Kenntnissen, und Veredlung des Herzens, welche die Glückseligkeit des Menschen ausmacht, zu bewirken; endlich

c) zu Berufswissenschaften vorzubereiten.

Die Philosophie, als bestimmtes Geschäft des Verstandes, oder subjectivisch, genommen, ist also ein gründliches, durch Erfahrung und Nachdenken erworbenes, Kenntniß der Kräfte, Gesetze und Zwecke der Natur zur Verbesserung der menschlichen Kräfte und Gründung der allgemeinen Glückseligkeit.

Die Philosophie, als Wissenschaft, (Wissenschaft ist hier der Inbegriff der Grundsätze und Regeln, nach welchen einzelne Fälle beurtheilet und eingerichtet werden müssen) als ein Theil der Gelehrsamkeit überhaupt, oder objectivisch, betrachtet, ist der Inbegriff derjenigen von den wichtigsten Kenntnissen, die durch bloße Vernunft heraus gebracht werden, und die die Natur mit ihren allgemeinen Wirkungsgesetzen zum Gegenstande und die Verbesserung der menschlichen Kräfte zum Zwecke haben.

Von der Etymologie der Wörter, Philosophie und Weltweisheit, ist folgendes zu merken: Die Alten verstanden unter Philosophie das Studium der Weisheit, unter Weisheit aber die Untersuchung und Ausübung der natürlichen Gesetze des Rechtverhaltens. — Es bestätigt sich also unsere Erklärung der Philosophie, denn ohne die Kräfte, Gesetze und Zwecke der Natur zu kennen, ist es unmöglich, die natürlichen Gesetze unseres Rechtverhaltens zu untersuchen. Durch unsere Erklärung



rung ist die Philosophie nicht unnöthig erweitert wor-  
 den — Wer die griechische Benennung *Philosophia* er-  
 funden habe, ist ungewiß. Cicero, Diogenes Laer-  
 tius und Valerius Maximus geben den Pytha-  
 goras als Erfinder dieses Wortes an. Meiner  
 aber eignet (in seiner Schrift von dem Ursprunge,  
 Fortgange und Verfall der Wissenschaften zu Athen und  
 Rom) diese Erfindung dem Socrates zu. Allein es  
 sind Spuren vorhanden, daß diese Benennung gebraucht  
 worden war, eh noch beyde Schulen, die Pythago-  
 räische und Socratische, existirten. — Die Deut-  
 sche Benennung Weltweisheit hat wahrscheinlich von  
 jenen Zeiten ihren Ursprung, da man alle Wissenschaf-  
 ten, die kein Zweig der Theologie waren, profan nannte.  
 Man gab vielleicht der Philosophie beschimpfungs-  
 weise den Namen Weltweisheit, weil man wähnte, sie  
 sey eine Feindinn der Theologie.

II. Weicher ist der Umfang der Philosophie? —  
 Hier kommen wieder zwey Hauptfragen vor: A. Wel-  
 che sind die Theile der Philosophie? B. In welcher  
 Ordnung müßen diese Theile gelehret werden?

A. Die Philosophen weichen in der Abtheilung  
 der Philosophie eben so, wie in der Erklärung derselben,  
 von einander ab, doch ist weniger an der Abtheilung ge-  
 legen, und kein solcher Nachtheil zu befürchten, als  
 aus den verschiedenen Erklärungen entspringen kann, z.  
 B. aus der Erklärung der Sceptiker, welche behaup-  
 teten, es gebe nichts Wahres, oder, wenn es auch et-  
 was Wahres gäbe, so könne es durch unsere Sinne nicht  
 entdeckt werden. — Es ließ sich auch nicht gleich An-  
 fangs eine wahre Abtheilung der Philosophie machen,  
 da das Gebiet dieser Wissenschaft noch in sehr kleine  
 Grenzen geschlossen war. Erst nach und nach wurde  
 es ansehnlich erweitert. So hat Wolff die Philoso-  
 phie mit der Cosmologie, Baumgarten mit der  
 Aesthetik, bereichert. — Am ersten untersuchte man



Dinge in der Natur außer dem Menschen, und das Resultat hieß natürliche Philosophie (*philosophia naturalis*); dann die Angelegenheiten des Menschen und die Gesetze seines Rechtsverhaltens, und daraus erwuchs die Moralphilosophie (*philosophia moralis*); endlich die Gesetze des Denkens und Vortrages, und dadurch bildete sich die Logik oder Dialectik (*philosophia logica, vel dialectica*). — Wie Cicero, Diogenes Laertius und Quintilian sagen, enthielt die *philosophia naturalis* etwas von der Physik und Metaphysik; die *philosophia moralis* etwas von der Cosmologie, Psychologie und practischen Philosophie, die *philosophia dialectica* etwas von der Logik, Psychologie und Aesthetik.

Die natürlichste Abtheilung für unsere Zeiten ist in Ansehung a) der Quelle, b) des Gegenstandes und c) Zweckes der Philosophie. — Jede Abtheilung soll gründlich und aus der Natur der Philosophie hergeholt seyn. Warum aber die Philosophen so sehr von einander abweichen, ist, daß viele die Philosophie in Rücksicht auf die Quelle, viele in Rücksicht auf den Gegenstand, und viele in Rücksicht auf den Zweck abgetheilet haben.

a) In Rücksicht auf die Quelle wird die Philosophie in die

a) reine und

b) angewandte abgetheilet, weil nämlich die Quellen der Philosophie Beobachten und Nachdenken sind.

b) In Rücksicht auf den Gegenstand beschäftigt sich die Philosophie entweder a) mit dem Menschen, oder b) mit Dingen in der Natur außer dem Menschen, und zwar entweder a) mit dem ganzen Menschen, oder b) mit seinen Haupttheilen.

a)



a) In so ferne sie sich mit dem Menschen, und zwar a) mit dem ganzen Menschen beschäftigt, hat sie drey Hauptzweige:

a) die Anthropologie, oder die Lehre von dem Eigenschaften des Menschen;

b) die Physiognomik, oder die Lehre, von dem äußeren Ausdrucke des Menschen auf das Innere zu schließen;

c) die Pädagogik, oder die Lehre von der Erziehung.

b) In so ferne sich die Philosophie mit den Haupttheilen des Menschen beschäftigt, betrachtet sie entweder a) den Körper, oder b) die Seele.

a) Aus der Betrachtung des Körpers entstehen die medicinischen;

b) aus der Betrachtung der Seele die psychologischen Wissenschaften.

Die Seele hat drey Hauptetigenschaften: a) Verstand, b) Geschmack und c) Willen.

a) Mit der Natur des Verstandes, dessen Cultur und den Regeln seines Gebrauches beschäftigt sich die Logik;

b) mit der Natur des Geschmackes, (Geschmack ist das Vermögen, das Schöne und Häßliche in den Producten der Natur und Kunst zu entdecken) die Aesthetik;

c) mit der Natur des Willens die practische Philosophie.

b) Die Dinge in der Natur außer dem Menschen sind zweyfach: entweder a) solche, die in die äußeren Sinne fallen, und Körper heißen, oder b) unsichtbare Substanzen.

a) Mit den Körpern beschäftigt sich die Physik;

b) mit den unsichtbaren Substanzen die Metaphysik.



e) Am fruchtbarsten und erschöpfendsten ist die Eintheilung der Philosophie in Rücksicht des Zweckes, die nämlich nach den Hauptkräften, Hauptwirkungen und Zwecken des menschlichen Geistes geschieht.

a) Die erste Hauptkraft des menschlichen Geistes ist Verstand, oder Kopf, die Operation des Verstandes Denken und Untersuchen, der Zweck des Denkens Wahrheit. — Hieraus entspringet also die Philosophie des Verstandes, von der Wirkung die theoretische und von dem Zwecke die Philosophie der Wahrheit. — Nebenabtheilungen sind: a) Logik; b) Physik; c) Metaphysik.

b) Die zweyte Hauptkraft des menschlichen Geistes ist der Wille, oder das Herz, die Operation des Willens Wollen und Handeln, der Zweck das sittliche Gute. — Hieraus entspringet die Philosophie des Willens, von der Wirkung die practische, und von dem Zwecke die Moralphilosophie, oder die Philosophie des sittlichen Guten.

Die practische Philosophie untersucht also:

- a) die Natur des Willens;
- b) die Natur des Rechtsverhaltens;
- c) die Natur der Glückseligkeit.

Ihre Theile sind:

- a) die allgemeine practische Philosophie;
- b) die Moralphilosophie;
- c) die philosophische Rechtswissenschaft, welche sich mit den äußerlichen Pflichten des Menschen gegen Gott, gegen sich selbst und gegen den Nächsten; und
- d) die Politik, oder philosophische Staatswissenschaft, welche sich mit der Einrichtung der bürgerlichen Gesellschaft beschäftigt.

c) Die dritte Hauptkraft des menschlichen Geistes ist der Geschmack, die Operation des Geschmackes Empfinden des Schönen und Häßlichen in

den



den Producten der Natur und Kunst, der Zweck das Schöne. — Hieraus entstehen zwey Haupttheile:

a) die Aesthetik, oder die Philosophie des Geschmacks; und

b) die Philosophie des Schönen. Letztere hat allgemeine und besondere Theorien. — Die besondern sind die der redenden und die der bildenden Künste. — Zu den redenden Künsten gehören Redekunst, Dichtkunst und Schauspielkunst; zu den bildenden gehören Mahlerkunst, Bildhauerkunst, Kupferstecherkunst, Erzverschneiderkunst 2c.

B. Es ist nicht gleichgiltig, in welcher Ordnung die Theile der Philosophie vorgetragen werden. Das Lehrgrundgesetz fordert, daß von auf einander folgenden Gegenständen immer der vorhergehende Vorbereitung für den folgenden, und dieser abermahl für den weiter folgenden 2c. sey; daß aber gleichzeitige Gegenstände so behandelt werden, damit einer den anderen erläutere, einer den anderen in helleres Licht stelle.

III. Soll man Philosophie studieren? Hat die Philosophie einigen Werth? — Auch diese Frage löset sich in drey besondere Fragen auf: A. Aus welchen Gründen erkennen wir, daß die Philosophie einen Werth hat? B. Welche sind die Gränzen, in welche dieser Werth eingeschlossen ist? C. An welche Hülfsmittel ist die Philosophie gebunden? —

A. Die Gründe, aus denen wir den Werth der Philosophie erkennen, sind die Natur, die Gegenstände und die Zwecke der Philosophie. — Wir wollen zuerst betrachten, was die Geschichte von ihren Vortheilen sagt, und dann auch den Tadel berühren, den sie von ihren Feinden hören mußte.

Wenn die Natur der Philosophie die herrlichste, wenn ihre Gegenstände die erhabensten, wenn ihre Zwecke die wohlthätigsten sind, wenn sie, wie die Geschichte der Philosophie und Menschheit bezeuget,

im.



immer den nützlichsten Einfluß auf den Menschen gehabt hat und noch hat, wenn endlich der Tadel nicht die wahre Philosophie trifft: wie läßt sich dann noch ihr Werth bezweifeln? — Die Gegenstände der Philosophie sind das Wahre, das Gute, das Schöne, ihr Hauptgegenstand ist der Mensch, diesen betrachtet sie, dann die Welt, den Schöpfer derselben, die Verhältnisse gegen ihn und den Nebenmenschen. — Ihre Absichten sind Kenntniß aller Seelenkräfte, Entwicklung, Leitung und Veredlung derselben, hieraus ist aber das Resultat. Vollkommenheit, und Glückseligkeit. — Die Geschichte lehret, daß bey jenen Völkern verhältnismäßig Aufklärung des Verstandes, Rechtschaffenheit des Herzens und verfeinerte Lebensart, war, wo die Philosophie herrschte, und daß, wo sie vernachlässiget wurde, Unwissenheit, Barbarey und Grausamkeit, sich die Hand boren. Die Geschichte führet uns an Orte, wo tausendfacher Aberglaube die Menschen peinigte, sie führet uns in Zeiten zurück, wo Fatalismus und Despotismus alle menschliche Glückseligkeit zertrat. Und was befreyete die Menschen von dem Joch der Slavery? — Die Philosophie. — Die größten Staatsmänner, Fürsten und Aufklärer der Religion waren Philosophen; durch die Philosophie blüheten ganze Staaten, durch sie wurde der Staaten Geschehe gelenket. Daher nannte man sie, überzeugt von ihrem mächtigen Einflusse auf das Wohl des Menschen, die Anführerin des Lebens, die Stütze der Tugend, die Geißel des Lasters und die Lehrerin der Glückseligkeit. — Der Vorwurf, welcher der Philosophie gemacht wurde, betrifft die scholastische, und die Pseudo- oder Alsterphilosophie. — Die scholastische Philosophie und ihre Anhänger untersuchten nicht die Natur, sondern beschäftigten sich mit schalen Worten, die dann freylich die mensch-



menschliche Glückseligkeit nicht beförderten. — Die Pseudo- oder Asterphilosophie ist Mißbrauch der Vernunft. Diese, statt zur Wahrheit zu leiten, führte den Menschen in die Labyrinth des Irrthumes. Aber was beweiset der Mißbrauch gegen den wahren und guten Gebrauch eines Dinges? — Soll man nicht essen, weil sich mancher schon krank gegessen hat? oder soll man nicht athmen, um mit der Luft keine unreinen Theile einzusaugen? — Jede Wissenschaft ist durch Charlatane entweiht worden, und so ergieng es auch der Mutter aller Wissenschaften, der Philosophie. — Wenigstens hat die Philosophie vor anderen Wissenschaften dieses voraus, daß sie sich mit ihre eigenen Waffen gegen den Mißbrauch schützen kann.

B. Soll aber die Philosophie Nutzen schaffen, so muß man im Philosophieren ein gewisses Maß, gewisse Grenzen beobachten. Diese Grenzen werden durch folgende drey Grundsätze bestimmt:

a) Man muß die Philosophie so treiben, daß sie nütze, sowohl, indem man sie wirklich erlernt, als auch, nachdem man sie bereits erlernt hat. Die Philosophie, indem man sie erlernt, schafft den Nutzen, daß sie unseren Verstand aufkläret, schärfet, und unsere Kenntnisse ordnet; nachdem man sie aber bereits erlernt hat, nützet sie dadurch, daß sie Kenntnisse und Geschicklichkeiten gegeben hat, die im gemeinen Leben und in höheren Wissenschaften unentbehrlich sind.

b) Man muß die Grenzen des menschlichen Verstandes kennen und seine Forsch- und Wißbegierde zu mäßigen wissen. Wer diese Regel beobachtet, der giebt seine Ansprüche auf Dinge, die er nie wissen kann, weil sie außer den Grenzen seiner Fassungskraft liegen, willig auf, und geräth nicht durch übertriebenes Nachdenken auf Abwege und philosophische Abenteuer.



e) Wie man auf einer Seite sich eines übertriebenen Dogmatismus, oder der Entscheidungssucht, enthalten muß, so muß man sich auch auf der anderen Seite von dem übertriebenen Scepticismus, oder der Zweifelsucht, zu entfernen suchen. Beyde dieser Fehler stehen der Wahrheit im Wege. Man muß seine Meinungen nach dem Gehalte und Gewichte der Gründe zu bestimmen wissen. — Der übertriebene Dogmatismus ist die Gewohnheit, mehr auf Gewißheit Anspruch zu machen, als auf eine vernünftige Wahrscheinlichkeit, bey der Gewißheit mehr auf apodictische, als moralische, Wahrheiten zu bauen, endlich seine Behauptungen mehr auf Speculation, als Erfahrung, zu gründen. — Der übertriebene Scepticismus ist die Gewohnheit, dem Verstande alle untrüglichen Merkmale des Wahren abzusprechen, und immer mit seinem Urtheile zurückzuhalten, wenn gleich schon zureichende Gründe vorhanden sind. — Der wahre Philosoph sieht bloß auf den Gehalt und das Gewicht der Gründe. Wenn er zureichende Gründe hat, hält er die Sache für gewiß, wenn die Gründe von beyden Seiten gleich sind, für zweifelhaft, und wenn gar keine, oder nicht zureichende, Gründe vorhanden sind, gestehet er seine Unwissenheit.

C. Das philosophische Studium fodert von seinen Schülern: a) gewisse Eigenschaften des Geistes, b) Hilswissenschaften, und c) das reifste Alter.

a) Die Eigenschaften des Geistes betreffen entweder: a) den Verstand, oder b) den Willen.

a) Von Seite des Verstandes wird erfordert:

a) Anlage und Fertigkeit zu beobachten, oder Beobachtungsgeist, denn dadurch sammelt man sich Facta, welche der Stoff und die Grundlage des philosophischen Erkenntnisses sind. (Die Facta sind entweder



weder Naturfacta, oder freye: erstere, die auf natürlichen Einrichtungen beruhen, und nicht von der Willkühr abhängen; letztere, die auf die Freyheit des Menschen zurückgeführt werden können. Die Naturfacta sind wieder entweder Grundfacta, oder abgeleitete: jene, die sich aus keinem bekannten Naturgesetze erklären lassen; diese, die aus einem bekannten Naturgesetze erklärt werden können).

b) Anlage und Fertigkeit zum Nachdenken, oder Forschungsgeist. Hiedurch lernen wir die Verknüpfungen der Dinge kennen, und wissen dann die Naturkräfte aufzusuchen.

b) Die höchste Triebfeder des Philosophen ist Wahrheit und Rechtschaffenheit, und die Liebe zu beyden macht seinen Character aus.

b) Das philosophische Studium fodert auch mit anderen Wissenschaften verbunden zu werden. Es hat zu untrennbaren Gefährten: a) die Philologie, b) die Geschichte, c) die schönen Wissenschaften.

a) Der Philosoph muß die Sprachenlehre kennen, denn diese sezet ihn in den Stand, die Beobachtungen und Einsichten der Nationen gründlich zu gebrauchen.

b) Er kann die Geschichte nicht entbehren, die ihm nicht nur einzelne Gründe vieler Behauptungen liefert, sondern auch nicht selten die über ihre Gründe hinausgehenden Schlüsse berichtigt. Oft geht die Geschichte den Untersuchungen vor, und oft muß der Philosoph seine Behauptungen auf Erfahrung zurückführen, wenn er seine Wissenschaft nicht zu einer leeren, unbrauchbaren Speculation machen will. Alle Arten von Philosophie sind auf Geschichte gebauet: die Logik und Metaphysik auf die Geschichte des menschlichen Verstandes, die Pphysik auf die Naturgeschichte, die Moral-



ralphilosophie auf die Geschichte der Menschheit. Endlich muß der Philosoph auch die Geschichte der Philosophie studieren, die ihn mit den Quellen und Schicksalen einzelner Lehren bekannt macht.

c) Auch die schönen Wissenschaften gewähren dem Philosophen die wichtigsten Vortheile. Sie dienen ihm:

a) seine Lehre, die oft sehr abstract ist, schön einzukleiden, und sich dadurch gefällig zu machen;

b) sich zu erholen, wenn sein Geist durch ernste Anstrengung zu sehr ermüdet ist;

c) sich nicht in leere und spitzfindige Speculationen einzulassen; endlich

d) sich von verführerischen Schriften, die mit Geschmack geschrieben sind, nicht hinreißen zu lassen, sondern sie durch angemessene Gegengründe zu widerlegen, und dadurch Tugend und Religion zu vertheidigen und zu verbreiten.

c) Das letzte, was das philosophische Studium von seinen Schülern fodert, ist Vorbereitung und ein reifes Alter. Die Absicht des philosophischen Unterrichtes ist nicht, ein schon ausgearbeitetes System von Naturkenntnissen dem Geiste einzuprägen, sondern aus dem Stoffe historischer Kenntnisse in dem Verstande ein Ganzes zu bilden, in welchem Licht, Ordnung und Zusammenhang herrschet. Es ist also eine zweckmäßige Vorbereitung nothwendig, damit künftige Schüler der Philosophie einen hinreichenden Vorrath von historischen Kenntnissen haben, worüber sie dann weiter nachdenken können. — Es wird ein reifes Alter erfordert, damit man eines anhaltenden Nachdenkens fähig sey, und die abstracten Begriffe und Grundsätze durchzusehen vermöge.

Die natürliche Ordnung im Vortrage des philosophischen Studiums trifft die theoretische Philosophie, denn diese verhält sich so zur practischen, wie die reine



Mathematik zur angewandten, das heißt, die theoretische Philosophie enthält Grundsätze, welche die practische Philosophie bey ihren Erklärungen voraussetzet. Ferner wäre es unnatürlich, wenn man die Natur, Leitung und Bildung des menschlichen Willens vornehmen wollte, eh man die Natur des menschlichen Verstandes, und die Geseze, nach welchen dieser geleitet wird, kennen gelernt hat.

Die theoretische Philosophie hat drey Theile:

- I. Die Logik,
- II. die Metaphysik, und
- III. die Physik.

Welcher dieser Theile muß aber vorangehen?

Derjenige, welcher sich zu den übrigen Theilen sowohl der theoretischen, als practischen, Philosophie so verhält, als wäre er ein Organ, ein Instrument, für die ganze Gelehrsamkeit. — Dieser Theil ist die Logik.



Logiē.



11002



# Logik.

## Kurzer Vorbericht von der Logik überhaupt.

Will man die Logik gehörig behandeln, so muß man I. ihre Beschaffenheit, II. ihren Umfang, und III. ihren Werth kennen.

I. Das Wort Logik hat sehr verschiedene Bedeutungen. Die Logik wird a) objectivisch, oder b) subjectivisch, genommen:

a) Die objectivische, oder theoretische, Logik ist der Inbegriff derjenigen Regeln, nach welchen man den Verstand gebrauchen muß, wenn man Wahrheit von Irrthum unterscheiden will;

b) die subjectivische, oder practische, ist die Eigenschaft des Geistes eines Menschen, die Anlage, oder die Fertigkeit, zu denken.

Die subjectivische Logik wird a) in die angeborne, und b) erworbene eingetheilt.

a) Die angeborne Logik ist eine natürliche Anlage richtig zu denken. Ohne diese Anlage würde der Unterricht in den Denkgesetzen von keinem Nutzen seyn. Die Menschen unterscheiden sich sehr im Denken, und der Grund dieses Unterschiedes kann in der ursprünglichen Einrichtung der Seele liegen, oder gewiß in der mehr, oder minder, vollkommenen Organisation des Körpers.

b) Die erworbene Logik ist die nach und nach entstandene Fertigkeit im Denken.



Diese kann wieder zweyfach seyn: a) die gemeine, natürliche, und b) die wissenschaftliche, künstliche.

a) Die gemeine ist die Fertigkeit im Denken, ohne, daß man ein deutliches, gründliches und zusammenhängendes Kenntniß von den Denkgesetzen hat, die man anwenden muß, wenn man richtig denken will.

b) Die wissenschaftliche hingegen ist die Fertigkeit, welche nach deutlich, gründlich und zusammenhängend erkannten Denkgesetzen ausgeübet wird.

Der gemeine Denker unterscheidet sich von dem künstlichen dadurch, daß er keine Denkgesetze, keine Gründe, kennt, warum er so, und nicht anders, denkt, daß er sich keine Rechenhaft über seine Gedanken und die Ordnung derselben geben, sondern sich nur auf sein stummes Gefühl berufen kann.

Die wissenschaftliche Logik ist also jener Theil der theoretischen Philosophie, welcher die Natur des menschlichen Verstandes untersucht, und die Grundsätze vorträgt, nach welchen man den Verstand anwenden muß, um Wahrheit von Irthum zu unterscheiden.

II. Die Philosophen, welche die Logik bisher bearbeitet haben, kommen alle darinn überein, daß sie selbe für ein Organon aller übrigen Theile der Philosophie und der ganzen Gelehrsamkeit halten, und wirklich haben die größten Männer, als: Aristoteles, Baco von Verulam etc. die Logik ein Organon genannt. Aber wenn es zu einer näheren Bestimmung kömmt, weichen sie sehr von einander ab, und in diesen Abweichungen liegt der Grund, warum die Systeme der Logik so sehr verschieden sind. Man muß hier drey Classen der Logiker unterscheiden:

a) Einige sehen die Logik als Erfindungskunst, Diätetik, des menschlichen Verstandes an, und behandeln sie auch nach dieser Idee, sie suchen die mancherley Unterschiede der Ideen, Urtheile und Schlüsse festzu-



festzusetzen, dann allerley Formeln heraus zu bringen, vermittelst welcher vorher unbekannt gewesene Wahrheiten entdeckt werden können. Vorzüglich haben die Logik nach dieser Idee **Wolff**, **Baumgarten** und **Hollmann** behandelt.

b) Andere sahen die Logik als **Heilungskunst**, **Pathologie**, des menschlichen Verstandes an, und bemüheten sich, die Natur der Logik aufzusuchen, dann die Quellen der Irrthümer zu entdecken, und sich gegen diese durch nützliche Regeln zu schützen, durch Regeln nämlich, welche die Seele in vorkommenden Fällen aufmerksam machen und warnen können. Wahrheit, sagen sie, wird schon von selbst kommen, wenn der Geist nur von Irrthümern frey ist.

c) Noch andere haben die Logik als **Naturgeschichte**, **Anatomie** und **Physiologie**, des menschlichen Verstandes angesehen. Diese bemüheten sich, die mancherley Erkenntnißkräfte des menschlichen Verstandes zu entdecken, zu zeigen, wie diese sich äußern, sie in ein System zu bringen, und dann erst die Regeln festzusetzen, um Wahrheit von Irrthum zu unterscheiden. Vorzüglich haben **Locke**, **Reid** und **Feder** dieser Idee nachgearbeitet.

Nun fragt es sich aber, zu welcher Classe wir uns wenden sollen? — Man muß alle drey Ideen verbinden, um ein vollkommenes Ganzes heraus zu bringen.

Die Logik ist also die Wissenschaft der Natur, Cultur und Leitung des menschlichen Verstandes.

Ihre Haupttheile sind:

- a) Natur des menschlichen Verstandes;
- b) Natur des Wahren.

III. Es geht der Logik, wie allen Wissenschaften überhaupt, daß ihr Werth von einigen zu sehr erhoben, von anderen zu sehr erniedriget wird. Letzteres aber hat die Logik am meisten erfahren. Wir wollen also



also die Gründe, sowohl derer, welche von dem Werthe der Logik überzeugt sind, als auch derer, die sie verachten, ihr gar keinen, oder einen sehr geringen, Werth zuerkennen, betrachten.

Erstere sagen:

a) Die Logik macht zum gründlichen und systematischen Studium der Philosophie und aller höheren Wissenschaften geschickt, denn

a) sie untersucht die Natur des Verstandes, welcher der Schöpfer und Sitz aller Wissenschaften ist, sie untersucht die Natur des Denkens, das ist, das Vermögen und die Einrichtungen des Verstandes, und die Gesetze, das Wahre von dem Falschen zu unterscheiden;

b) sie trägt die Grundsätze und Regeln vor, wie man den Verstand mäßig gebrauchen solle, um Wahrheit und Irrthum zu unterscheiden, und in dieser Rücksicht leistet sie viererley Vortheile:

a) Sie bestimmt die allgemeinen Kennzeichen der Wahrheit und die höchsten Gründe der Zuverlässigkeit;

b) sie suchet die besonderen Gründe und Kennzeichen der Wahrheit bey dem Empfinden, Denken und Glauben;

c) sie suchet die Natur und die Quellen der Irrthümer auf, und giebt die Mittel an die Hand, wie man sich von Irrthümern befreyen, oder, wenn man deren keine hat, vor denselben hüten könne; endlich zeigt sie

d) die Quellen der menschlichen Erkenntnisse;

b) sie verschaffet auch grosse Vortheile im gemeinen Leben; denn

a) die deutliche, fertige und gründliche Unterscheidung der Wahrheit von dem Irrthume ist an sich selbst höchst angenehm, und gewähret auch

b)



b) dem geselligen Menschen sowohl, als dem einsamen, nicht geringe Vortheile, da sie die Wahl und das Verhalten des Menschen bestimmt, und seinem Leben die gehörige Richtung giebt. Wie oft ist ein einziger Irrthum die Quelle von einer ganzen Reihe unglücklicher Begebenheiten?

c) Wahre Glückseligkeit kann nicht ohne Tugend bestehen, und sollte wohl die Tugend nur das Lob des unwissenden, des ungeläuterten, Verstandes werden, oder soll sie vielmehr nur mit dem regelmäßigen Gebrauche des Verstandes Hand in Hand gehen? —

Leptere, nämlich die Feinde der Logik, sagen:

a) Man brauche keinen Unterricht im Denken, die Natur selbst sey hier die beste Lehrerin, das Erkenntnißvermögen sey eine Gabe der Natur, die sich ohne allen wissenschaftlichen Unterricht äußere. — Allein die Grundsätze, nach welchen wir unser Erkenntnißvermögen gebrauchen sollen, um Wahrheit von Irrthum zu unterscheiden, sind keine Gabe der Natur, diese müssen also durch Unterricht erworben werden. Im Kreise des gemeinen Lebens kann man freylich oft ohne Anlei- tung das Wahre von dem Falschen, das Recht von dem Unrecht unterscheiden, aber es giebt oft verwickeltere Fälle, wo man allgemeine Merkmale des Wahren und Falschen, deutlich bestimmte Gesetze über Recht und Unrecht, haben muß. — Sie wenden ferner ein:

b) Man müsse natürlich, nicht künstlich, denken, die künstliche Logik blende den gesunden Menschenverstand, und erzeuge nicht selten den so schädlichen Dünkel der Wahrheit. — Man muß zwar natürlich denken, das heißt, nach den von der Natur bestimmten Regeln, aber eben die Logik ist es, welche diese Gesetze ausspricht, und in zusammenhängenden Formeln vorträgt. Es kömmt bey dem Denken vorzüglich auf eine Anlage und auf die erste Richtung des

jungens



jungen Verstandes an, aber ein ungeleitetes Denken hat  
 noch kein vollkommenes Product hervorgebracht, und die  
 natürlichen Fähigkeiten können durch Unterricht  
 und Übung sehr erhoben werden. Das Gefühl  
 des Wahren wird durch die künstliche Logik nicht ge-  
 blendet, sondern vielmehr geschärft und geleitet.  
 Regeln blenden das wahre Genie nicht, sondern  
 bewahren es vor Ausschweifungen, und bringen  
 es in das Geleis zurück, wenn es daraus geschritten  
 ist. Nichts ist endlich so geschickt, vom übertriebe-  
 nen Dogmatismus abzuhalten, oder zurück zu  
 bringen, als das Studium der Logik, welche unter ande-  
 ren auch den Grundsatz aufstellt, daß nichts ohne, oder  
 wider, wichtige Gründe entschieden, und die Entschei-  
 dung nicht über den Gehalt der vorhandenen Gründe  
 hinausgesetzt werden solle. — Endlich sagen sie:

c. Jene, die bey der Logik grau geworden sind,  
 haben wenig gesunde und brauchbare Denkart,  
 wenig reifen Verstand, geäußert, da doch andere,  
 welche die Logik immer hintansetzten, die richtigsten  
 Denker waren. — Das erstere mag wohl von jenen gel-  
 ten, welche die scholastische Dialectik getrieben haben.  
 Diese beschäftigten sich mit leerem Wortkram und mit  
 einer Syllogistik, welche mehr sophistisch, als  
 gründlich, schließen lehrte. Das zweyte ist von je-  
 nen zu verstehen, die keine Schullogik gelernt haben;  
 aber diese konnten sich wohl die Gesetze des Denkens  
 selbst bemerkt, und durch Nachdenken und Erfah-  
 rung mit der Logik vertraut gemacht haben. Schrift-  
 steller, die sich um eine gereinigte Logik nie bekümmert  
 haben, begehen wohl häufige Fehler, die sie sonst nicht  
 begehen würden. Sie sind unrichtig in ihren Sätzen,  
 unbestimmt in ihren Urtheilen, man vermißt bey ihnen  
 den geschlossenen Gang der Ideen, ordentliche Zusam-  
 menstellung der Sätze und Haltung der Gegenstände. —  
 So rächet sich die Logik an denen, die sie verschmähen.



# Erstes Hauptstück.

Von dem

Erkenntnißvermögen und den dahin gehö-  
rigen Berrichtungen der Seele.

## Erster Abschnitt.

Von der Seelenlehre überhaupt.

**E**s ist nothwendig, hier einige allgemeine Kenntnisse von der Seele überhaupt voraus zu schicken, da es unnatürlich wäre, von dem Verstande, welcher eine Hauptfähigkeit der Seele ist, zu sprechen, ohne die Seele selbst, nämlich das Subject des Verstandes, zu kennen. Die Philosophie beschäftigt sich nicht bloß in einem ihrer Theile mit der Seele. Hier ist die Absicht, vermittelst solcher Erfahrungen, die jeder Mensch hat, oder gar bald sich verschaffen kann, denjenigen Grund zur Seelenlehre zu legen, auf welchen die specielleren Betrachtungen der Logik gebauet, und wodurch die subtileren Untersuchungen der Metaphysik vorbereitet werden können.

Die Kenntnisse, welche die Seele zum Gegenstande haben, heißen psychologische Kenntnisse.

Wie ist aber das Kenntniß von unserer Seele beschaffen? — Es giebt einige, welche mit Cartes behaupten, daß es leichter sey, in der Psychologie richtige und erweiterte Einsichten zu erhalten, als in der Naturlehre. Diese sagen, die Seele habe es bey

psycho=



psychologischen Untersuchungen mit sich selbst zu thun, dasjenige, was die Seele hier zum Gegenstande habe, sey ihr Selbst, da wir im Gegentheile von demjenigen, was außer uns ist, nur durch Vorstellungen Kenntnisse erhalten. In der Psychologie, fahren sie fort, habe es die Seele nur mit einem einzigen Gegenstande, nämlich mit der denkenden und wollenden Substanz, zu thun, in der Naturlehre aber biete sich ein Aggregat von unzählbaren Substanzen dar, die unsere Aufmerksamkeit, unsere Beobachtungen und unser Nachdenken fodern. Wenn nun eine Lehre sich nur mit einem einzigen Gegenstande beschäftigt, wenn wir diesem allein unsere Aufmerksamkeit schenken können, nur an ihm Eigenschaften zu beobachten, nur über ihn nachzudenken, haben, so müsse unser Kenntniß von demselben weit deutlicher, reichhaltiger und erschöpfender seyn, als, wenn wir, wie in der Naturlehre, von einer Menge Gegenstände hingerissen werden, deren jeder für sich unsere Erkenntnisfähigkeit beschäftigt, und unseren Geist zerstreuet.

Allein dieser Anschein von Leichtigkeit verschwindet sehr bald, wenn wir die Sache genauer überlegen. Philosophen vom ersten Range klagen über den Mangel an deutlichen und richtigen Kenntnissen von der Seele. Es lassen sich auch unwiderlegbare Gründe angeben, warum wir von unserer Seele so wenig wissen. Diese sind:

a) weil die Seele bey psychologischen Untersuchungen nicht allein Beobachterin und Erforscherin, sondern auch der zu beobachtende und zu erforschende Gegenstand, zugleich ist. Hier kommen also leicht Eigenliebe und Gewohnheit in das Spiel. Die Eigenliebe erzeuge Vorurtheile, und diese machen, daß die Seele anders sieht, als sie sollte. Die Gewohnheit aber zieht Mangel an Aufmerksamkeit nach sich;



~~\_\_\_\_\_~~ 69

b) weil die Natur der Seele sehr verwickelt und verborgen ist, und weil ihre Operationen sich so sehr durchkreuzen, ihre Eigenschaften so in einander verwebet sind, daß es oft unmöglich ist, zu bestimmen, wo eine aufhöre und die andere anfange, oder, wo sich die Grenzen des Körperlichen und des Geistigen befinden;

c) weil die Gegenstände psychologischer Untersuchungen nicht verbleibend, sondern vorübergehend sind, und weil es oft unmöglich ist, ihnen dazumahl, wenn sie gegenwärtig sind, seine Aufmerksamkeit zu schenken, z. B. im Zustande der Leidenschaft kann die Seele die Leidenschaft nicht untersuchen u. c.; endlich

d) weil diejenigen, welche Gelegenheit hätten, psychologische Beobachtungen anzustellen, als: Aerzte, die besonders mit Beyhilfe der Anatomie vortrefliche Beobachtungen machen könnten, Seelsorger, Erzieher, Richter u. c. sich selten damit beschäftigen, entweder weil sie die Wichtigkeit derselben nicht einsehen, oder mit der feinen Beobachtungskunst nicht vertraut genug sind, oder von der Schwierigkeit dieses Geschäftes zurück geschreckt werden.

Indessen folget hieraus noch nicht, daß es unmöglich sey, von der Seele richtige Kenntnisse zu erlangen, sondern nur, daß wir diese Kenntnisse nicht anders, als mit vielen Schwierigkeiten erwerben, und also unsere Bemühungen verdoppeln müssen. Wenn es nur wenig ist, was wir mit Gewißheit von unserer Seele wissen, oder mit Grunde vermuthen können, so muß uns dieses Wenige, da es doch den besseren Theil von uns betrifft, und unser Rechtverhalten und unsere Glückseligkeit darauf beruhet, nur desto wichtiger seyn.

Wir wollen daher I. einen Grundbegriff von der Seele angeben; II. die Harmonie zwischen der Seele und dem Körper anzeigen, und III. von dem Ver-



Verstande und Willen der Seele und von ihrer Willkühr und Freyheit handeln.

I. Es ist kein Gegenstand in der Philosophie, worüber man so verschiedene Meinungen hätte, als über die Frage, was ist die Seele? — Indessen lassen sich die meisten dieser Meinungen überhaupt auf zwey Classen zurückführen: Es giebt a) einige, welche die Seele für materiell, und b) andere, welche sie für immateriell halten. Die ersteren heißen

a) Materialisten; die letzteren

b) Dualisten.

Auch diejenigen, welche die Seele für materiell halten, stimmen in ihren Meinungen nicht überein: Manche behaupten, a) die Eigenschaften und Modificationen der Seele seyn nichts anderes, als Eigenschaften der eigentlichen Organisation; andere halten b) die Seele zwar für materiell, unterscheiden sie aber von der Organisation. Die ersteren nennet man

a) grobe; die letzteren

b) feine Materialisten.

Eben so wenig stimmen jene überein, welche behaupten, die Seele sey ein von dem Körper ganz verschiedenes Wesen, denn einige derselben geben dem Körper mehr, andere geben ihm weniger, Antheil bey dem Denkgeschäfte.

Wie werden nun wir zu Werke gehen, wenn wir uns einen richtigen Begriff von der Seele bilden wollen? — Wir werden von etwas Ausgemachtem ausgehen, und damit so lange fortrücken, bis wir endlich einen bestimmten Begriff von der Seele werden erhalten haben.

Jeder Mensch entdeckt sowohl an sich, als an anderen ganz klar und unwidersprechlich zweyerley verschiedene Modificationen, Eigenschaften und Zustände. Diese unterscheidet auch der Sprachgebrauch durch verschiedene Benennungen. Er heißt die einen körperliche,

die



die anderen geistige. So nennen wir z. B. die Verdauung, den Kreislauf des Blutes, die Ausdehnung, die Undurchdringlichkeit, die Empfindungsorgane 2c. Körperliche Eigenschaften und Modificationen, die Schwäche des Kindes und Greises, die Stärke des Mannes 2c. Körperliche Zustände. Andere Eigenschaften, welche wir in uns und in anderen finden, haben mit den eben genannten gar keine Aehnlichkeit, z. B. Wahrnehmen, Denken 2c. mit der Verdauung, mit dem Kreislaufe des Blutes 2c. Diese nennen wir geistige Eigenschaften und Modificationen. Ferner, wenn wir wollen, wenn wir Entschließungen machen, wenn wir handeln, so entdecken wir gar keine Aehnlichkeit mit den körperlichen Zuständen, und so sind auch Freude, Traurigkeit, Unwissenheit 2c. von den körperlichen Zuständen ganz unterschieden. Diese heißen geistige oder Seelenzustände. — Es kommen auch alle Stimmen in dem überein; weswegen Jeder sich selbst und anderen eine Seele zuschreibet, nämlich nicht etwa wegen der Verdauung, Ausdehnung, Undurchdringlichkeit 2c., sondern weil man denkt, sich seiner selbst und der Dinge außer sich bewußt ist, weil man will, sich zu gewissen Handlungen bestimmen kann 2c.

Aus dieser ausgemachten Wahrheit leiten wir nun den Begriff der menschlichen Seele ab.

Die Seele ist also jener Theil des Menschen, welcher das Subject, oder Principium, der geistigen Eigenschaften, Modificationen und Zustände, ist, welcher nämlich den Grund des Denkens und Wollens enthält; oder sie ist dasjenige in dem Menschen, welches Dinge außer sich und in sich wahrnimmt, diese vergleicht, Beobachtungen macht, Untersuchungen anstellet, und sich das Vergangene, Gegenwärtige und Künftige vorstellt; dasjenige endlich, worinn sich das vereinigte Erkenntniß der Theile des Körpers und seiner Modificationen befindet,



findet, und was den Körper willkürlich beweget. (Willkürliche Bewegungen sind solche, zu denen wir uns durch Vorstellungen bestimmen)

Aus diesem Begriffe läßt sich folgendes schließen:

a) Seele und Ich in dem Menschen ist eines und eben dasselbe. Wir nennen nämlich die Seele dasjenige, was denkt, will, sich bestimmet &c. und zugleich sagt man: ich denke, ich will, ich bestimme mich. Locke sagt: Seele! ich bin du, und du bist ich. — Daher ist auch die Redensart meine Seele nicht so richtig, als z. B. meine Empfindungen, meine Gedanken.

b) Jeder unterscheidet an sich die Seele und den Körper. Freylich nicht Jeder gleich deutlich, aber doch im Allgemeinen. Empfinden, Denken, Wollen &c. beziehet man nicht auf den Körper, sondern auf die Seele als das Subject, und den Körper sieht man nur als Werkzeug an. Man hält die Seele für den Besitzer, und den Körper für den Besitz.

c) Der Mensch hat nur eine Seele. Einige haben wegen Verschiedenheit unserer Erkenntnisse und Neigungen, die sich oft widersprechen, zwey Seelen in dem Menschen angenommen, und unter diesen ist auch Küdiger. Sie bemerkten nämlich, daß z. B. die größten Philosophen in ihrem practischen Verhalten oft Thoren sind, daß ein Kranker einen Trunk kaltes Wasser begehret, aber gleich wieder verabscheuet, wenn er an die üblen Folgen denkt &c. — Allein diese Verschiedenheit der Kenntnisse und Neigungen kann wohl in einem und eben demselben Subjecte seyn. Eben dieses Subject handelt nach Beweggründen, und also verschieden, wenn die Beweggründe verschieden sind.

d) Die Seele ist keine Eigenschaft der Organisation. Viele halten die geistigen Modifikationen für Eigenschaften der Organisation, weil dasjenige, was wir Seele nennen, sich nach der Verschiedenheit

heit



heit der Organisation richtet. So ist, z. B. die Denkkraft im Kinde und Greise schwach, im Manne stark, weil die Organisation bey den ersteren schwach, bey dem letzteren stark ist. — Um diese Behauptung zu widerlegen, wollen wir betrachten, was die Organisation ist. Organisation heißt die künstliche Einrichtung und Verbindung der Theile des Körpers. Sie bestehet aus verschiedenen Organen, die wir haben, als: aus den Erhaltungsorganen, z. B. dem Magen, aus den Organen des Kreislaufes, aus den Vorstellungsorganen, nämlich den Nerven, aus den Bewegungsorganen, nämlich den Muskeln. Nun haben die Organe und ihre Vollkommenheit, oder Unvollkommenheit, zwar Einfluß auf die Seele, z. B. der Taube hat kein Kenntniß von dem Schalle, der Blinde kein Kenntniß von der Farbe, mit vollkommeneren Sehorganen sieht man schärfer, als mit unvollkommenen u. s. z. allein daraus läßt sich noch nicht schließen, daß die geistigen Operationen Resultate der Organisation sind. Die Organe sind die Instrumente, welche die Seele nothwendig hat, um zu wirken; wenn man also behaupten wollte, die geistigen Operationen seyn Resultate der Organisation, so wäre dieses eben so ungereimt, als wenn man behauptete, ein Kunstwerk sey das Resultat der Instrumente, nicht des Künstlers. Man gebe einem Tonkünstler ein schlechtes Instrument, und er wird schlecht spielen; man gebe einem Mahler schlechte Farben und Pinsel, und er wird schlecht mahlen. So ist es auch mit den Organen; sind sie schlecht, so wirket die Seele unvollkommen. — Ferner haben wir gesagt, die Seele sey das Subject, in welchem das Bewußtseyn ist; nun ist aber das Bewußtseyn etwas Einfaches, folglich kann es nicht in der Organisation seyn, welche zusammen gesezet ist. — Eben so wenig kann man sich eine getheilte Vorstellung denken; jede Vorstellung sezet ein Subject voraus, und hat daher in der Organisation nicht Platz.



e) Wir müssen also in dem Menschen zwey Principien annehmen, eines für die geistigen, das andere für die körperlichen, Eigenschaften, Modificationen und Zustände. Das erste Principium heißt Seele, das zweyte Körper.

II. Die Seele und der Körper sind mit einander in der engsten Vereinigung, oder Harmonie. Diese Harmonie bestehet darinn, daß die Eigenschaften, Modificationen und Zustände der Seele und des Körpers in einem solchen Verhältnisse mit einander stehen, daß sie wechselweise einander verursachen und aus einander entspringen. So höret man nicht, wenn nicht gewisse Veränderungen in dem Körper vorher gehen; hingegen folgen auch vielerley Veränderungen des Körpers allemahl nur bey gewissen Vorstellungen, oder Begierden der Seele, z. B. ich will die Stellen in dem Cicero nachschlagen, welche auf die Harmonie zwischen der Seele und dem Körper Bezug haben, so gehet diese Verrichtung in dem Körper nicht eh vor sich, als bis ich diesen Entschluß in der Seele gefasset habe.

Bey dieser Harmonie beobachten wir folgende Gesetze:

a) Gewisse Veränderungen entstehen erst dazumahl in der Seele, wenn gewisse Veränderungen in dem Körper vorher gegangen sind, und diese Veränderungen in der Seele richten sich nach der Beschaffenheit der Veränderungen in dem Körper, z. B. damit in der Seele die Vorstellung eines Schalles entstehe, muß in dem Körper, nämlich in dem Gehörsorgane, eine Bewegung vorher gehen, und je nachdem das Organ mehr, oder weniger, bewegt wird, eben so ist auch die Vorstellung des Schalles in der Seele verschieden. — Dieses Gesetz ist auch umgekehrt richtig: Wenn gewisse Veränderungen in dem Körper vor sich gehen sollen, so müssen gewisse Veränderungen in der Seele



Seele vorher gegangen seyn, z. B. die Seele hat Verlangen nach einer Frucht, so entsethet eine Veränderung in dem Körper, der Mund wässert 2c.

b) Die Menschen unterscheiden sich sehr in ihren Geistes- und Willensfähigkeiten, das ist, in Rücksicht des Kopfes und Herzens, und diese richten sich nach der Beschaffenheit des Körpers, z. B. das Kind äußert seine Erkenntnißfähigkeiten anderst, als der Mann, der Phlegmatiker anderst, als der Melancholiker 2c. Eben so verändert das Clima den Körper und mit diesem die Denk- und Willensfähigkeiten, z. B. der Lappländer äußert sich in seiner Denk- und Handlungsart anderst als der Neger 2c. Das nähmliche gilt auch von der Nahrung. — Hieraus fließt nun das zweyte Gesetz der Harmonie: Die Eigenschaften der Seele richten sich nach den Eigenschaften des Körpers, und umgekehrt. Das Innere des Menschen giebt sich durch das Aeußere zu erkennen; wir unterscheiden, z. B. oft bloß vom Ansehen den Mann von Kopf von dem blöden Kopfe, ohne daß wir noch mit dem einen, oder anderen, ein Wort gewechselt haben.

c) Gewisse Zustände des Körpers haben Einfluß auf die Seele; z. B. nach einer mäßigen Mahlzeit, nach einem mäßigen Schlafe, empfindet die Seele Behagen, sie ist heiter und thätig; ist aber der Magen überladen, oder hat man zu lange geschlafen, so ist sie unvermögend, sich zur Thätigkeit zu bestimmen. — Auch dieses Gesetz ist umgekehrt richtig: Gewisse Zustände der Seele haben Einfluß auf den Körper; z. B. die Gesichtsbildung ist anderst im Zustande der Traurigkeit, anderst im Zustande der Fröhlichkeit, der Traurige hat wenig, oder gar keine, Eßlust, der Schmerz verursacht Bangigkeit, Thränen 2c. der Körper wird durch anhaltendes Denken ermüdet und entkräftet 2c.



Aus diesen Beobachtungen nun läßt sich mit Gewißheit schließen, daß zwischen der Seele und dem Körper eine wechselseitige Harmonie bestehe, vermög deren die Veränderungen in beyden wechselseitig aus einander entspringen und einander verursachen. — Die verschiedenen Systeme über diese Harmonie werden in der Psychologie angezeigt werden.

III. Und nun sind wir im Stande, folgende zwey Fragen zu beantworten: a) Ist die Seele ein bloß leidendes, oder ein thätiges, Wesen? b) Welche sind die Grundeigenschaften der Seele?

a) Wir finden in der Seele eine unzählige Menge von Operationen, und unter diesen einen dreyfachen fest stehenden Unterschied. Der Sprachgebrauch hat für diesen Unterschied auch dreyerley Benennungen: a) die vorstellenden Operationen, b) die vollenden Operationen und c) die willkührlichen und freyen Operationen.

a) Unter den vorstellenden Operationen zeichnen sich aus:

a) die Wahrnehmungen, die Vorstellungen der Dinge im Ganzen;

b) die Überlegungen, da man sich Dinge nach ihren fest stehenden Merkmalen vorstellt;

c) die Untersuchungen, da man Gründe und Ursachen aufsuchet.

Aus diesen drey vorstellenden Operationen entstehen daher a) die Ideen, b) die Urtheile und c) die Schlüsse:

a) Ideen sind bloße Vorstellungen, ohne etwas darauf zu beziehen. — Die Ideen bezeichnet man durch articulirte Töne, um sie fest zu halten, und diese heißen Worte.

b) Urtheile sind Beziehungen mehrerer Ideen unmittelbar unter sich, um zu sehen, ob sie übereinstimmen,



men, oder nicht. — Werden Urtheile mit Worten ausgedrückt, so heißen sie **Sätze**.

c) **Schlüsse** sind mittelbare Beziehungen der Ideen, oder aus Urtheilen abgeleitete Urtheile. — Mit Worten ausgedrückt heißen sie **Schlussreden, Syllogismen**.

b) Wir finden aber noch andere Operationen in der Seele, welche von den obigen unterschieden sind; wir empfinden a) **Lust**, oder **Unlust**, oder, was eben so viel ist, **Gefallen**, oder **Missfallen**, b) **Begierden**, oder **Verabscheuungen**. Diese sind also die wollenden Operationen der Seele.

a) **Lust, Gefallen**, entsteht aus dem Gefühle einer Vollkommenheit; **Unlust, Missfallen**, aus dem Gefühle einer Unvollkommenheit, z. B. aus dem Gefühle der Gesundheit entsteht **Lust**, aus dem Gefühle der Krankheit **Unlust**.

b) **Begierde** besteht in dem Vorhersehen einer Vollkommenheit und dem Bestreben, dasjenige wirklich zu haben, was man noch nicht hat, oder in der Bemühung eine bloße Vorstellung zur Empfindung zu machen; **Verabscheuung** in der Bemühung, ein vorher gesehenes Uebel abzuhalten, eine Vorstellung eh zu verdunkeln, als in Empfindung zu verwandeln, z. B. wir haben ehemals eine Rose gesehen und gerochen, nun sehen wir sie wieder, und bestreben uns, den nämlichen Geruch neuerdings zu empfinden, den wir ehemals empfunden haben, so haben wir **Begierde**, die Rose zu riechen; wir wissen hingegen, daß ein Kraut einen unangenehmen Geruch giebt, wir sehen nun dieses Kraut, wenden uns aber weg, oder halten die Nase zu, um die Empfindung des Geruches zu verdunkeln, oder zu verhindern, so haben wir **Abscheu** vor diesem Geruche.

c) Die dritte Classe der Seelenoperationen sind die **willkührlichen und freyen Operationen**, welche a) in **Entschließungen**, b) in **Handlungen** und c) in der **Wahl**, bestehen.



a) Entschliefungen find Bestimmungen zur Thätigkeit, die bey der Vorstellung der Luft, oder Unluft, entstehen, z. B. Jemand liest ein Bücher-Verzeichniß, worinn auch ein Buch enthalten ist, welches er zu haben wünschet, nun bestimmet er sich zur Thätigkeit, das heißt, er nimmt sich vor, hin zu gehen, und das Buch zu kaufen, dann sagt man: er entschlief, er fasse einen Entschluß.

b) Handlungen find wirkliche Anwendungen der Thätigkeit, z. B. da jener hin gehet und das Buch kauft.

c) Wahl ist die Bestimmung zu einer aus mehreren möglichen Thätigkeitsarten, z. B. wenn das nämliche Buch bey mehreren Buchhändlern zu haben ist und jener sich vornimmt, es bey einem von diesen zu kaufen.

b) Da wir nun drey verschiedene Operationen der Seele wahrnehmen, so müssen wir nothwendig schließen, daß auch drey verschiedene Principien in der Seele vorhanden sind. Das Principium der vorstellenden Operationen ist a) das Erkenntnißvermögen; das Principium der wollenden Operationen b) der Wille, und das Principium der willkührlichen und freyen Operationen c) die Willkühr und Freyheit.

a) Das Erkenntnißvermögen, welches auch Verstand, in weitester Bedeutung, nämlich im Gegensatz mit dem Willen, heißt, ist jene Eigenschaft der Seele, welche uns der vorstellenden Operationen fähig macht. — Man kann selbes entweder

a) als Möglichkeitsgrund betrachten, und dann heißt es Erkenntnißvermögen in der eigentlichen Bedeutung; oder

b) als Thätigkeitsgrund, und dann heißt es Erkenntnißkraft.

Bey dem Erkenntnißgeschäfte verhält sich die Seele unstreitig sehr oft leidend, besonders bey den Wahrnehmungen. Es ist, z. B. nothwendig, daß in der Seele Wahr-



Wahrnehmungen entstehen, wenn in dem Körper gewisse Veränderungen vor sich gegangen sind. Allein selbst bey Wahrnehmungen verhält sich die Seele auch oft thätig, sie kann bey gewissen Gegenständen mit Aufmerksamkeit verweilen, oder nicht verweilen, sie kann auch andere Vorstellungen erwecken, um die ersteren zu verdrängen, oder zu verdunkeln. So lüstet es oft den Kranken nach einer Speise, die er sieht, oder riechet, aber die Vorstellung der schädlichen Folgen, welche daraus entstehen könnten, verdunkeln die erstere Empfindung.

Also der Verstand, in weitester Bedeutung, ist das Principium der Empfindungen, Ueberlegungen und Untersuchungen, und der daraus entstehenden Ideen, Urtheile und Schlüsse.

b) Nicht, weil der Mensch Vorstellungen hat, sondern, weil er Lust und Unlust, Begierde und Abscheu, empfindet, schreiben wir ihm einen Willen zu. Der Wille ist also das zweyte Principium der Seelenoperationen, und von dem ersten Principium sehr unterschieden. Er ist diejenige Eigenschaft der Seele, wodurch es geschieht, daß wir bey gewissen Vorstellungen nicht gleichgiltig sind. — Auch er kann entweder

a) als Möglichkeitsgrund betrachtet werden, und dann heißt er Willensvermögen; oder

b) als Thätigkeitsgrund, und dann heißt er Willenskraft.

An dem Willen bemerken wir a) Begierden, b) Neigungen und c) Triebe.

a) Was Begierden sind, ist schon oben gesagt worden.

b) Neigungen sind Bestimmungen des Willens, an gewissen Gattungen der Gegenstände Wohlgefallen, an anderen Mißfallen, zu haben.

c) Triebe sind Bestrebungen, gewisse Gegenstände zu erhalten, z. B. der Trieb der Ehre etc.



e) Wir nehmen in der menschlichen Seele auch willkürliche und freye Operationen wahr. Das dritte Principium der Seelenoperationen ist also Willkühr und Freyheit.

Willkühr ist das Vermögen, durch den Reiz der Vorstellungen, Begierden, Neigungen und Triebe, thätig zu seyn.

Der Mensch hat Willkühr, denn es stehet in seinem Vermögen, seine Vorstellungen zu ändern, sie vollständiger und deutlicher zu machen. Nach den Vorstellungen richten sich seine Neigungen, Begierden und Triebe, also hat er auch das Vermögen, diese zu verändern, und dem zu Folge allerley Bewegungen in dem Körper hervor zu bringen, die nicht bloß aus dessen Mechanismus erklärt werden können.

Freyheit ist die nach deutlichen und vernünftigen Vorstellungen bestimmte Willkühr.

Wenn wir auf uns selbst Acht geben, bemerken wir, daß wir auch Freyheit haben. Der Träge bestimmt seine Willkühr zur Thätigkeit, wenn er die Vernunft zu Rathe ziehet, die ihm die Vortheile des Fleißes darstellt. Wollen wir uns noch mehr von unserer Freyheit überzeugen, so müssen wir uns mit einer Maschine, oder mit dem vernunftlosen Thiere, vergleichen. Warum wird eine Maschine so, und nicht anders, bewegt? Weil sie so, und nicht anders, gestossen, gedrucket, gezogen, wird. Warum bewegt sich das Thier auf diese, und nicht auf eine andere, Art? Weil es solche Empfindungen, solche Triebe, solche Associationen der Ideen, hat. Aber wie wirket der Mensch, wenn er sich von einer Maschine, oder einem Thiere, unterscheiden soll? Nach vernünftigen Vorstellungen, nach Überlegungen. Und dieses macht die Freyheit des Menschen aus.

Ist in der Seele eine einzige Grundkraft, aus welcher sich alle Seelenoperationen erklären lassen? —



Einige Philosophen behaupten, es gebe in der Seele nur eine einzige Grundkraft, welche die Quelle aller Seelenoperationen ist, denn, da die Seele eine einfache Substanz sey, so können in ihr nicht mehrere Grundkräfte, deren jede ein für sich bestehendes Etwas ausmache, angenommen werden; andere sagen, daß zum Denken und Wollen nothwendig verschiedene Grundkräfte erfordert werden.

Die nämliche Frage wird in Ansehung der Triebe gemacht, und auch hier nehmen einige Philosophen nur einen einzigen Grundtrieb, andere nehmen deren mehrere, an. Aber auch jene, welche nur einen annehmen, sind in der Bestimmung desselben nicht einig.

Wir werden diese beyden Fragen weiter unten, an ihrem gehörigen Orte, weilläufiger berühren.

## Zweyter Abschnitt.

Von dem Erkenntnißvermögen und den dahin zu rechnenden Fähigkeiten der Seele.

**W**as ist Natur, was Cultur, des menschlichen Verstandes, und ist die Lehre von beyden wichtig?

Aus der Vorerinnerung wissen wir, daß man dem Menschen einen Verstand zuschreibt, weil in ihm Wahrnehmungen entstehen, die ihn zur Thätigkeit bringen. — Verstand ist diejenige Eigenschaft der menschlichen Seele, wodurch diese den Möglichkeits- und Wirklichkeitsgrund von den mancherley Gattungen und Arten der Dinge erkennet.

Die Natur des Verstandes bestehet in einzelnen Vermögen, Berrichtungen und Zuständen, auch in Gesetzen und Zwecken.

Die



Die Cultur desselben besteht darinn, daß man den mancherley Vermögen des Verstandes verschiedene Vollkommenheiten, deren selbe fähig sind, verschaffe, und sie durch Übung zur regelmäßigen und zweckmäßigen Fertigkeit erhebe.

Diese Lehre ist von großer Wichtigkeit, die Natur des Verstandes verdienet alle Aufmerksamkeit des Denkers, und insbesondere des Logikers. Der Verstand ist der Wegweiser des Menschen, ist er aufgekläret, so leuchtet er mit dem gehörigen Lichte, ist er un- aufgekläret, so leuchtet er mit zu wenigem, oder gar falschem, Lichte. Die nächsten Gründe unserer Urtheile und Handlungen liegen in der Deconomie des Verstandes. Es wäre endlich unmöglich, die Gesetze aufzusuchen, nach welchen der Verstand bey Unterscheidung des Wahren von dem Falschen zu Werke gehen muß, ohne dessen Natur vorher zu kennen.

Was soll man aber in die Lehre der Logik aufnehmen? — Nur dasjenige, was etwas zum Erkenntniß der Wahrheit beyträgt.

Der menschliche Geist ist sich seiner verschiedenen Modificationen bewußt, die er durch die Benennung Vorstellungen zu erkennen giebt, und durch welche er zum Nachdenken, Wollen und Handeln, geleitet wird. Es müssen folglich in der Seele Anlagen, oder innere Möglichkeitsgründe, vorhanden seyn, welche sich zum Theile wirkend, zum Theile leidend, verhalten. Diese Möglichkeitsgründe heißen, in so ferne sie wirkend sind, Vermögen, in so ferne sie leidend sind, Fähigkeiten.

Es ist schwer, zu erklären, was eigentlich Vorstellung sey, doch könnte man sagen, sie sey jene Modification der Seele, die auf etwas hinweist, wie ein Zeichen auf das Bezeichnete.

Es giebt Vorstellungen, deren man sich nicht bewußt ist, andere, deren man sich bewußt ist. —



Letztere heißen Wahrnehmungen, und insbesondere Empfindungen, wenn sie sich auf den Zustand des Wahrnehmenden selbst, hingegen Erkenntnisse, wenn sie sich auf den Gegenstand, beziehen.

Die Erkenntnisse sind anschauend, wenn die Sinne sich unmittelbar auf den Gegenstand richten, sie sind Begriffe, wenn die Seele Merkmale der Gegenstände erkennt.

I. Wie vielerley sind die Erkenntnisvermögen? II. welche gehören in unsere Lehre? und III. in welcher Ordnung müssen sie vorgetragen werden?

I. Um die Arten der Erkenntnisvermögen zu untersuchen, muß man bemerken, daß die Gegenstände zweysach sind: entweder sinnliche, oder nicht sinnliche: erstere, welche unseren Zustand wirklich afficieren, oder einmahl afficiert haben; letztere, welche unseren Zustand nicht wirklich afficieren, und niemahl afficiert haben.

Mit den sinnlichen Gegenständen beschäftigen sich die niederen, mit den nicht sinnlichen die höheren, Erkenntnisvermögen. — Es giebt aber auch Erkenntnisvermögen, welche sowohl bey sinnlichen, als bey nicht sinnlichen, Gegenständen angewendet werden können, und diese heißen die mittleren.

Wir müssen diese Vermögen nicht, nur für sich, sondern auch im Zusammenhange, betrachten. — Es hängt ferner von verschiedenen Ursachen ab, warum die Erkenntnisvermögen so sehr verschieden sind. — Wir wollen also A. von den niederen, B. von den mittleren, C. von den höheren, Erkenntnisvermögen, D. von dem Zusammenhange derselben, endlich E. von ihrer Verschiedenheit und den Ursachen dieser Verschiedenheit, handeln.

Von den Erkenntnisarten würden wir nichts wissen, wenn sie sich nicht durch Thätigkeiten äußerten,  
folg.



folglich müssen auch drey Thätigkeiten: a) die niedere, b) die mittlere und c) die höhere, unterschieden werden.

A. Zu den niederen Erkenntnißvermögen zieht man alle jene Aeußerungen, die sich auf Gegenstände beziehen, welche uns entweder afficieren, oder afficiret haben, das heißt, Empfindungen und Einbildungen.

Daß diese Lehre wichtig ist, läßt sich um so weniger bezweifeln, da die niedere Erkenntnißart, welche von den Sinnen und der Einbildungskraft abhängt, die Grundlage und der Stoff aller übrigen Erkenntnißvermögen ist.

Die niedere Erkenntnißart unterscheidet sich von der höheren dadurch, daß

- a) die Seele mehr leidend, als thätig, ist;
- b) daß sie sich nicht so sehr von den Empfindungen und Einbildungen unterscheidet;
- c) daß die niedere Erkenntnißart mehr Lebhaftigkeit, als eigentliche Deutlichkeit, hat;
- d) daß bey ihr die Ordnung mehr zufällig, als absichtlich, ist; endlich
- e) daß sie nicht so sehr an den willkührlichen Gebrauch der Sprache gebunden ist, als die höhere.

Zur niederen Erkenntnißart gehören zweyerley Dinge: a) Empfindung und Sinne, b) Einbildung und Einbildungskraft.

a) Die Worte Empfindung und Sinne würden keiner Erklärung bedürfen, wenn sie nicht so vieldeutig wären. Empfindung heißt bisweilen

a) jede Wahrnehmung, das ist, jede Vorstellung mit Bewußtseyn, und wird in dieser Rücksicht der dunklen und bewußtlosen Vorstellung entgegen gesetzt; bisweilen

b) eine undeutliche, aber lebhaftere, Vorstellung auch nicht sinnlicher Gegenstände, z. B. des Rechtes oder Unrechtes, und wird der deutlichen Vorstellung,



lung, z. B. einer rechtmäßigen Handlung, entgegen gesetzt; bisweilen

c) die Wahrnehmung dessen, was uns eben afficiret, und wird der Einbildung entgegen gesetzt.

Auch das Wort **Sinn** ist mehrdeutig: **Sinn**, überhaupt, ist das Vermögen der Seele, welches den Empfindungen entspricht.

Die eigentlichen Empfindungen und Sinne sind zweyfach: a) äußere, und b) innere.

a) In den mit Nerven versehenen Theilen des Körpers werden durch die Einwirkung äußerer Gegenstände, oder durch die Wirkung der Theile selbst auf einander, allerley Veränderungen hervorgebracht, und, wenn der Mensch eine solche Veränderung gewahr wird, so empfindet er; wird er sie aber nicht gewahr, so empfindet er nicht, wie, z. B. in einer Ohnmacht zc. Es muß also immer eine, wenn schon noch so dunkle, Wahrnehmung vorhanden seyn, wenn der Mensch empfinden soll. Die äußeren Empfindungen sind also Wahrnehmungen der in den Organen vorkommenden Veränderungen, sie sind Producte der Einwirkungen äußerer Gegenstände, oder der Wirkungen der Theile des Körpers auf einander, dann Producte der Nervenveränderung und Seelenthätigkeit. — Die äußeren Sinne sind jene Einrichtung der menschlichen Seele, wodurch diese die, in den Empfindungswerkzeugen vor sich gehende, Veränderung gewahr wird.

b) Den äußeren Empfindungen stehen die inneren entgegen. Diese sind Wahrnehmungen der Veränderungen der Seele selbst, und ihrer wirklichen Zustände, z. B. des Beyfalles, der Lust oder Unlust, der Freude oder Traurigkeit zc. Ihnen entsprechen die inneren Sinne, nämlich jene Einrichtung der Seele, wodurch diese ihre eigenen Veränderungen unmittelbar erkennen kann.



Auch diese Lehre ist von Wichtigkeit. Zum Erkenntnisse des denkenden und wollenden Menschen wird vorzüglich das Kenntniß der Empfindungen und Sinne erfordert. Die ursprüngliche Quelle aller Erkenntnisse der Wahrheit und des Irrthumes sind die Empfindungen und Sinne. Alle übrigen Vorstellungsarten entwickeln sich aus dem Stoffe, den diese bereiten, daher sie denn der Empfindungen und Sinne bedürfen, wenn sie Entschließungen und Handlungen hervorbringen sollen. In unseren ersten Jahren, da der Grund zu unserm Kopfe und Character gelegt wird, handeln wir bloß nach Empfindungen, und viele handeln so ihr ganzes Leben durch. Wie viel muß also daran gelegen seyn, die Natur der Empfindungen und Sinne zu kennen?

Wir wollen also zuerst a) von den äußeren, dann b) von den inneren Empfindungen und Sinnen insbesondere handeln.

a) Die äußeren Empfindungen und Sinne sind gleichsam die Unterhändler, welche die thierische Masse vermittelst der Organe mit dem Denken und Wollen in Gemeinschaft bringen.

Hier gäbe es sehr viel Merkwürdiges zu betrachten; allein der Logiker kann nicht alles zusammen nehmen, sondern er betrachtet seiner Absicht gemäß nur dasjenige, was auf Wahrheit und Irrthum Bezug hat. Will man also die Natur der äußeren Empfindungen im Bezuge auf Wahrheit und Irrthum kennen, so müssen folgende Fragen bestimmt werden: a) Was muß man bey einer äußeren Empfindung überhaupt unterscheiden? b) worauf beruhet der Unterschied der Empfindungen sowohl bey einem Menschen zu verschiedener Zeit, als bey verschiedenen Menschen zu einerley Zeit?

a) Bey äußeren Empfindungen ist überhaupt zu unterscheiden:

a)



a) der Gegenstand, der entweder unmittelbar, oder mittelbar, auf das Empfindungsorgan wirkt, z. B. bey dem Schmecken werden die Geschmacksnerven unmittelbar, bey dem Sehen, Hören oder Riechen aber werden die Organe nur mittelbar, afficiret.

b) Die Art, wie der bestimmte Gegenstand auf sein bestimmtes Organ wirkt, z. B. ob er stark, oder schwach, in kleinerer, oder größerer, Entfernung, anhaltend, oder vorübergehend, schief, oder gerade zc., gewirkt habe; so werden Töne, die in einiger Entfernung durch die Verschmelzung angenehm sind, oft unangenehm, wenn wir sie in der Nähe vernehmen.

c) Die gegenwärtige Beschaffenheit des Organes, ob es gesund, oder krank, fehlerfrey, oder fehlerhaft, sey, z. B. ein geschwächter Kranker empfindet alles zu stark, das mäßigste Licht blendet das schwache Aug zc.; im Gegentheile werden andere an gewisse Eindrücke so sehr gewöhnet, daß sie von diesen entweder gar nicht mehr, oder nicht so sehr, als die übrigen, afficiret werden, z. B. der Lohgerber an den Geruch des Leders, der Hammerschmied an das Getöse der Hammermühle zc.

d) Die Fortpflanzung des Eindruckes bis zum Gehirne, und die Aufnahme desselben im Gehirne selbst. Darum entstehet keine Empfindung, wenn die Gemeinschaft der Nerven mit dem Gehirne unterbrochen ist, oder, wenn die Lebensgeister zu schwach sind, oder, wenn das Gehirn zu hart, oder zu weich, ist zc.

e) Die aus den im Gehirne geschehenen Eindrücken, oder der materiellen Idee, entstehende Modification der Seele, die auf diesen Eindruck, oder den verursachenden Gegenstand, wie ein Zeichen hinzeigt. Diese Modification heißt Wahrnehmung, Vernehmung, Perception, und, wenn sie stark genug ist,

ent.



entstehet Ueberzeugung der Seele, daß wirklich ein Gegenstand vorhanden ist.

b) Der Unterschied der Empfindungen, sowohl bey einem Menschen zu verschiedener Zeit, als bey verschiedenen Menschen zu einerley Zeit, beruhet:

a) auf der Verschiedenheit der Gegenstände, der Einwirkung derselben, und der Organe;

b) auf der Lage des Körpers und dem Zustande des Mittelthinges, welches zwischen dem Empfindungsorgane und dem Gegenstande liegt; denn diese Mittel Dinge sind größtentheils sehr verschieden, daher denn auch die Empfindungen verschieden seyn müssen, z. B. wenn die Luft wässerig, voll Dünste, ist, so erscheinen die Gegenstände größer, als sie wirklich sind; durch ein grünes Glas scheinen alle Gegenstände grün zc.;

c) auf dem gegenwärtigen Zustande des Organes, oder Körpers des Empfindenden, und auf den zunächst vorhergegangenen Empfindungen, z. B. Käse erwecket Lust zu trinken, und das Getränk schmecket nach genossenem Käse besser, als es sonst geschmecket haben würde; so sagt man auch: der Hunger würze die Speisen zc.;

d) auf dem Zustande der Seele, ob nämlich die Seele mehr, oder weniger aufmerksam, mehr, oder weniger aufgelegt, sey, eine Empfindung zu empfangen; ob sie Vorerkenntnisse, oder keine, ob sie Irigungen, Gemüthszustände, welche sich auf diese Empfindung beziehen, habe, oder nicht habe zc.

Hieraus läßt sich nun erklären, worinn das Wesen einer äußeren Empfindung überhaupt bestehe, nämlich: in dem doppelten Zusammenhange des Gegenstandes und des Mediums mit dem Organe, und des Organes mit der Seelenkraft.

Das Wesen einer äußeren Empfindung bestehet also:



a) in dem Verhältnisse der Wirksamkeit des Gegenstandes und des Mediums zu den Organen, und

b) in dem Verhältnisse der Wirksamkeit der äußeren und inneren Organe zur Seelenkraft.

Aus dieser Betrachtung zieht der Denker folgende Schlüsse:

aa) Die bloße Empfindung zeugt noch von keinem Daseyn eines Außendinges. Dies erhellet aus dem Begriffe der Empfindungen. Empfindung ist bloß die Wahrnehmung des veränderten Zustandes in dem Organe und der Seele, hingegen die Annahme des äußeren Gegenstandes ist schon Urtheil, daß eine äußere Ursache der Veränderung da seyn müsse, und dieses findet sich erst durch wiederholte Vergleichen und Versuche. Es ist also begreiflich:

bb) warum wir uns in Ansehung der Empfindungen nie betrügen, sondern nur in Ansehung der Ursachen, z. B. wenn wir bey einer heftigen Wallung des Blutes große Hitze fühlen, so ist unsere Empfindung nicht falsch, aber wenn wir die Ursache unserer Hitze in der schwülken Luft suchen, so irren wir uns, wenigstens in der nächsten Ursache.

cc) Warum wir nicht annehmen dürfen, daß ein Außending da sey, wenn wir uns genöthiget finden, ein Außending anzunehmen, z. B. wenn man das Aug reibt, oder stößt, so sieht man flammenartige Punkte; so fühlt auch Jemand noch an dem abgenommenen Gliede Schmerzen zc.

dd) daß, wenn auch ein Außending da ist, und das Organ officiret, doch die Empfindung kein Abdruck des Gegenstandes in der Seele sey; denn, Empfindungen sind nur Wirkungen, und oft nur mittelbare Wirkungen des Gegenstandes, die vermittelt eines Mediums erzeugt werden, sie sind nicht Wahrnehmungen des Gegenstandes, sondern nur des veränderten Logik. D der=



berten Zustandes. Wenn wir sie also **Bilder** nennen, so geschieht dieses durch eine Metapher, und, wenn wir die Gegenstände sinnlich characterisiren, so geben wir nur zu erkennen, wie sie uns afficiret haben, was sie für unser Organ sind, und wie sich ihre Einwirkungen von anderen Einwirkungen unterscheiden. So sind, z. B. die Bilder, die in unseren Augen entworfen werden, und die ein anderer darinn wahrnimmt, nicht dasjenige, was wir sehen, sonst müßten wir diese umgekehrten Bilder in ihrer kleinen Gestalt und an ihrem Orte sehen. Solche Bilder sehen wir auch in den Augen derjenigen, die den Star haben. Sie sind also nur eine feine Veränderung in den Nerven, die keine Aehnlichkeit mit derjenigen Veränderung hat, deren Wahrnehmung wir Empfindung nennen, z. B. die Veränderung, die von der Einwirkung der Luft, dem Ton einer Violine ic. entstanden ist.

Wir müßen noch die Natur der äußeren Sinne nach ihrem Antheile bey dem Erkenntnißgeschäfte betrachten. Hier sind folgende Stücke zu merken: aaa) die Empfindungsorgane, bbb) der Zweck der äußeren Sinne, ccc) die Geseze der äußeren Empfindungen, ddd) die Erhaltung und Verbesserung der äußeren Sinne.

aaa) Empfindungsorgane. Die Empfindungen sind in der Seele. Wir nennen, z. B. den Schmerz bey dem Stiche einer Nadel eine Empfindung, der Schmerz liegt nicht in der Nadel, aus welcher er in uns übergetragen wurde, er liegt aber auch nicht in der Hand, in dem Finger, worein wir gestochen worden sind, sondern in meinem Ich, ich empfinde, nur sind in dem Körper die Werkzeuge enthalten, ohne deren Mitwirkung die Empfindungskraft sich nicht äußern würde. Soll nämlich die Einwirkung der äußeren Gegenstände Empfindung hervor bringen, so muß sie bis zum Seelenstige durch dazu bestimmte Theile des Körpers fortge-  
pflan-



pflanzen werden, diese Theile sind die Empfindungsorgane, und bestehen in Nerven. Die Theile des Körpers, welche keine Nerven haben, z. B. die Nägel, Haare etc., bringen keine Empfindung hervor.

An dem Nervensystem haben wir zweyerley zu unterscheiden: aaaa) die inneren Organe, und bbbb) die äußeren.

aaaa) Die inneren sind im Gehirne, sie geben und nehmen den Empfindungen, z. B. die gehörige Spannung der Nerven im Gehirne verschaffet Deutlichkeit und Feinheit der Empfindungen, hingegen Aufschwellungen der Adern im Gehirne, Druck derselben auf das Gehirn, Ausströmungen der Feuchtigkeit etc., schwächen die Empfindungen, verursachen Dunkelheit und Verwirrenheit derselben. So empfinden auch alte Leute, deren Gehirn zu hart ist, sehr schwach etc.

bbbb) Die äußeren sind auf der äußeren Oberfläche des Körpers, und werden auf fünf Classen zurück geführt:

aaaaa) die unter der Oberhaut überall ausgebreiteten Nervenwärtchen sind das Organ des Gefühles;

bbbbb) die auf der Oberfläche der Zunge hervor ragenden Nervenwärtchen sind das Organ des Geschmackes;

ccccc) die Nervenwärtchen der Membrane, welche die Nasenhöhle bedeckt, sind das Organ des Geruches;

ddddd) der Gehörsnerve, der hinter dem Trommelfelle liegt, ist das eigentliche Organ des Gehöres, die übrigen Theile sind nur, um den Schall zu modificieren;

eeeee) das Netzhäutchen im Auge ist das eigentliche Organ des Gesichtes, die übrigen Theile sind nur da, um die Lichtstrahlen durchzulassen, zu brechen und zum Sehen vorzubereiten.



Der Sinn des Gefühles erstrecket sich so weit, als die Nerven, am stärksten ist er in den Fingerspizen. Durch ihn haben wir die Empfindung von Druck, Ausdehnung, Feinheit zc.

Der Sinn des Geschmacks macht uns vermittelt der besonderen Empfindlichkeit der Nervenkömer für die aufgelösten Salze empfindlich.

Der Sinn des Geruches macht uns vermittelt des inneren Zellengewebes in der Nase für die dichten und salzichten Ausdünstungen empfindlich.

Der Sinn des Gehöres macht uns für die tönenden Eigenschaften der Körper und für die zitternde Bewegung der Luft empfindlich.

Der Sinn des Gesichtes unterrichtet uns vermittelt der Lichtstrahlen von den verschiedenen Farben, Bildungen zc., der Gegenstände.

Einige nehmen mehr, als fünf, äußere Sinne an; allein es ist kein Grund dazu vorhanden. Sie sagen, es gebe körperliche Gefühle, z. B. Hunger, Durst zc., die nicht nur keine Gefühls- Geschmacks- Geruchs- Gehörs- Gesichtsempfindungen sind, sondern auch von keinem äußeren Eindrucke hervor gebracht werden. — Dieß zu widerlegen, ist folgendes genug: Gleichwie der Körper äußerlich berührt, gedrückt zc., werden kann, so kann er eben dieses auch innerlich, wie es denn wirklich bey dem Hunger und Durste geschieht. Und warum sollten wir diese Empfindungen nicht für Gefühl nehmen? —

Man theilet die äußeren Sinne in die gröbren und feineren: zu den ersteren gehören das Gefühl, der Geschmack und der Geruch; zu den letzteren das Gesicht und das Gehör. Der auffallende Unterschied zwischen beyden ist dieser: Bey den ersteren ist sich die Seele der Veränderung des Organes bewusst, bey den letzteren aber nicht. Ferner sind die zwey letzteren Sinne



Sinne des Verstandes, Sinne der Schönheit, ohne sie würden sich unsere Anlagen nicht äußern.

bbb) Es wird auch erfordert, daß wir den Zweck unserer Sinne kennen lernen.

Die Bestimmung der äußeren Sinne ist, das Band zu seyn, wodurch die Geisterwelt mit der Körperwelt zusammen hängt und verbunden wird. — Die Seele kann die Einwirkungen der Gegenstände nicht unmittelbar aufnehmen, diese müssen daher in gewissen Werkzeugen gleichsam verfeinert werden, und dieß geschieht durch die Sinne. — Vermitteltst der angenehmen und schmerzhaften Empfindungen soll der Mensch zur Erhaltung und Verwahrung seines Körpers bestimmt werden, diese Empfindungen sollen ihn bewegen, sich die nothwendigen Erhaltungsmittel zu verschaffen, und alles abzuwenden, was den Körper zerstören könnte. — Cicero hat diese drey Zwecke sehr kurz, treffend und erschöpfend zusammen gefaßt, da er sagte: *Natura nobis sensus attribuit tanquam nuncios, tanquam interpretes, tanquam satellites et custodes.*

ccc) Wir müssen ferner die Gesetze der äußeren Empfindungen kennen:

aaaa) Das Gesetz der Entstehung bestimmt die nothwendigen Umstände, die bey der Entstehung äußerer Empfindungen vorhanden seyn müssen. Soll nämlich eine äußere Empfindung entstehen, so muß ein äußerer Gegenstand vorhanden seyn, der entweder unmittelbar, oder mittelbar, mit gehöriger Stärke das Organ afficiret, welches für diesen Gegenstand Empfindlichkeit hat. Ferner muß der Eindruck bis zum Seelensitze fortgesetzt werden, und, wenn er da noch so stark ist, die Seele zum Wahrnehmen bestimmen.

bbbb) Das Gesetz des Unterschiedes. Der Unterschied, das heißt, die Beschaffenheit, Stärke, Ordnung und Dauer der äußeren Empfindungen, richtet sich



nach der Beschaffenheit, Stärke, Ordnung und Dauer der äußeren Eindrücke. Daraus läßt sich erklären, warum eine Empfindung noch fortbauert, wenn auch der äußere Eindruck vorüber ist, z. B. warum man einen ganz feurigen Kreis sieht, wenn man eine Fackel in gewisser Geschwindigkeit herum drehet, da doch die Flamme immer nur an einem Puncte ist 2c.

ccc) Das Gesetz des Verhältnisses der äußeren Empfindungen. Oft verdunkelt eine stärkere Empfindung die schwächere, aber die Seele kann den stärkeren Eindruck verhüten, sie kann bey einem Eindrucke verweilen, oder ihn vorüber gehen, die Empfindungen unter einander mischen, sie kann machen, daß sie sich des schwächeren Eindruckes bewußt ist, während sie den stärkeren zurück läßt. — Noch ein anderes Verhältniß ist zwischen angenehmen und unangenehmen Empfindungen: erstere greifen den Körper mit übereinstimmenden; letztere mit zerstörenden, Richtungen an. Ferner sind jene Empfindungen angenehm, welche die Seelenkräfte erleichtern, jene unangenehm, welche sie einschränken.

ddd) Erhaltung und Verbesserung der Sinne. Wenn wir richtig empfinden sollen, müssen die Organe gesund und vollkommen seyn. Wir können aber unsere Organe durch Ausschweifung, Vermöhnung, oder Unvorsichtigkeit, verderben. Diesem Verderbnisse entgegen man, wenn man zu lange und zu heftige Eindrücke, eine allzustarke Anstrengung und den plötzlichen Uibergang eines Eindruckes zu dem entgegen gesetzten vermeidet, ferner, wenn man den unvorsichtigen Gebrauch, sogenannte Waffen der Sinne zu haben, verhütet.

Die Vollkommenheit der äußeren Sinne beruhet aber:

- aaaa) auf dem Grade der Schärfe und Feinheit;  
 - bbbb) auf der Menge, Manigfaltigkeit und  
 Theilbarkeit der Empfindungen;



cccc) auf dem Grade der Verwandtschaft mit den höhern Kräften und Anlagen des menschlichen Geistes;

ddd) auf der Datur der Eindrücke.

**Scharfe Sinne** hat derjenige, welcher kleinere Gegenstände in einer größeren Entfernung; feine, welcher die feinen Merkmale der Dinge unterscheiden kann. Diese Vollkommenheiten liegen zum Theile in der inneren Einrichtung, zum Theile aber kann man sie sich durch Übung verschaffen. So unterscheidet der Tonkünstler in einem wohlbesetzten Concerte jede einzelne Stimme.

b) Wir kommen nun auf die inneren Empfindungen und Sinne.

Durch die äußeren Sinne werden die Erkenntnißkräfte in Bewegung gesetzt. Dem menschlichen Geiste würden aber die Schätze seiner Erkenntnißkräfte nichts nützen, wenn er nicht wüßte, daß er sie hat. Erkennen, Denken, würde wenig Werth haben, wenn man sich nicht der Gründe und Gesetze bewußt wäre.

Wir nennen das Vermögen des Bewußtseyns dessen, was in dem denkenden und wollenden Subject selbst vorgeht, den inneren Sinn.

Ohne inneren Sinn würde der Mensch keine Selbstkenntniß, keine Selbstmacht, haben, er könnte die Gesetze des Denkens und Wollens unmöglich bemerken, da er nur durch den inneren Sinn Kenntniß von sich selbst erhält. Dadurch zeigt sich die Wichtigkeit des inneren Sinnes, durch welchen die Seele ihre Veränderungen, Zustände und Verhältnisse unmittelbar wahrnimmt.

Es giebt vier Arten der inneren Sinne:

a) das Selbstgefühl, und das Gefühl der Persönlichkeit. Durch ersteres ist die Seele sich ihrer leidenden und thätigen Veränderungen, und folglich auch ihres Daseyns, bewußt; sie ist sich der subjectiven Beschaffenheit ihrer Modificationen bewußt, z. B. daß einige ihrer Ideen klar, andere dunkel, sind &c. — Das



Gefühl der Persönlichkeit ist nur ein höherer Grad des Selbstgefühles. Es bedeutet zweyerley:

a) das Bewußtseyn, das ist, die völlig klare Vorstellung des Unterschiedes der Seele von den Empfindungen, Gedanken und Wünschen, als ihren Modificationen, von den Theilen des Körpers, als ihren Organen, und von den äußeren Dingen, als ihren Gegenständen;

b) das Bewußtseyn des Zusammenhanges ihres gegenwärtigen Zustandes mit dem vergangenen, ihrer numerischen Einheit, daß sie nämlich bey allem Wechsel ihrer Veränderungen immer ein und dasselbe Wesen bleibe.

b) Das Gefühl des Wahren. Durch dieses wird die Seele unmittelbar gewahr, daß bey gewissen Vorstellungsarten, Urtheilen und Schlüssen ihr Beyfall unaufhaltbar, hingegen bey anderen Vorstellungsarten, Urtheilen und Schlüssen dieser Beyfall unmöglich ist. Dieß geschieht dazumahl, wenn die Uebereinstimmung, oder der Widerspruch der Merkmale, unmittelbar einleuchtet.

c) Das Gefühl des Schönen. Durch dieses geschieht es, daß uns einige Vorstellungen der äußeren Sinne, der Phantasie, auch des Verstandes, unmittelbar gefällig, oder mißfällig, sind, und daher von uns für schön oder häßlich, gehalten werden.

d) Das moralische Gefühl. Durch dieses kommen uns gewisse Denk- und Handlungsarten unmittelbar löblich, oder schändlich, vor.

b) Wir gehen auf die Einbildung und Einbildungskraft über.

Das erste, was hier geschehen muß, ist, daß wir einige Erfahrungen voraus schicken, aus denen sich der Begriff von Einbildung abziehen läßt. In der menschlichen Seele entstehen Vorstellungen von Dingen, welche die Seele einmahl empfunden hat, auch dann,  
wenn



wenn die Gegenstände nicht mehr vorhanden sind, z. B. die Vorstellungen von Blumen, Tönen etc., die man einmahl gesehen, gehört etc., hat.

Diese Erneuerung gehabter Vorstellungen heißt **Einbildung**. Die Einrichtung der Seele und des Körpers, welche diese Erneuerung der gehabten Vorstellung möglich macht, heißt **Einbildungskraft**.

Die erneuerten Vorstellungen heißen **Phantasieen, Bilder, Scheine, Ideen der Phantasie**.

Das zweyte, was wir zu bemerken haben, ist der Ursprung der Phantasieen. Bey der Erneuerung der gehabten Vorstellungen bemerket man einen vielfachen Unterschied:

a) bisweilen geschieht die Erneuerung auf das Bestreben der Seele, z. B. wenn wir unsere vorigen Schicksale geflissentlich durchdenken etc., aber bisweilen geschieht sie auch ohne, und oft wider, unseren Willen, wir haben manchmahl die allerfeltfamsten Einfälle;

b) die Erneuerung geschieht bald mit Erinnerung, mit Bewußtseyn, bald ohne Erinnerung, ohne Bewußtseyn, daß man diese Empfindung schon einmahl gehabt hat, z. B. öfter erinnert man sich nicht, daß man irgend einen Gedanken schon gehört, oder gelesen, habe, und sieht ihn, da er nun erneuert wird, für seinen eigenen an, diese Einbildung ist also ohne Bewußtseyn;

c) die Erneuerung geschieht bald gleichgiltig, ohne alle Erneuerung des Vergnügens, oder Mißvergügens, bald mit höherem, gleichem, oder minderm, Wohlgefallen, oder Mißfallen, als jenes war, welches die Empfindung selbst begleitete, z. B. man erinnert sich oft einer erlittenen Unbild. mit größerem Mißfallen, als man sie empfunden hat;

d) die imaginalischen Vorstellungen sind gewöhnlich schwächer und weniger ausgezeichnet, als die sinnlichen, und dadurch unterscheiden wir die Einbildungen



Dungen von Empfindungen, z. B. der eingebildete Genuß ist sicher schwächer als der wirkliche. — Die Empfindungen des Gesichtes und Gehöres können am vollständigsten erneuert werden, weil man an ihnen die meisten Merkmale antrifft, hingegen geschieht es öfter im Traume, da die äußeren Sinne ruhen, und auch im wachenden Zustande, besonders im leidenschaftlichen, da die Empfindungen von imaginalischen Vorstellungen verdunkelt werden, daß man Einbildungen für wirkliche Empfindungen hält. So verdunkelt der Gedanke, daß Jemand unser Liebling, oder uns zuwider, ist, die auffallendsten Fehler bey ersterem, die auffallendsten Vorzüge bey letzterem. Der Schwärmer wird von seinen Einbildungen, wie von Realitäten, afficiert. — Dieser Zustand heißt Illusion, Täuschung, Verblendung, Phantasie. Er rühret von einer anhaltenden Zerrüttung der Gehirnsfibern und von Aufwallungen des Blutes her.

e) Die gehalten sinnlichen Vorstellungen werden bald ganz, das heißt, unverändert, bald theilweise, und zwar in Theilen, die man in den Bildern der Sinne nicht unterschieden hat, bald einzeln, bald in ganzen Reihen, dargestellt, aber die Phantasie kann nichts darstellen, wozu sie nicht die Theile aus Empfindungen herholet. Zum Beispiel glaubt, daß ein Mensch, dem man alle Schattirungen der blauen Farbe, eine einzige ausgenommen, nach ihrer natürlichen Gradation darstellte, sich diese nie empfundene Stufe der blauen Farbe vorstellen könne. — Allein, dieß zugegeben, wäre doch seine Einbildung nur ein gemildertes Bild der höheren, oder ein erhöhtes Bild der abwärts gehenden, Farbe, und er stellte sich die fehlende Stufe durch ein Raisonnement vor.

Das Dritte, was hier zu bemerken kömmt, ist die Abhängigkeit des Zustandes der Phantasie von dem Zustande des Körpers. Der Zustand der Phantasie



tafte heißt hier die Aeußerung der imaginalischen Vorstellungen. Die Anwesenheit, der Zufuß, die Fruchtbarkeit, die Ordnung, die Lebhaftigkeit, die Genauigkeit der Einbildung, richten sich nach der Beschaffenheit des Körpers, und insbesondere der Nerven. Die bekannten Ursachen, woraus sich dieses beweisen läßt, sind folgende:

a) Der Gebrauch hitziger Getränke, der Genuß geistiger Nahrungsmittel, und die dadurch bewirkte Bewegung des Blutes und Nervengeistes, erwecken die Bilder der Phantasie und bringen sie zuletzt in Unordnung. Daher die Geschwägigkeit beyrn Weine, daher sucht mancher Denker seine Meditationen durch Coffee zu beleben, selbst blosser Munterkeit des Körpers belebet die Ideen; rohe und kührende Nahrungsmittel hingegen vermindern die lebhaften Vorstellungen. Die Türken nehmen Opium, um sich in imaginalische Vorstellungen zu setzen, gewisse giftige Pflanzen, wenn sie genossen werden, bringen die Einbildungskraft in die heftigste Bewegung.

b) Mit der Abwechselung des Lebensalters gehen Veränderungen in dem Körper, im Gehirne und mit diesen gleichmäÙig in der Aeußerungsart der Phantasie vor. Das Gehirn des Kindes ist ein flüssiger Brey, der erst im achten Jahre einige Consistenz erhält, daher die verworrenen, undeutlichen, unentwickelten, Ideen der Kinder. Im Jünglingsalter sind die Nerven sehr geschmeidig, der Nervengeist ist leicht beweglich, häufig, daher die starken und lebhaften Phantasieen. Im männlichen Alter sind die Nerven fest, daher stellt sich der Hang zum Nachdenken und Grundforschen ein, die Phantasie erweitert ihr Bilderreich nicht mehr. Vom fünfzigsten Jahre an wird das Gehirn hart, daher ermattet die Einbildungskraft.

c) Die Stärke und Fruchtbarkeit der Phantasie richtet sich auch nach dem Temperamente, und der Feinheit der Organe. Die Phantasie des Sanguinischen



nischen schafft angenehme Bilder, die Phantasie des Melancholischen rückt traurige Scenen hervor. Bey rohen Landleuten ist die Phantasie nicht so lebhaft, als bey dem feiner gebaueten Stadtmann. Die Bilder der Phantasie sind ganz andere bey einem gesunden, als bey einem kranken, oder durch Ausschweifung enterneten, Menschen.

Aus dieser so grossen Abhängigkeit des Zustandes der Phantasie von dem Zustande des Körpers wird es sehr wahrscheinlich, daß das Behalten der Vorstellungen und die Reproduction derselben auf gewissen, durch die Empfindungen erzeugten, Dispositionen der inneren Organe beruhe. Haben die Gegenstände auf die äusseren Organe gewirkt, so kann es seyn, daß die, denselben entsprechenden, Fibern des Gehirnes die Anlage zur Bewegung erhalten, welche das Object selbst hervor gebracht hat. Ist diese Anlage so stark, daß die inneren Organe ohne Einwirkung des Gegenstandes in jene Bewegung gerathen, so ist diese Idee gefaßt und behalten. — Man nennet auch diese innere Anlage materielle Idee, besser aber Spuren der Ideen. Werden diese Spuren mit, oder ohne, Zuthun der Seele erneuert, so werden auch die gehaltenen Vorstellungen erneuert. Wir fühlen, daß, wenn wir uns, eine Vorstellung zu erneuern, bestreben, die Seelenthätigkeit gegen das Organ gehe, durch welches der Eindruck eingegangen ist. Das Behalten fodert oft eine Zeit, das heisst, die Organe müssen geübt werden, um in die vorige Bewegung zu gerathen.

Das vierte, was wir hier zu kennen haben, sind die Vortheile und Nachtheile der Phantasie. — Die Vortheile erhellen aus folgenden Gründen:

a) ohne Phantasie würde der Mensch keiner Aus- bildung fähig seyn, er würde maschinenmäßig bloß durch gegenwärtige Eindrücke und nach dem Verhältnisse ihrer Stärke in Bewegung gesetzt. Durch die Einbildung er-  
weitert



weiterr der Mensch seinen Erkenntnißkreis, er wird des Bewußtseyns des Vergangenen und Künftigen fähig. Sie ist gleichsam das Behältniß, in welchem der durch die Sinne eingegangene Erkenntnißstoff in verschiedene Reihen gebracht wird, um von dem menschlichen Verstande zu höheren Erkenntnissen verarbeitet zu werden.

b) Die Einbildungskraft im Besitze jener Vollkommenheiten, deren sie fähig ist, macht ein wesentliches Bestandstück des Beobachtungsgeistes, dann des Geschmackes, das ist, des zarten Gefühles des Schönen und Schicklichen, endlich des philosophischen Geniees, aus.

c) Redner und Dichter haben dieser Fähigkeit des Geistes ihre stärksten Figuren zu danken. Endlich weiß man, daß

d) durch die bloße Phantastie viele Krankheiten geheilet worden sind.

Aber eben diese so wichtige Fähigkeit des menschlichen Geistes verleitet den Menschen oft zu den sonderbarsten Ausschweifungen. Er faffet falsche und unvollständige Bilder auf, entsetzet die wahren, und realisiret sie in der falschen Gestalt, die er für wahr aufnimmt.

Das fünfte, worauf hier zu sehen ist, sind die Vollkommenheiten dieses Vermögens, und die Art, es zu vervollkommenen.

Die Phantastie ist ein Vermögen von der größten Wichtigkeit, sowohl bey Denkgeschäften, das ist, bey der Entwicklung der höheren Geistesfähigkeiten, als auch in moralischer Hinsicht, das heißt, in Ansehung der Neigungen und der Zufriedenheit des Menschen. Wenn also dieses wahr ist, so muß man die Vollkommenheiten, deren die Phantastie fähig ist, und die Art, dieses Vermögen zu vervollkommenen, kennen.

Die Vollkommenheiten der Phantastie sind:



a) **Reizbarkeit**, wenn sich nämlich die Phantasie leicht und zu rechter Zeit, absichtlich, nicht bloß zufällig, in Thätigkeit setzen läßt.

b) **Reichhaltigkeit**, wenn sie ihren Ideenreichtum ohne Anstrengung darstellt.

c) **Stärke**, wenn sie ihre Bilder in einem hohen Grade der Klarheit hergießt, wenn sie mitten unter geräuschvollen Zerstreuungen Eindrücke tief zu fassen im Stande ist, und die Ideen vollkommen ausgebildet liefert.

d) **Biegsamkeit**, wenn sie sich schnell in andere Reihen von Bildern versetzen kann.

e) **Regelmäßigkeit**, wenn sie immer schickliche, den Gesetzen des Wohlstandes und der Wahrscheinlichkeit angemessene, Bilder in Vorschein bringt.

f) **Mittheilbarkeit**, wenn sie ihre schönen Geschöpfe in angemessenen Ausdrücken so darzustellen vermag, daß sie auch in anderen so lebhaft werden, als sie es in dem sind, der sie zuerst erfunden hat.

Auch bey diesen Vollkommenheiten kömmt es auf die Beschaffenheit des Gehirnes und des Nerven-geistes an, ob sie nämlich dick, oder fein, leicht beweglich, oder träg, schnell, oder langsam, in grosser, oder kleiner, Menge vorhanden sind.

Die Phantasie ist zum Theile nicht in unserer Gewalt, indessen kann die Seele doch in Beziehung auf sie verschiedenes wirken. Sie kann:

a) die Sinne und die Aufmerksamkeit vervollkommen. Erstere werden vervollkommenet, indem sie geschärft und verfeinert werden; letztere wird vervollkommenet, indem sie ausgedehnet, angestrengt und anhaltend gemacht wird.

b) Sie kann die inneren Organe üben, in denen die durch die entstandenen Empfindungen und Vorstellungen erzeugten Spuren enthalten sind.



Daher kömmt es, daß die Phantasie desto vollkommener ist:

a) je klärer, ausgezeichneteter und öfter die Empfindungen waren;

b) je frischer und munterer die Spuren der Empfindungen sind, das heißt, je kürzer die, seit dem Eindrücke verstoffene, Zeit ist;

c) je aufgelegter das Gehirn ist, in die vorige Bewegung zu gerathen, und je weniger die Organe durch heterogene Gegenstände afficiret werden.

Das sechste, worauf hier zu sehen ist, sind die zwey Hauptwirkungsarten dieses Vermögens.

Die Phantasie wirket auf sehr verschiedene Arten: Sie macht die sinnlichen Ideen noch bildlicher, stellet abwesende Gegenstände als anwesende und nicht sinnliche als sinnliche vor, z. B. die Tugend in Gestalt einer Person 2c.; sie vergrößert und verkleinert die Bilder, macht Riesen und Pygmaiden; sie verbindet die Theile ihrer Bilder, und macht wieder andere, neue, daraus. — Vorzüglich lassen sich aber ihre Wirkungen auf zwey Hauptarten zurückführen:

a) Sie vereiniget die sinnlichen Bilder, z. B. der Bäume, Gärten, Hunde 2c., in ein allgemeines, weniger ausgezeichnetes, Bild, als die einzelnen waren. Dieß geschieht oft absichtlich, aber oft fließen unabsichtlich mehrere sinnliche Bilder in etwas Aehnliches zusammen, z. B. wenn man verschiedene grüne Farben gesehen hat, so fließt das Aehnliche derselben in Eines zusammen, und dieses Eine ist dann der allgemeine Begriff der grünen Farbe. — Die auf solche Art entstandenen Bilder heißen sinnliche Abstracte, und sind die Grundlage der eigentlichen höheren abstracten Begriffe. Sie sind noch immer mehr den bekannten Individuen gleich, vermittelst ihrer wird man sich in einzelnen Fällen bewußt, daß es noch mehrere dergleichen Dinge giebt. — Die Phantasie, in so ferne sie sinnliche



liche Abstracte bildet, heißt das sinnliche Absonderungsvermögen, nämlich dasjenige Vermögen, wodurch das Ähnliche mehrerer sinnlicher Bilder gleichsam ausgezogen wird.

b) Sie setzet die Bilder aus einander, sie verbindet sie, oder wenigstens verschiedene Theile derselben, wieder, und schaffet neue Bilder daraus. Nach dieser Wirkungskraft heißt sie Dichtkraft, Dichtungsvermögen, oder bildende Phantasie. Sie ist nicht nur Schöpferinn der Fannen, Hayne, geflügelten Pferde &c., sondern auch des größten Schazes, den uns die Wissenschaften und Künste liefern. Ihr haben wir die Producte der alten und neueren Dichter, Bildhauer, Mahler u. s. w. zu danken. Die Schönheiten dieser Werke übertrefen die Schönheiten der Natur, denn sie vereinigen die Vollkommenheiten in eines, welche die Natur zerstreuet anbringen mußte, um die Totalvollkommenheit heraus zu bringen.

Wenn die Einbildung schöne, oder gründliche, Gedanken leicht, mit vieler Klarheit, Lebhaftigkeit und Zweckmäßigkeit zusammen setzet, heißt sie Genie. — Darum schreiben wir Dichtern, Bildhauern, Malern &c., ein Genie zu, wenn sie neue Producte hervor bringen.

Ist die menschliche Seele bey der Einbildung mehr leidend, oder mehr wirkend? — Ihre Selbstthätigkeit äußert sich dadurch, daß sie uns oft allerley Ideen absichtlich erneuert, daß sie die natürlich zustießenden Ideen entweder verfolget, oder entfernt, endlich, daß sie die sich unwillkührlich aufdringenden Ideen und Vorstellungen durch sinnliche Eindrücke verdunkelt.

Wir haben nun die Sinne und die Phantasie betrachtet. Diese sind die Quellen aller natürlichen Vorstellungen. Durch die Sinne werden Vorstellungen aufgenommen, durch die Phantasie werden sie behalten, in allerley Reihen gebracht und in sinnliche Abstracte zusammen-



sammen gesehet. Es würde uns aber das Vermögen, von Gegenständen officieret zu werden, und Vorstellungen von ihnen zu haben, nichts nützen, wenn wir sie nicht zu Gegenständen unseres eigentlichen Denkens machen könnten. Dieses geschieht

B. durch die mittleren Erkenntnißfähigkeiten, nämlich: a) durch Aufmerksamkeit; b) durch Ueberlegung und Reflexion; c) durch Abstraction; d) durch Vergleichung; e) durch Gedächtniß und Erinnerung; f) durch Vorhersehung; g) durch Beziehung.

a) Die Aufmerksamkeit ist die Richtung und Spannung seiner Erkenntnißkraft auf die Vorstellung eines bestimmten Gegenstandes, wodurch die Vorstellungen der Seele klar, oder klärer, werden, als andere, und wodurch die Seele sich dieser Vorstellungen bewußt, oder mehr, als anderer, bewußt wird.

Die Aufmerksamkeit ist

a) nicht willkürlich, wenn sie von einem allzuheftigen Eindrücke bewirkt wird, oder

b) willkürlich, wenn wir unsere Erkenntnißkraft aus eigenem Antriebe irgend wohin anwenden.

Dieses Vermögen ist von großer Bedeutung, wir wollen daher: a) die Ursachen, welche die Aufmerksamkeit erzeugen, oder auch zerstreuen, b) die Wichtigkeit und Vollkommenheit der Aufmerksamkeit, und c) die Art der Bervollkommnung derselben, beleuchten.

a) Die Ursachen sind theils körperlich, theils geistig: erstere sind ein starker sinnlicher Eindruck angenehmer, oder unangenehmer, Reize; letztere liegen ganz in der Ideenverbindung. Alles nämlich, was

a) angenehme, oder unangenehme, Eindrücke auf uns macht, reizet unsere Aufmerksamkeit; alles, was

b) mit unseren Kenntnissen, Meinungen und Absichten übereinstimmende Kennzeichen hat,



was unsere Ideen aufzufrischen im Stande ist, spornet uns zur Aufmerksamkeit; endlich macht uns

c) alles Neue aufmerksam, weil es einen körperlichen Eindruck auf uns macht, und wir etwas Angenehmes, oder Unangenehmes, daraus erwarten.

b) Die Wichtigkeit und Vollkommenheit der Aufmerksamkeit: Die Aufmerksamkeit hat einen ausnehmenden Einfluß auf die Beschaffenheit der Erkenntnisse, der Handlungsarten und der Bildung des Menschen. Von ihr hängt nicht nur Licht und Reichthum, sondern auch Vollständigkeit, Richtigkeit und Zuverlässigkeit, unserer Erkenntnisse ab. Ohne sie läßt sich kein ausgebildeter Verstand denken, keine Deutlichkeit, keine Bestimmtheit, keine Ordnung in den Begriffen; ohne sie herrschet überall Verwirrung und Armuth, die Begriffe stimmen weder mit einander, noch mit ihren Gesetzen, überein, aus solchen Begriffen aber entstehen falsche und unüberlegte Urtheile, zweckwidrige Entschlüsse und unrichtige Handlungen. — Die Wichtigkeit der Aufmerksamkeit läßt sich also nicht bezweifeln, und wir müssen daher auch die Vollkommenheiten der Aufmerksamkeit kennen. Diese sind:

a) Ausdehnung: Sie beruhet auf der Menge der Gegenstände und Vorstellungen, die man sich zu gleicher Zeit, und klar, macht. Diese Gegenstände sind öfter sehr zusammen gesetzt, und fodern dann eine schnelle Vergleichung und Ubersicht, z. B. das Schachspiel 2c.

b) Neuzerung: Sie beruhet auf dem Grade der Klarheit und des Bewußtseyns, womit wir diese Vorstellungen auffassen. Bey Kindern ist die Aufmerksamkeit sehr gering, weil ihre Nerven noch keiner Spannung fähig sind, weil ihr Vorrath von Kenntnissen noch zu gering ist, um Vergleiche anzustellen, endlich, weil sie noch keiner ernsthaften und anhaltenden Absichten fähig sind. Deswegen verhalten sich Kinder zu Erwachsenen



senen, wie z. B. einer, der irgend eine Pflanze nur obenhin ansieht, zu einem Botaniker. — Auch bey den Alten ist die Aufmerksamkeit sehr schwach, theils wegen der minderen Reizbarkeit ihrer Organe, theils wegen des Vorurtheiles für das Alte.

c) Anhalten: Es beruhet auf der Länge der Zeit, durch welche man die Aufmerksamkeit fortsetzen kann. — Entgegen gesetzte Fehler sind: Flüchtigkeit, wenn wir von einem Gegenstande zu dem anderen schnell und ohne Vergleichung springen; Betäubung, wenn wir bey mehreren Vorstellungen gleich so betroffen werden, daß wir den Muth, länger anzuhalten, verlieren; und Zerstreuung, wenn uns fremde Gegenstände leicht von unseren Vorstellungen abziehen.

d) Feinheit: Sie bestehet darinn, daß man bey allerley Reizungen der Zerstreuung, doch die Aufmerksamkeit auf einen bestimmten Gegenstand richten kann.

c) Die Arten, auf welche man die Aufmerksamkeit vervollkommen kann, lassen sich in folgende Regeln zusammen fassen:

a) Man stelle sich den großen Werth der deutlichen, bestimmten, wohlgeordneten, zusammenhängenden und zuverlässigen, Erkenntnisse, und den Nachtheil der entgegen gesetzten, vor;

b) Man nehme sich vor, jede Gelegenheit zu benützen, die sich darbietet, sich neue, oder erweiterte, Kenntnisse zu erwerben;

c) Man gebe seinem Körper und den Empfindungsorganen eine, zur Aufmerksamkeit schickliche, Stellung, und lasse sie dann ruhen;

d) Man trete endlich mit solchen in Verbindung, die Muth haben, zur Aufmerksamkeit aufzufodern, und Geschicklichkeit, sie zu erhalten.

b) Ueberlegung, und das, dieser Thätigkeit entsprechende, Reflexionsvermögen: Durch die Auf-



merksamkeit unterscheidet man einzelne Dinge so, daß man eines mit dem andern nicht vermenget; durch die Ueberlegung unterscheidet man das Manigfaltige, die Theile, die Beschaffenheiten, die Verhältnisse, in eben dem Dinge, z. B. bey einer Frucht unterscheidet man Gestalt, Farbe, Fleisch, Kern, Geschmack etc. Die Ueberlegung ist also ein höherer Grad der Aufmerksamkeit; die Aufmerksamkeit betrachtet das Ganze, die Ueberlegung die einzelnen Theile. — Man hat also von ihrer Wichtigkeit, ihrer Vollkommenheit, und der Art, sie zu vervollkommen, das nähmliche zu halten, was kurz vorher von der Aufmerksamkeit gesagt worden ist. Je mehr man in einem Dinge unterscheidet, z. B. Theile, Theile der Theile, Eigenschaften, Verhältnisse etc., desto nützlicher sind unsere Begriffe:

a) zur Beurtheilung der Dinge;

b) zum Gebrauche der Dinge;

c) zur Bestimmung unseres Willens, unserer Begierden und Neigungen.

c) **Abstraction:** Durch diese stellet man sich die bemerkten Theile, Eigenschaften, Verhältnisse etc., einzeln vor, und unterscheidet sie mit besonderen Nahmen, ohne auf das Ding selbst zu denken, an welchem man sie wahrgenommen hat, z. B. man hat an dem Zucker die weiße Farbe, die Sprödigkeit und den süßen Geschmack bemerkt, diese Eigenschaften kann man sich vorstellen, ohne an den Zucker zu denken, und so werden wir in den Stand gesetzt, das Allgemeine der Dinge auf Arten und Gattungen zurück zu bringen.

d) **Vergleichung:** Vergleichen heißt die Aehnlichkeiten und Unähnlichkeiten, die Uebereinstimmung und Abweichung, der Dinge bemerken. — Das Vermögen, wodurch wir dieses bewirken, heißt das Vergleichungsvermögen. — Wiß ist die Fertigkeit, gemeinschaftliche Merkmale unter verschiedenen



Dingen zu bemerken. — Scharffsinn ist die Fertigkeit, unter ähnlichen Dingen den Unterschied zu bemerken. — Beyde Vermögen unterstützen einander, und wären sie nicht verbunden, so würde der Wis in Wißeley, und der Scharffsinn in Spitzfindigkeit, ausarten.

Wis hat noch eine andere, sehr enge, Bedeutung, in welcher er der untere Wis heißt. Er ist die Fertigkeit, durch unerwartete Vergleichen Lachen, oder wenigstens Vergnügen, zu erwecken. — Bey ernsthaften Untersuchungen taugt also der untere Wis nichts, größtentheils ist er zur Demüthigung des Stolzes, oder Muthwillens, anwendbar.

Wis und Scharffsinn lassen verschiedene Grade der Vollkommenheiten zu, sie sind nämlich desto vollkommener:

a) je ähnlicher, oder verschiedener, die Dinge sind, deren Aehnlichkeit, oder Verschiedenheit, man bemerkt;

b) je wichtiger und verborgener die Aehnlichkeiten, oder Unterschiede, sind;

c) je klarer und schneller sie bemerkt werden;

d) je lebhafter und unerwarteter die Aehnlichkeiten, oder Unterschiede, anderen beygebracht werden.

Diese zwey Vermögen sind sehr wichtig, denn sie haben:

a) an der Bildung deutlicher und allgemeiner Begriffe, und

b) an den analogischen Schlüssen, den größten Theil.

e) Gedächtniß, Erinnerung: Dieses Vermögen ist einigermassen mit der Phantasie verwandt, doch ist es wieder von der Phantasie sehr unterschieden. Die Verwandtschaft zwischen beyden besteht darinn, daß sowohl die Phantasie, als die Erinnerung, oder das Gedächtniß, sich mit gehalten Vorstellungen beschäftigen; der Unterschied hingegen bestehet in



den Wirkungen, denn die Einbildungskraft hat es mit bildlichen Gegenständen zu thun, durch das Gedächtniß aber werden die vormahligen Eindrücke und Vorstellungen symbolisch, das ist, vermittelt willkürlicher Zeichen, und in eben derselben Gestalt und Ordnung, hervor gebracht, in welcher wir sie zuerst erhalten haben. — Bey der Einbildung gehen also mit den gehaltenen Eindrücken und Vorstellungen einige Veränderungen vor, das Gedächtniß aber bringet selbe unverändert zurück. — Nach diesem Unterschiede ist also das Gedächtniß, oder die Erinnerung, das Vermögen der Seele, sich die vergangenen Gegenstände in der Gestalt und Ordnung vorzustellen, in welcher wir sie zuerst wahrgenommen haben.

Einige unterscheiden das Erinnerungsvermögen von dem Gedächtnisse; andere halten beyde Vermögen für eines und eben dasselbe. Erstere sagen, das Vermögen, gehabte Vorstellungen vermittelt willkürlicher Zeichen zu behalten, sey Gedächtniß; das Bewußtseyn hingegen, daß wir diese Vorstellung schon einmahl gehabt haben, sey Erinnerung. Letztere sagen, das Erinnern sey gewöhnlich die Folge des Gedächtnisses, und Mangel an Erinnerung, da man nämlich eine Vorstellung zum ersten Mahle zu haben glaubet, die man doch schon öfter gehabt hat, müsse als ein Fehler des Gedächtnisses angesehen werden. — Letztere Meinung hat den Sprachgebrauch und die Natur der Sache für sich, denn ordentlich ist Mangelhaftigkeit der Reproduktion der Grund, warum keine Recognition statt hat. — Einige nennen das Gedächtniß insbesondere *Besinnung* (*reminiscentia*), wenn man die wieder hervor gebrachten Vorstellungen vermittelt der Kennzeichen, die man von denselben hat, bemerket. Die Erinnerung nämlich ist zweyfach: entweder völlig klar, wenn man die wieder vorkommenden Gegenstände vermittelt

hin-



hinlänglicher Merkmale unterscheidet; oder nur dunkel, wenn man sich nur im Allgemeinen der gehalten Vorstellung, nicht aber der besonderen Umstände, unter welchen man den Eindruck empfangen hat, bewußt ist. Dieses letztere dunkle Gefühl heißt **Besinnung**. Wir sehen, z. B. einen alten Bekannten nach einer langen Abwesenheit wieder, an einem Orte und zu einer Zeit, wo wir ihn am wenigsten vermuthet hätten. So bald wir ihn erblicken, ist es uns, als sollten wir ihn schon öfter gesehen haben. Wir besinnen uns nach und nach auf verschiedene Umstände. Unser Bewußtseyn wächst, wie die Vorstellung der Umstände, unter welchen wir ihn vormahls gekannt haben, zunimmt. Endlich fällt uns sein Name bey, dann erst ist die Erinnerung vollständig und deutlich.

Es fragt sich, wo die erneuerten Vorstellungen ihren Sitz haben, im Gehirne, oder in der Seele? — Die erneuerten Vorstellungen haben ihren Sitz nicht im Gehirne, denn sie sind nichts anderes, als ein Bewußtseyn, dieses aber ist etwas völlig Einfaches. Der unmittelbare Gegenstand der Reproduktion kann nur in der Seele seyn, folglich auch das Gedächtniß, welches in dem Bewußtseyn gehabter Vorstellungen besteht. Ferner ist ja das Gedächtniß ein Urtheil, daß man diese Vorstellung schon jemahls gehabt habe, ein Urtheil aber gehet nur in der Seele vor.

Wo liegt aber der Grund des Gedächtnisses? — Hier muß man bemerken, daß die Reproduktion und Recognition zweyfach sind: zufällig, oder vorsätzlich. Wenn uns Dinge einfallen, die mit unseren eigenen Vorstellungen in keiner Verbindung stehen, oder vermittelst einer Art natürlicher Verbindung ungesucht in Vorschein kommen, und, wenn wir sie wieder erkennen, so heißt die Erinnerung derselben zufällig; wenn hingegen die Seele die Absicht hat, eine Vorstellung hervor zu rufen, und, wenn diese Vorstellung nur auf das



vorher gegangene Bestreben der Seele erscheint, so heißt die Erinnerung vorsätzlich. — Der nächste Grund der zufälligen Reproduction und Recognition der ersten Art ist die Erinnerung jener Bewegungen im Gehirne, von welchen die Vorstellungen ursprünglich erregt worden sind, daher es denn kommt, daß sich uns Bilder aufdringen, ohne daß wir den Willen dazu haben. Der nächste Grund der zufälligen Reproduction und Recognition der zweyten Art, liegt in der Association, Bergesellschaftung, der Ideen. Die Ideen aber werden auf verschiedene Art verbunden: durch ihre Ähnlichkeit: so erinneret sich, z. B. ein Arzt bey einem Kranken an einen anderen, der in eben der Krankheit darnieder liegt &c.; durch ihre Coexistenz: wenn man nämlich diese Vorstellungen zwey, oder mehrere, Mahle mitfsammen gehabt hat; so erinneret man sich, z. B. bey dem Anblicke der Rhabarber an den bitteren Geschmack, den man schon ein, oder mehrere, Mahle empfunden hat; durch ihre Succession: darum erinneret man sich bey der Vorstellung einer Begebenheit an eine andere, die darauf folgte. Gleichwie aber diese Vorstellungen verbunden sind, so sind auch wahrscheinlich die, ihnen entsprechenden, Fibern im Gehirne zu den Dispositionen unter einander verbunden, daher denn eine Vorstellung von der anderen nicht unmittelbar, sondern erst dadurch, erneueret wird, wenn ein innerer Eindruck den anderen rege macht. — Bey vorsätzlichen Erinnerungen kann man nicht sagen, daß die Seele unmittelbar eine Idee erwecke, denn sonst müßte sie die Ideen schon wissen, die sie erst erwecken will, sondern das Bestreben der Seele ist, entweder unmittelbar den vorigen Eindruck im Gehirne zu erneuern, oder auf Ideen zu gerathen, die mit der zu erweckenden in Verbindung stehen.

Das Resultat von allem diesem ist, daß der Grund der Reproduction und Recognition im Gehirne liege,  
 nähm-



nämlich in der Erneuerung der vorigen Eindrücke.

Das Gedächtniß ist hauptsächlich einer vierfachen Vollkommenheit fähig:

a) der Leichtigkeit im Fassen, wenn es nämlich die vorkommenden Ideen geschwind auffaßt, und leicht wieder hervor bringt;

b) der Festigkeit im Behalten, wenn es die aufgenommenen Ideen lange behält;

c) der Ausdehnung und Weitläufigkeit, wenn es viele Ideen auf einmahl fassen kann, ohne sie zu vermengen;

d) der Genauigkeit, wenn es die Ideen unverändert und unverwirthet wieder hervor bringen kann.

Das Gedächtniß, welches die meisten dieser Vollkommenheiten besitzt, heißt ein starkes; dasjenige, dem alle, oder die meisten, dieser Vollkommenheiten fehlen, ein schwaches.

Es hat eine Zeit gegeben, da man ein starkes Gedächtniß für ein Zeichen des schwachen Verstandes gehalten hat. Die Veranlassung zu diesem Vorurtheile war das Beyspiel solcher Personen, die bey einem außerordentlichen Wortgedächtnisse einen sehr schwachen Verstand hatten. Hier ist der Fall, wo man einzelne Erfahrungen allzusehr zu einem allgemeinen Satze erhob. Man hätte auch die entgegen gesetzten Beyspiele auffuchen sollen, daß nämlich große Männer mit einem sehr starken Gedächtnisse auch einen durchdringenden Verstand verbunden haben, wie Leibniz, Grot, Lipsius &c. Man hat auch nicht die zwey Hauptzweige des Gedächtnisses, nämlich das bloß behaltende, oder Wort- und das rasonnierende, oder Sachenge-  
dächtniß, unterschieden. Ersteres behält die ehemahligen Eindrücke und Vorstellungen, und nennet sie, so oft man will, in der ersten Ordnung, ohne daß es dabey eine Bemühung hat, als, daß es sie aufrichtet; letzteres ist  
ein



ein Erinnern durch Vergleichung, Reflexion, Raisonement, da nämlich die Seele ihre ehemahligen Vorstellungen, wenn nur deren einige rege geworden sind, vermittelst des nothwendigen Zusammenhanges aufzuwecken weiß. Dieses Gedächtniß fodert also die Kraft, verdunkelte Ideen durch eigene Bemühung wieder klar zu machen, dies kann aber nur dann geschehen, wenn die Ideen in einem nothwendigen Zusammenhange stehen, wenn sie nach den Gesetzen der Vernunft so verbunden sind, daß eine Idee auf die andere führet. Es giebt Menschen, welche eine Erzählung, oder Sprache, sehr schlecht behalten, und das, was sie in ihr Gedächtniß aufgenommen haben, nur mit vielen Lücken wieder hergeben, hingegen ganze Lehrbegriffe, das ist, Reihen von Lehrensätzen und Schlüssen, sehr leicht hervor rufen. Ohne rasonnierendes Gedächtniß läßt sich der Verstand nicht einmahl denken, und mit einem sehr schwachen rasonnierenden Gedächtnisse kann nur ein sehr eingeschränkter Verstand verbunden seyn. Dies erhellet aus dem Beispiele der Schlagflüssigen, Greise zc., welche wegen ihrer Vergessenheit falsche Schlüsse machen. Ein Mensch, der ein sehr schwaches Gedächtniß hat, ist weder zu Beobachtungen, noch zu Schlüssen, geschickt. Das Gedächtniß muß dem Verstande die Ideen vorhalten, das heißt, der Verstand zergliedert, verbindet, ordnet, die Ideen, und bemerket die Verhältnisse unter ihnen. Viele Verwirrungen und Fehler im Denken haben ihren Grund in dem fehlerhaften Gedächtnisse.

Es ist also nothwendig, daß wir a) die Ursachen des starken Gedächtnisses, dann b) die Regeln, das Gedächtniß zu vervollkommen, und endlich c) die Abhängigkeit desselben von dem Körper, in das Licht stellen.

a) Die Ursachen eines starken Gedächtnisses sind folgende:



a) eine gute Anlage und Beschaffenheit des Gehirnes. Darum sind Kinder und Greise so vergesslich; darum ist das Gedächtniß im Jünglings-Alter und besonders bey Sanguinischen, sehr geschwind, aber unrichtig; darum gehet das Geschäft der Erinnerung Morgens besser vor sich, als nach Tische 2c.

b) Die Stärke des ersten Eindruckes. Darum behalten wir das Neue, das Schöne, das Ungewöhnliche, viel leichter und länger; darum vergessen wir nicht so leicht dasjenige, was uns in eine Leidenschaft geführt hat 2c.

c) Die Anstrengung der Seele. Was man mit großer Aufmerksamkeit gehöret hat, das bleibt am längsten im Gedächtnisse. Wir behalten dasjenige sehr leicht, was wir gerne gehöret haben, was uns deutlich vorgestellet worden ist 2c.

d) Die Wiederholung. Was sehr oft auf unsere Sinne gewirket hat, das behalten wir länger, dessen besinnen wir uns leichter. *Memoria*, sagt Cicero, (de senect. c. 7.) *minuitur, nisi eam exerceas*, und Quintilian: (inst. orat. L. I. c. 1.) *Memoria praecipue firmatur et alitur exercitatione*.

e) Die Ordnung und Verbindung mit anderen Ideen. Was wir in der natürlichen Ordnung, und in Verbindung mit anderen herrschenden Ideen, unserem Gedächtnisse eingepräget haben, das behalten wir am leichtesten und am längsten.

b) Die Regeln zur Vervollkommnung des Gedächtnisses sind diese:

a) Man muß dasjenige, was man behalten will und soll, begierig auffassen, dabey verweilen und es von mehreren Seiten betrachten.

b) Man muß den Begriff desselben durch Wiederholung deutlicher machen.

c) Man muß jede neue Idee, oder Vorstellung, mit mehreren alten verknüpfen.



d) Man muß alles, was man gelernet hat, in eine natürliche Ordnung bringen.

e) Man muß das Gedächtniß durch öfteres Auswendiglernen üben.

Man hat auch auf physische Mittel gedacht, das Gedächtniß zu vervollkommen. Diese Mittel gehören nicht in unsere Wissenschaft. Im Allgemeinen bemerken wir nur, daß durch dergleichen Mittel das Gedächtniß zu keinem höheren Grade erhoben wird, als zu jenem, der dem Menschen durch die ursprüngliche Beschaffenheit angeboren ist. Werden die Gehirnsfasern durch physische Mittel gereizet, so erfolgt desto früher eine vollständige, nie wieder zu heilende, Erschöpfung des Gedächtnisses, und nicht selten auch ein früherer Tod.

c) Der Körper hat einen wichtigen Einfluß auf das Gedächtniß. Mit der Vollkommenheit, oder Unvollkommenheit, des Körpers, vorzüglich des Gehirnes und Nervenleistes, nimmt auch das Gedächtniß zu und ab. Das Gedächtniß wird gar oft geschwächt, oder verlieret sich ganz, bey Veränderungen, die in dem Körper durch Ausschweifungen, übermäßiges, besonders nächtliches, Studiren, durch Schlaflosigkeit, oder übertriebenen Schlaf, durch den Genuß starker Weine, durch Schnupfen, Fieber *ic.*, hervor gebracht werden. Hingegen ist das Gedächtniß nirgends stärker, als bey Personen, die ein feuchtes Gehirn haben, daher es denn auch kommt, daß man in den Morgensstunden, da das Gehirn am feuchtesten ist, leichter, als zu einer andern Zeit, auswendig lernet. Ist das Gehirn steif und trocken, wie vorzüglich bey Greisen, so ist in diesem Verhältnisse auch das Gedächtniß schwächer.

Die Alten hielten ein gutes Gedächtniß in sehr hohem Werthe. *Mnemosyne* war ihnen eine Mutter der Musen. *Quintilian* hält ein gutes Gedächtniß für das Zeichen eines guten Kopfes. *Cicero* nennet das Gedächtniß *thesaurum rerum omnium, quae,*  
tan-



*tāquam custos, inventis cogitatisque rebus et verbis adhibeatur.*

Wir haben auch Beyspiele von Personen, die ein erstaunungswürdiges Gedächtniß hatten. So konnte **Mithridates** 22 Sprachen; **Picus** von **Mirandola** war im Stande 2000 Nahmen, die ihm vorgesagt worden waren, in der nämlichen Ordnung wieder herzusagen; **Scaliger** lernte in 21 Tagen den ganzen **Homér** auswendig, und in 4 Mönathen alle griechischen Classiker; **Themistocles** behielt nach dem Zeugnisse des **Cicero** die Nahmen aller Bürger in seinem Gedächtnisse, und wünschte sich eher eine Kunst, zu vergeffen, als die Kunst, das Gedächtniß zu vervollkommen.

§ Die Vorhersehung: Der menschliche Geist kann sich nicht nur vermittelst der Sinne gegenwärtige, und vermittelst des Gedächtnisses vergangene, er kann sich auch künftige, Dinge vorstellen, und in diesem letzteren besteht die Vorhersehung und das Vorhersehungsvermögen. Die Vorhersehung ist also die Thätigkeit des menschlichen Geistes, das Künftige aus dem Vergangenen und Gegenwärtigen vermittelst des Zusammenhanges zu vermuthen. Die Fähigkeit hierzu heißt Vorhersehungsvermögen. — Die Betrachtung der Seelenkräfte macht es begreiflich, daß der menschliche Geist das Künftige, wenn schon nicht genau nach allen einzelnen Stücken, dennoch überhaupt, vorher sehen kann, und ausgemachte Erfahrungen bestättigen es, daß er sich wirklich oft künftige Dinge vorstelllet. Dieß sehen wir täglich, z. B. bey Politikern, Aerzten, Erziehern, u. dergl. Durch den Beobachtungsgeist bemerket die Seele die gegenwärtigen Umstände, das Gedächtniß hält ihre Erfahrungen von Folgen ähnlicher Ursachen vor, die Vernunft macht sie geneigt, Erfolge zu erwarten, welche mit den vorhandenen Ursachen in Verbindung sind, und so macht sie einen Blick in die Zukunft.

Wird



Wird der Zusammenhang dunkel, oder verworren, vorgestellt, so heißt die Erwartung des Erfolges *Abhandlung*, es wird nämlich bey dem Gefühle dessen, was sonst der Anfang, das Zeichen, die Vorbereitung, oder Ursache, des Erfolges war, oder dafür gehalten wurde, die Vorstellung des ehemahls damit verknüpften Erfolges erwecket; wird hingegen dieser Zusammenhang deutlich vorgestellt, so ist die Erwartung des Erfolges eigentliche *Vorhersehung*.

Das Vorhersehungsvermögen kann der Seele so wenig, als Sinne, Gedächtniß, Vernunft, abgesprochen werden, es ist aber nur Resultat dieser Vermögen, und keine abgesonderte Fähigkeit.

Viele treiben hier ihre Behauptung zu weit, sie sind nicht zufrieden, daß man dem menschlichen Geiste ein, durch Sinne, Gedächtniß, Ideen-Association und *Räsonnement* hervor gebrachtes Vermögen zuschreibet, vermittelst der Bemerkung der jezigen und vergangenen Umstände auf eine Folge zu schließen, die mit den jezigen und vergangenen Umständen in Verbindung stehet; nach ihnen soll die Seele ohne Rücksicht auf die, in den gegenwärtigen und vergangenen Umständen enthaltenen, Gründe sichere Blicke in die Zukunft thun können, sie soll muthmassen, ja sogar mit Zuverlässigkeit erwarten können, was geschehen wird, wenn sie auch durch das, was geschieht, oder geschehen ist, nicht vorbereitet, wenigstens nicht so vorbereitet ist, daß die geringste Spur davon in den menschlichen Beobachtungsgeist siele, wodurch das Künftige mit dem Gegenwärtigen zusammen hängen sollte. Eine solche Vorhersehung nennet man *Abhandlung*, und die Fähigkeit *Abhandlungsvermögen*. — Wir wollen nun diese Worte zum Unterschiede von der obigen, in dem ausgemachten Erkenntnißvermögen gegründeten, Vorhersehung nach der abergläubischen Bedeutung annehmen. Ein solches Vermögen ist nicht nur etwas ganz Unbegreifliches, sondern auch in sich selbst ein Unding, denn es würde mit den übrigen Erkennt-



nißvermögen keinen Zusammenhang haben, welches unmöglich wäre, weil alle Erkenntnißvermögen Bestimmungen derselben Grundkraft der Seele sind. Solche Vorhersehungen wären Wirkungen, die in der Masse der vorräthigen Kenntnisse der menschlichen Seele weder Stoff, noch Grundlage, hätten, sie wären also Wirkungen ohne Ursache, was widersinnig ist. Kein aufgeklärter, von Vorurtheilen freyer, Kopf hat sich je ein solches Vermögen zugeschrieben. Der Glaube an Ahnungen herrschte nur immer in dem Reiche der Unwissenheit, und eignungige Lobredner der Dummheit unterstützten ihn. Gleichwie er selbst das Product des Aberglaubens, nämlich des Glaubens an vermeinte Eingebungen, ist, so brachte er auch nur wieder schädliche Formen von Aberglauben hervor. Um sich dessen zu überzeugen, braucht man sich nur an solche Orte zu versetzen, wo man der Wahrsagerey zc. Glauben beymaß. — Die Beispiele, die man zum Beweise solcher Ahnungen anführet, sind entweder Lügen, oder Erwartungen aus dunklen Vorstellungen, oder zufällig eingetroffene Begebenheiten.

g) Die Beziehung und das Beziehungsvermögen: Dieses heftet die menschlichen Vorstellungen an wirklich hör- oder sichtbare Zeichen, an Worte und Characteres, wodurch diese Vorstellungen behalten und erneueret, deutlicher und bestimmter gemacht, zu Urtheilen und Schlüssen verbunden, auf neue Begriffe, Urtheile und Schlüsse, geleitet, endlich auch anderen mitgetheilet, werden. Die Thätigkeit heißt Beziehung, die Fähigkeit Beziehungsvermögen. Dieses Vermögen beruhet auf der Phantasie, Aufmerksamkeit, Ueberlegung, Abstraction und Vergleichung. Ohne dieses Vermögen würden sich unsere Vorstellungen sehr unvollkommen, öfter auch gar nicht, äußern.

C. Wir gehen nun zu den höheren Erkenntnißthätigkeiten und Vermögen fort. Um diese richtig zu erklären, schicken wir folgende Bemerkungen voraus:

a)



a) Die Sinne und Einbildungskraft machen zusammen mit ihren Aeußerungen das sinnliche Erkenntniß und das niedere Erkenntnißvermögen aus. Aber der menschliche Geist hat nicht nur Vorstellungen von sinnlichen Dingen mittelst der Sinne und Phantasie, er stellet sich auch nicht sinnliche Dinge vor, er hat allgemeine und andere Begriffe, die mit den Sinnen und der Einbildungskraft nicht gefasset werden können. In der Bildung solcher Vorstellungen, in der Verknüpfung derselben zu Urtheilen und Schlüssen und in der Anwendung derselben auf wirkliche Dinge, bestehet das eigentliche Denken, oder die höhere Erkenntnißart. Man nennet sie höhere, weil sie unsere erhabensten Begriffe und vorzüglichsten Einsichten enthält, man nennet sie auch die symbolische, weil man zur Erlangung und Anwendung derselben willkührliche Zeichen, nämlich Worte, haben muß.

b) Die Vermögen, welche der höheren Erkenntnißart entsprechen, heißen die höheren Erkenntnißvermögen. Man nennet sie auch zusammen Verstand, in der engsten Bedeutung.

Um zu wissen, wie viel es höhere Erkenntnißvermögen gebe, müssen wir die Berrichtungen der höheren Erkenntnißart unterscheiden:

a) die Bildung nicht sinnlicher Begriffe, oder die Bildung fest stehender Merkmahle der Dinge, z. B. die Bildung der Begriffe von einem Thiere, einer Pflanze zc., überhaupt.

b) Die Bemerkung der unmittelbaren Verhältnisse dieser nicht sinnlichen Begriffe, oder die unmittelbare Beziehung fest stehender Merkmahle auf gewisse Gegenstände. — Durch Beziehung wird hier Übereinstimmung, oder Widerspruch, angedeutet.

c) Die Bemerkung der mittelbaren Verhältnisse dieser nicht sinnlichen Begriffe, oder die mittelbare Beziehung der Gegenstände auf einander



vermittelt eines fest stehenden Merkmales, z. B. wenn wir sagen, die Welt habe einen weisen Urheber, weil wir alles so weise angeordnet sehen.

Diesem zufolge müssen wir auch drey höhere Erkenntnißarten annehmen:

a) den Verstand, nämlich das Vermögen, sich von nicht sinnlichen Dingen Begriffe zu bilden, oder schon gebildete zu verstehen, oder das Vermögen, sich Dinge nach fest stehenden Merkmalen vorzustellen. Dergleichen sind die Begriffe, daß die Seele ein Subject sey, ferner die Begriffe von Eigenschaft, Existenz, Sattungen, Arten, Ursachen und Wirkungen, Zusammenhang und Ordnung 2c. Diese allgemeinen Begriffe und Merkmale sind ein Product der Ueberlegung, Vergleichung, Abstraction und des Raisonnements.

b) Die Urtheilskraft, nämlich das Vermögen, allgemeine Merkmale, oder Begriffe, unmittelbar auf Gegenstände zu beziehen, z. B. wenn ich sage, Metalle sind Körper, so beziehe ich die allgemeinen Merkmale eines Körpers unmittelbar auf die Metalle. — Wir sind im Stande, vermittelt des Abstractionsvermögens Merkmale und Begriffe abzusondern, diese uns abgesondert vorzustellen, und dann wieder auf Gegenstände zu beziehen.

c) Die Vernunft, nämlich das Vermögen, den Zusammenhang mehrerer Urtheile einzusehen, oder das Besondere aus dem Allgemeinen herzuleiten, oder aus einem Urtheile das andere, wie aus einer Ursache die Folgen, zu ziehen.

Wir haben noch die Vorzüge der höheren Erkenntnißart zu bemerken. Die höhere Erkenntnißart unterscheidet sich von der unteren auf dreysache Art:

a) Die Frucht der höheren Erkenntnißart sind die, durch Zeichen deutlich abgesonderten, Merkmale der Dinge, und die, daraus entstehende, Aufklärung und mannigfaltige Bearbeitung des, durch



Empfindung in uns vorkommenden und, durch Einbildung aufbewahrten, Vorrathes.

b) Durch die höhere Erkenntnißart erlanget der Mensch ein weit stärkeres Bewußtseyn seiner selbst, weil die Vorstellungen von seinen Ideen schon deutlich geworden sind.

c) Die Ordnung und Verbindung der Gedanken ist bey der höheren Erkenntnißart mehr absichtlich, als zufällig.

Die höhere Erkenntnißart muß eine gewisse Anlage haben, das heißt, wenn man in der höheren Erkenntnißart einen Fortgang machen will, so muß man gewisse Geistesanlagen haben, und diese müssen durch frühe Übung ausgebildet werden. Dergleichen Anlagen betreffen entweder

a) den Verstand, nämlich:

a) die Anlage zum Tiefsinne, die Anlage des Geistes zur Vergliederung der Begriffe, zur Fortsetzung, Evolution, derselben, zum Eindringen in die innersten und verborgensten Eigenschaften der Dinge;

b) die Anlage zum systematischen Kopfe, die Anlage, viele Begriffe zu ordnen, sie und die Dinge zu classificieren, in Gattungen, Arten und Unterarten, zu bringen;

b) oder die Urtheilskraft, nämlich:

a) die Anlage zum feinen Kopfe, die Anlage, lange Reihen von Ideen leicht zu durchlaufen, ihre Aehnlichkeiten, Verwandtschaften und Übereinstimmungen zu bemerken;

b) die Anlage zum subtilen Kopfe, die Anlage zur Bemerkung und lebhaften Auseinandersetzung solcher Gegenstände, welche einerley scheinen;

c) die Anlage zum penetrierenden Kopfe, welche in der Verbindung der beyden vorher gehenden Anlagen bestehet;



c) oder endlich die Vernunft, nämlich:

a) die Anlage zur Gründlichkeit, die Anlagen, Kenntnisse in auf einander führende Reihen zu bringen, sie auf Grundbegriffe und Grundregeln zurück zu führen;

) die Anlage zum erfinderischen Kopfe, die Anlage zu neueren Bemerkungen, zu Eröffnungen unbekannter Absichten, zur Herleitung unentdeckter Wahrheiten.

Auch der Körper hat einen Einfluß auf den Verstand, in der engsten Bedeutung. Die Anlagen und Einrichtungen des Verstandes hängen von den Ursachen ab, die seinen Zustand bestimmen. Dieses erhellet aus folgenden Erfahrungen: Bey verschiedenen Stufen des Alters, bey verschiedenen Temperamenten, Krankheiten zc., sind auch die höheren Erkenntnißarten verschieden, entweder vollkommener, oder unvollkommener, als sonst; ihrer Wirksamkeit ist eine zu lebhaft, oder zu matt, Bewegung der Lebensgeister sehr hinderlich; sie richten sich auch nach der Beschaffenheit der Empfindungen, Einbildungen und des Gedächtnisses, denn je vollkommener oder unvollkommener diese sind, desto vollkommener, oder unvollkommener, sind die Producte der höheren Erkenntnißarten.

D. Auch der Zusammenhang der mancherley Erkenntnißvermögen ist hier zu bemerken.

Wie hängen die mancherley Erkenntnißvermögen in dem menschlichen Geiste zusammen? Diese Frage läßt sich im zweyfachen Sinne verstehen: a) Hängen diese Vermögen in Ansehung der Bildung des Kopfes zusammen, das heißt, müssen alle diese Vermögen vorhanden seyn, wenn man einen ausgebildeten Verstand haben solle, oder kann sich eine Fähigkeit ohne die andere auszeichnen? b) Hängen die mancherley Erkenntnißvermögen vermittelst eines Grundvermögens zusammen?



a) Zur Beantwortung der ersten Frage muß die Erläuterung dessen voraus gehen, was den Kopf, oder Verstand, bilden heiße? — Den Verstand bilden heißt, ihm alle jene Fertigkeiten verschaffen, auf welchen das deutliche, gründliche und zusammen hängende Denken beruhet. Eine bestimmte Geistesfähigkeit bilden heißt, ihr jene Vollkommenheiten geben, deren sie fähig ist. — Dieß voraus gesetzt, beantworten wir nun die erste Frage durch folgende Regeln:

a) Die Sinne können nicht vollkommen und scharf seyn, wenn nicht das Vergleichungs- und Unterscheidungsvermögen, der Wis und Scharfsinn, und der Verstand, verhältnißmäßig geübt sind.

b) Die lebhafteste Phantasie, das getreueste Gedächtniß, und die reichste Dichtungsgabe, nützen ohne richtige Urtheilskraft, ohne geübte Vernunft, nichts, ja sie sind gar oft sehr schädlich.

c) Ein tiefsinniger Verstand, eine durchdringende Beurtheilungskraft, ein systematischer, gründlicher, Kopf läßt sich aber auch ohne getreutes Gedächtniß, ohne vollkommene Sinne und Einbildungskraft, nicht denken, weil es sonst der Vernunft an Materialien zur Bearbeitung fehlte. — Daß übrigens, wie viele behaupten, ein gutes Gedächtniß das Merkmal eines schwachen Verstandes sey, haben wir schon oben durch Gründe der Vernunft und durch die Erfahrung widerlegt. Wenn es sich aber auch findet, daß man bey einem guten Gedächtnisse einen schwachen Verstand bemerkt, so liegt der Fehler nicht in dem vortrefflichen Gedächtnisse, sondern in dem Mangel an gehbriger Übung des Verstandes.

b) Was die zweyte Frage betrifft, so haben wir gesehen, daß die Erkenntnißfähigkeiten sich nur im Zusammenhange äußern, und daß keine ohne die andere sich vorzüglich äußern kann. Hieraus folgt also, daß alle Erkenntnißvermögen in der genauesten Ver-

bin-



bindung sind. — Aber eben dieses veranlaßt die Philosophen, zu fragen, wo der Grund dieses Zusammenhanges liege? — Einige haben irgend ein Vermögen als Radical = oder Grundvermögen, und alle übrigen als Folgen desselben, angesehen. Sie nahmen eines gleichsam als den Stamm, und die übrigen als Aeste, an. Helvetius behauptet, das Empfindungsvermögen sey die Stammkraft aller übrigen Vermögen. Allein, wenn wir dieses annähmen, so müßten auch die Thiere alle übrigen Vermögen haben, wie die Menschen, weil sie mit dem Empfindungsvermögen begabet sind. — Der Zusammenhang aller Vermögen läßt sich wohl erklären, ohne eben ein Grundvermögen anzunehmen, denn alle Vermögen sind nichts anderes, als Vorstellungskraft nach gewissen näheren Bestimmungen und Verhältnissen, und in dieser Vorstellungskraft sind alle übrigen enthalten.

E. Endlich haben wir noch die Verschiedenheit der Erkenntnißfähigkeiten zu bemerken.

Alle gesunden Menschen haben die, von uns untersuchten, Erkenntnißfähigkeiten, sie werden damit geboren, nur unterscheiden sie sich in dem Grade der Vollkommenheit. — Ob die Gründe dieses Unterschiedes in der Organisation des Körpers, oder in der Seele, liegen, läßt sich erst in der Folge bestimmen. — Die auffallendsten Unterschiede, die wir bemerken, sind folgende: Einige zeichnen sich durch feine und scharfe Sinne, andere durch eine lebhaftere Phantasie, aus; es giebt Menschen, die andere an Güte des Gedächtnisses, an Wiß, Scharfsinn und Güte der Beurtheilungskraft, übertreffen; einige bezeigen mehr Geschicklichkeit in der Behandlung einzelner Gegenstände, andere in der Behandlung abstracter Begriffe; einige fassen leicht, andere fassen viel, noch andere dringen tief in den Gegenstand; einige leisten mehr, wenn sie nicht



geleitet werden, andere wissen das, was Jemand dunkel gesagt hat, aufzuklären.

Es giebt keine Sprache, welche nicht Worte hätte, die eben erwähnten Unterschiede auszudrücken. — Die deutsche Sprache hat die Worte a) Kopf, und b) Genie. Wir wollen also zuerst betrachten, was unter dem Worte Kopf verstanden werde, und wie die Menschen in Ansehung des Kopfes unterschieden sind.

a) Kopf bedeutet die individuelle Beschaffenheit der einzelnen, mehreren, oder gesammten, Erkenntnisfähigkeiten eines Menschen in Ansehung ihrer Anlage, Mischung und Cultur.

Die Menschen unterscheiden sich also sehr in Ansehung des Kopfes, das heißt, in Ansehung der einzelnen, mehreren, oder gesammten, Erkenntnisfähigkeiten. Eine Classification der Köpfe, wenn sie zu Stande gebracht werden könnte, müßte eine vortreffliche Sache seyn. Nichts desto weniger lassen sich die menschlichen Köpfe in schlechte, mittelmäßige und ungemeyne, eintheilen, je nachdem sie sich durch a) Mangelhaftigkeit, b) Gemeinheit, oder c) Ungemeinheit unterscheiden:

a) Mangelhaftigkeit, Geringschätzung, merkliche Schwäche entweder der einzelnen, oder der gesammten, Erkenntnisfähigkeiten sind die Anzeigen eines schlechten Kopfes.

b) Gemeinheit der Anlagen und Erkenntnisfähigkeiten zeuget von einem mittelmäßigen Kopfe.

c) Ungemeinheit, das ist, ein hoher Grad der Erkenntnisfähigkeiten und Anlagen, ist der Beweis eines guten Kopfes, den man auch Talent nennet.

Die Talente zeichnen sich auf zweyfache Art aus: a) durch Stufen, und b) durch Arten.

a) Die Stufenunterschiede sind:



a) **Größe**: Diese beziehet sich auf die Menge und Mannigfaltigkeit der Verstandesfähigkeiten und Producte. Daher kommen große Geister und Köpfe;

b) **Stärke**: Diese beruhet auf der Größe der Kraft, mit welcher bey einem Erkenntnißgeschäfte gewirkt, und jede dabey vorkommende Schwierigkeit überwunden wird. Daraus entstehen starke Geister und Köpfe;

c) **Geschwindigkeit**: Diese beziehet sich auf die Kürze der Zeit, in welcher gewirkt wird. Daher sind die lebhaften, feurigen, Geister und Köpfe.

b) Nach dem Artenunterschiede sind die Köpfe in Hinsicht auf die niederen und höheren Erkenntnißfähigkeiten und Fertigkeiten unterschieden. Daher kommen a) die witzigen, und b) die abstracten, Köpfe.

a) die Erfodernisse zu einem witzigen Kopfe sind:

a) ein geschwinder Beobachtungsgeist, und

b) eine lebhaft Phantasie. Durch diese beyden Eigenschaften werden die Vergleichen häufig, eindringend, richtig, lebhaft und schnell.

b) Die abstracten Köpfe sind jene, die einen vorzüglicheren Grad der Erkenntnißfähigkeiten in sich fassen.

Insbondere beziehen sich:

a) auf den Verstand die tieffinnigen und systematischen,

b) auf die Urtheilskraft die feinen, scharfsinnigen und penetranten,

c) auf die Vernunft die gründlichen und erfindrischen, Köpfe.

b) Was ist Genie? — Dieser Ausdruck ist unbestimmt und schwankend, darum müssen wir die Unterschiede durch gewisse Beysätze anmerken, nämlich durch  
die



die Ausdrücke in a) weitester, b) enger und c) engster, Bedeutung.

a) In der weitesten Bedeutung ist Genie eine bestimmte Mischung, Proportion und Stufe der Erkenntnißfähigkeiten. — In diesem Sinne hat jeder Mensch ein Genie.

b) In der engeren Bedeutung ist Genie eine vorzügliche Anlage und glückliche Mischung der Erkenntnißfähigkeiten, eine ausgezeichnete Tendenz zu einem, mehreren, oder allen, Verstandesgeschäften, und eine vorzügliche Fertigkeit in denselben.

c) In der engsten Bedeutung ist Genie ein vorzügliches Vermögen, aus sich selbst Gedanken zu schöpfen, und folglich auf neue Ideen und Vorstellungsarten zu kommen, kurz, das Vermögen, zu erfinden.

Die Erfindung kann entweder a) neue Reihen von Vorstellungen oder Handlungen, oder b) neue Combinationen von körperlichen Dingen, oder c) die meisten dieser Dinge, oder alle zusammen, betreffen:

a) im ersten Falle setzet man entweder nichtsinliche, oder sinnliche, Gegenstände zusammen; jenes giebt das wissenschaftliche, und zwar das mathematische, oder philosophische; dieses das poetische Genie;

b) im zweyten Falle ist die Erfindung entweder bestimmt, angenehme Empfindungen zu erwecken, oder Nutzen zu stiften; das erstere macht das künstliche; das letztere das mechanische, Genie aus;

c) im dritten Falle haben wir ein Universalgenie, nämlich ein zu allen Verstandesgeschäften ungemein aufgelegtes Genie, wie z. B. Leibnitz etc.

Wir müssen noch die Gründe untersuchen, warum die Menschen in Ansehung ihrer Erkenntnißfähigkeiten so verschieden sind. — Einzelne Menschen und ganze Nationen unterscheiden sich in Hinsicht auf Größe und Arten der Erkenntnißfähigkeiten. Es fragt sich daher,  
wel:



welche die Ursachen dieses Unterschiedes sind? — Ob die Ursache, wenigstens zum Theile, schon in der Seele gegründet sey, ist problematisch; aber sicher ist es, daß dieser Unterschied auf gewissen a) physischen, b) moralischen, und c) gemischten, Ursachen beruhet.

a) Zu den physischen Ursachen gehören:

a) die Constitution des Körpers: Der Körper ist auf dreysache Art den Erkenntnißfähigkeiten entweder günstig, oder ungünstig: a) durch die Beschaffenheit der Organe; b) durch das Temperament; c) durch das Alter:

a) Wie die Erkenntnißfähigkeiten von der Beschaffenheit der Organe abhängen, ist schon oben gesagt worden.

b) Auf das Temperament ist vorzüglich Rücksicht zu nehmen. Das ausgezeichnetste Temperament ist das colerische. Bey diesem findet sich viele Sinnlichkeit der Nerven, und Behaltsamkeit des Gehirnes. Es ist besonders dem Erforschungsgeiste, dem wissenschaftlichen und practischen Genie, sehr günstig. Das melancholische, welches sich durch weniger Reizbarkeit der Nerven, aber durch viele Behaltsamkeit des Gehirnes, auszeichnet, ist dem abstracten Kopfe zuträglich. Das sanguinische zeichnet sich durch viele Reizbarkeit der Nerven, und wenig Behaltsamkeit des Gehirnes, aus, und paßt vorzüglich für ein Künstlergenie. Das phlegmatische erzeuget Langsamkeit in Beobachtungen und Empfindungen.

c) Die Erkenntnißfähigkeiten entwickeln sich in der Jugend, (daher denn die erste Richtung eine Sache von äußerster Wichtigkeit ist) sie befestigen sich im männlichen Alter, und nehmen im hohen Alter wieder ab.



b) Das **Clima**: Dieses giebt den Köpfen auf eine zweyfache Art eine bestimmte Form, nämlich:

a) durch seine heitere, trübe, leichte, schwere, heiße, kalte, oder temperierte, Beschaffenheit: Durch diese Beschaffenheit bildet das Clima entweder harte, oder weiche, Fibern, wässerichte, dichte, oder feine, Säfte, starke, oder schwache, Muskeln, und dadurch wirket es auf das Organ. Darum denken die Bewohner der nördlichen Gegenden träg, die Bewohner der mittägigen Gegenden aber sehr lebhaft. Auf eben diesem Grunde beruhet die Feinheit der Athenienser, die abentheuerliche Denkart der Orientaler &c.;

b) durch die verschiedenen Gegenstände und Erkenntnißtriebe: Der Geist trägt ein unverkennbares Gepräge des Standortes. Ganz andere Denkart werden von lachenden, ganz andere von rauhen, Gegenden erzeugt. Die Erkenntnißtriebe sind anderst in einem fruchtbaren, anderst in einem unfruchtbaren, Lande.

c) **Nahrung und Getränke** bestimmen die Beschaffenheit der festen Theile des Körpers, die Beschaffenheit des Blutes und der Nerven. Rohe Nahrungsmittel, kühlende, anfeuchtende, vermindern die Lebhaftigkeit; flüchtige, hitzige, Nahrungsmittel vermehren die Lebhaftigkeit, und darauf gründet sich eine träge, oder lebhafteste, Denkart.

b) Der **Zufall**, das heißt, eine glückliche Verbindung äußerer Ursachen und Umstände, hat sehr oft Köpfe gebildet, hat sie zu ihren angemessenen Gegenständen und ihrer Wirkungssphäre gebracht. Ein Zufall entzündete Shakespears, Miltons und Moliere's Genie.

b) Zu den **moralischen Ursachen** gehören folgende drey:

a) **Erziehung**: Diese macht, daß die Erkenntnißfähigkeiten und Willenstribe etwas früh, und stufen-



fenmäſig, behandelt werden. Auf die erſte Richtung und Stimmung des Kopfes und Herzens, auf den wiſſenſchaftlichen und moralischen Unterricht, auf die Übung und den Umgang in den erſten Jahren, kömmt ſehr vieles an, wie ſich der Kopf in der Folge entwickle, das Herz benehme. Wir treffen unter erwachſenen Menſchen eine große Verſchiedenheit der Fähigkeiten und Kenntniſſe an. Dieſer Unterſchied beruhet oft weniger auf dem, was dem Menſchen angeboren iſt, und was durch äußere Urſachen bewirkt wird, als auf der Verſchiedenheit der Bearbeitung der Verſtandesfähigkeiten. Es verhält ſich hier, wie mit körperlichen Geſchicklichkeiten. Wir erſtaunen bey einem großen Länzer, Luſtſpringer ꝛc., und doch iſt er oft mit keiner größeren Diſpoſition des Körpers geboren, als der größte Theil der Zuſeher. Eben ſo werden auch unter gemeinen Leuten Köpfe geboren, welche Leibnitz, Miltone ꝛc., hätten werden können, wenn ſie mit dieſen gleiche Erziehung geſeſſen hätten.

b) Staats- und Religionsverfaſſung: Dieſe iſt der wirksamen Aufklärung und Rechtiſchaffenheit, der Freyheit zu denken und zu ſchreiben, durch ihre Anſtalten, Lehrer und Schriftſteller, bald zuträglich, bald nachtheilig. Unter einer mit Aberglauben überladenen Religion wird es wenige Denker geben. Milde Geſetze ſind der Entwicklung der Fähigkeiten ſehr günſtig. Das Gefühl der Freyheit macht feurige und kühne Männer, darum finden wir in Republiken ſo viel Enthuſiaſmus. Das freye Griechenland und Rom ſind als Pflegemütter der größten Philoſophen, Dichter, Redner und Künſtler, bekannt. England hat ſeine großen Redner der Freyheit zu danken.

c) Die erſten Verſuche und Beyſpiele: Die Art, wie man die erſten Verſuche aufgenommen, hat manches Genie entſchieden, oder zurück geſcheuchet. So wurde Rouſſeau ein neuer Plato, weil ſein erſter

Ver.



Versuch in der Beredsamkeit ihm gelungen hatte, und mit Beyfalle aufgenommen worden war. Beyspiele erzeugen Nachahmung und bringen manches Genie in seine Wirkungssphäre, zu seinem wahren Geschäfte und Gegenstände.

c) Die gemischten Ursachen sind folgende drey:

a) **Gelegenheit und deren Mangel:** Die Grade der Entwicklung der angeborenen Verstandesfähigkeiten hängen von mehr, oder weniger, günstigen Umständen ab. Mittelmäßige Köpfe können bis zur Verwunderung gepflegt werden, hingegen bleiben die außerordentlichsten Gaben aus Mangel an Gelegenheit unterdrückt. Auf den Anstalten beruhet es, ob ein Volk viele, oder wenige, Talente habe.

b) **Die Sprache:** Die tägliche Erfahrung beweiset, daß sich die Fähigkeiten der Kinder mittelst der Sprache immer mehr entwickeln. Es darf nicht weiter bewiesen werden, daß die Sprache die Entwicklung der Fähigkeiten entweder begünstige, oder zurück halte. Je reicher und vollkommener eine Sprache ist, desto ausgebreiteter sind die Kenntnisse. Darum läßt sich aus der Sprache und dem Style auf die Geistesfähigkeiten und Denkart sowohl einzelner Menschen, als ganzer Nationen, schließen. Reichthum der Sprache an bestimmten Ausdrücken begünstiget die Entwicklung des Verstandes; Reichthum der Sprache an uneigentlichen mahlerischen Ausdrücken begünstiget die Phantasie und Aufnahme der schönen Wissenschaften. Insbesondere hat man bemerkt, daß mit der Cultur der Muttersprache immer große Genies aufgestanden sind. Beyspiele liefern uns Griechenland, Rom, England &c.

c) **Das Zeitalter, in welchem man lebet, bietet bald mehrere, bald weniger, bald gar keine, Anlässe, Triebe und Hülfsmittel, zur Entwicklung unserer Kenntnisse. Darum giebt es ganze Jahrhunderte, in denen sich kein bedeutendes Talent hervor gethan hat.**

Drit-



### Dritter Abschnitt.

Genauere Betrachtung der mancherley Wirkungen des menschlichen Verstandes.

Aus den bisher beschriebenen Erkenntnißarten und Fähigkeiten offenbaren sich mancherley Verrichtungen des menschlichen Verstandes, oder der Erkenntniß- und Denkkraft. Diese sind nichts anderes, als die zweckmäßige Anwendung der Erkenntnißfähigkeiten. Deren giebt es im Grunde nur drey:

- I. Das Erkenntniß einzelner Gegenstände;
- II. Die Bemerkung der unmittelbaren Verhältnisse;
- III. Die Bemerkung der mittelbaren Verhältnisse.

Es giebt daher auch nur drey Hauptverrichtungen der menschlichen Seele, nämlich: Ideen, Urtheile und Schlüsse. — Diesen Verrichtungen entsprechen in der Sprache gewisse Ausdrücke, nämlich die Worte den Ideen, die Sätze den Urtheilen und die Schlusfreden den Schlüssen. — Aber man muß sich nicht vorstellen, daß diese drey Verrichtungen in dem menschlichen Verstande getrennet sind, sie stehen vielmehr in der engsten Verbindung und laufen in einander. — Eine davon muß die erste seyn, nämlich: die Ideen; durch Vergleichung der Ideen entstehen Urtheile; diese Urtheile werden unter sich verbunden, und daraus entstehen Schlüsse.

Wir haben demnach drey Theile von den Verrichtungen des menschlichen Verstandes: der erste handelt von den Ideen, der zweyte von den Urtheilen, der dritte von den Schlüssen.

I. Von



## I. Von den Ideen.

Was ist Idee? — Was Idee, was Begriff, was Vorstellungsart, sey, sagt Jedem die Empfindung besser, als alle Definitionen es sagen. Man kann sie doch zum Unterschiede von Urtheilen und Schlüssen jene Aeußerung der Erkenntnißkraft nennen, wodurch man sich eine Sache als eine vorstellet, wodurch die Seele sich etwas bloß vorstellet, ohne es auf etwas anderes zu beziehen.

Die Sache, welche der Seele auf diese Art vor-schwebet, nennet man Subject der Idee, und der articulirte Ton, der geschickt ist, eine Idee auszudrücken, heißt Wort.

Wir wollen uns nun vorzüglich von der Wichtigkeit dieser Lehre überzeugen.

Die Ideen sind der Grundstoff aller Erkenntnisse und des ganzen Gedankensystemes, sie sind bey der Entstehung und Bildung des Gedankensystemes das erste, und bey der Zersehung desselben das letzte. Nach der Beschaffenheit der Ideen richtet sich die Vollkommenheit und Unvollkommenheit der Urtheile und Schlüsse.

Was hat der Logiker in dieser Lehre zu bemerken? — Folgende drey Stücke:

- A. den Unterschied der Ideen;
- B. die Verbindung derselben, und deren Gesetze;
- C. die Bezeichnung derselben.

A. Wenn man den Unterschied der Ideen kennen will, muß man solche a) nach ihrem Gegenstande, nach dem Inhalte, den sie vorstellen, nach ihrer Materie, und b) nach der Art, wie sie die Gegenstände vorstellen, betrachten.

a) Wir wollen zuerst von dem objectiven, oder materiellen, Unterschiede handeln. Man nennet ihn



so, weil er auf der Verschiedenheit der Gegenstände beruhet. Diesem Unterschiede gemäß lassen sich die Ideen auf folgende Art eintheilen: Die Ideen sind entweder a) von Dingen, oder b) von Bestimmungen der Dinge, oder c) von Verhältnissen der Dinge.

a) Die eigentlichen Dinge sind die Substanzen, das ist, für sich bestehende Dinge, die man nicht als Eigenschaften von anderen ansehen kann, z. B. jeder Stein, jede Pflanze, jedes Thier, die menschliche Seele, Gott, sind Dinge. — Das Wort Ding wird auch oft uneigentlich gebraucht, und auf alle denkbare Wesen angewendet. — Auch wird jedes Subject, auf welches man etwas beziehen kann, ein Ding genannt. — Endlich heißt auch jedes Geschlecht mit dem allgemeinen Begriffe ein Ding. —

b) Auf die eigentlichen Dinge beziehen sich die Bestimmungen, das ist, alles dasjenige, was sich an einem Dinge unterscheiden läßt, und dessen Auffassung uns oft von der Natur aufgedrungen wird, z. B. das Bellen des Hundes &c. — Sie heißen darum auch Merkmale, weil man die Dinge durch sie erkennet.

Je mehr wir an Dingen unterscheiden, desto brauchbarer sind die Begriffe von den Dingen a) bey dem Denkgeschäfte; b) bey dem Gebrauche der Dinge selbst im gemeinen Leben; c) bey der Bestimmung des Willens.

Die Bestimmungen sind zweyfach: entweder a) Eigenschaften, oder b) Beschaffenheiten:

a) Eigenschaften heißen sie, wenn sie bleibend, wenn sie immer vorhanden, sind, so lange das Ding existiret, z. B. der Verstand, der Wille in der menschlichen Seele, Solidität, Ausdehnung in dem Körper;

b) Beschaffenheiten heißen sie, wenn sie vorübergehend, veränderlich, sind, wenn das Ding auch ohne sie bestehen kann, z. B. Aufmerksamkeit der Seele, Wärme, oder Kälte, eines Körpers, Feuchtigkeit der Luft.

c)



c) Verhältnisse der Dinge sind jene Bestimmungen, das ist, Eigenschaften, oder Beschaffenheiten, die sich in ihnen erst durch Vergleichung offenbaren, z. B. Vater, Sohn, Herr, Diener, Lehrer, Schüler, Herrscher, Unterthan etc. — Zu diesen Verhältnissen gehören:

- a) alle Arten des Zusammenhanges und der Abhängigkeit, z. B. Ursache und Wirkung;
- b) alle Comparative und Superlative;
- c) alle Beziehungen des Ortes und der Zeit.

Durch Bestimmungen und Verhältnisse kann man Dinge erkennen und unterscheiden. So erkennen wir das Gold an der Auflösbarkeit in dem Königswasser, und unterscheiden es von anderen Metallen dadurch, daß es sich im Scheidewasser nicht auflösen läßt.

Auch die Verhältnisse heißen Merkmahle. Wir theilen daher die Merkmahle

a) in innere, wenn sie Eigenschaften und Beschaffenheiten, und äußere, wenn sie Verhältnisse, sind;

b) in nothwendige, wenn sie Eigenschaften, und zufällige, wenn sie Beschaffenheiten, sind;

c) in gemeinsame, wenn sie mehreren Dingen zukommen, wie z. B. die Electricität, welche in der Luft und dem Eisenbeine gemeinsam ist, und eigentliche, eigenthümliche, welche nur bey einem Gegenstande sind, z. B. der Kübel des Elephanten etc.; — (Durch gemeinsame Merkmahle kann man die Dinge nicht von einander unterscheiden, darum heißen sie auch zweydeutige und unzureichende Merkmahle; die eigentlichen hingegen heißen zureichende, weil man durch sie ein Ding von den übrigen unterscheiden kann)

d) in Grundeigenschaften, welche die ersten bey einem Dinge sind, den Grund aller übrigen Eigenschaften



schaften enthalten, z. B. in dem Menschen die Seele und der specificisch organisierte Körper; und abgeleitete, welche aus den vorher gebunden fließen, z. B. die Moralität, welche von der Vernunft abgeleitet wird etc.

Die Grundeigenschaften zusammen heißen das **logische System**, die abgeleiteten aber **Attribute**.

Auch die Begriffe von Dingen und Eigenschaften sind entweder: a) bezogene, wenn sie mit anderen Eigenschaften und Beschaffenheiten zusammen gehalten werden, z. B. wenn man die Seele als abhängig von dem Körper betrachtet; oder unbezogene, wenn sie mit anderen Eigenschaften und Beschaffenheiten nicht zusammen gehalten werden, z. B. wenn ich die Seele nicht als abhängig von dem Körper betrachte.

— Ferner sind sie

b) entweder **abstracte**, wenn man sich ein Ding ohne Eigenschaften vorstellt, z. B. die Seele, ohne auf ihre Eigenschaften und Verhältnisse zu sehen; oder **concrete**, wenn man ein Ding mit seinen Eigenschaften und Verhältnissen denkt, z. B. die Seele mit ihrem Erkenntniß- und Handlungsvermögen und Thätigkeiten etc.;

c) entweder **sinnliche**, wodurch wir uns etwas vorstellen, was wir innerlich, oder äußerlich, empfunden haben, oder, was dem innerlich, oder äußerlich, Empfundnen ähnlich ist, z. B. wenn wir uns einen Zornigen, die Angst eines Verbrechers etc. vorstellen; oder **Intellectualbegriffe**, die man auch **Notionen** nennet, welche wir nicht vermittelt der Sinne, oder Phantasie, sondern vermittelt willkürlicher Zeichen fassen können, und welche mit dem, was wir innerlich, oder äußerlich, empfunden haben, nicht ähnlich sind.

Zu den sinnlichen Begriffen rechnet man:

a) alle äußeren Empfindungen;

b) alle Bilder der Phantasie;



c) alle sinnlichen Abstracte, z. B. den Begriff von einer Kugel 2c.

Su den Intellectualbegriffen gehören:

a) Abstractionen von der höheren Art, als: der Begriff von Thätigkeit, Ursache 2c.;

b) Begriffe von wirklichen Dingen, die nicht in die Sinne fallen, z. B. der Begriff von unserer Freyheit, unserem Willen 2c.

Weiter werden die Begriffe eingetheilet:

d) in einzelne und allgemeine Begriffe: erstere sind, wenn wir uns einzelne, das heißt, durchgängig bestimmte Dinge, die man Individuen, oder Phänomene nennet, vorstellen; letztere, wenn wir die Aehnlichkeit mehrerer Begriffe bemerken, z. B. die Begriffe von Figur, Regel, Wissenschaft 2c.

Die allgemeinen Begriffe sind von großer Wichtigkeit, daher man denn auf dieselben besonders aufmerksam seyn muß. Sie sind

a) zum eigentlichen Denken unentbehrlich. Der menschliche Geist kann sich die wirklichen Dinge, es sey durch Empfindung, oder Erinnerung, als völlig bestimmt nicht vorstellen, er muß also die gemeinsamen Merkmale derselben absondern, vermittelst gewisser Zeichen fest halten, und dann nach diesen Merkmalen die Dinge erkennen.

b) Ohne allgemeine Begriffe kann es keine allgemeine Sätze geben, folglich kein Raisonement. Sie befördern die Ordnung und hindern die Verwirrung der Begriffe.

Aber sie müssen behutsam gebraucht werden, sonst sind sie eben so häufige Anlässe zu Irrthümern. Der Mensch realisiret oft die Abstractionen, et wendet oft allgemeine Begriffe an, wenn auch nur ein Merkmal derselben vorhanden ist, und daraus kann nichts als Irrthum und Verwirrung entstehen. -- Wenn also

diese



diese Lehre wichtig ist, so hat der Logiker hier seine Aufmerksamkeit auf drey Stücke zu richten:

aa) Auf den Gegenstand der allgemeinen Begriffe: Dieser ist das Gemeinsame, die Aehnlichkeit, mehrerer Dinge, z. B. der allgemeine Begriff von der grünen Farbe ist das Gemeinsame von mehreren Dingen, die grün sind. Bemerket man die Aehnlichkeit mehrerer Dinge vollständig, und vereiniget man diese Merkmale in einem einzelnen Begriffe, so entsteht der Begriff von einer Art. — Wenn wir verschiedene Arten haben, können wir wieder die gemeinschaftlichen Merkmale ausheben, und die Aehnlichkeit der Arten giebt dann den Begriff des Geschlechtes. — Haben wir mehrere Geschlechter, und finden wir wieder das Aehnliche von ihnen auf, so haben wir den Begriff des höheren Geschlechtes. — Auf solche Art entstehen die Begriffe von Classe, Hauptabtheilung, Ordnung &c.; z. B. wir sehen eine Rose, eine Nelke, diese Begriffe sind von Individuen; Rose überhaupt, Nelke überhaupt, sind Arten, zieht man das Gemeinsame von beyden wieder ab, so entstehen die Begriffe von dem Geschlechte der Blumen, dann von Pflanzen, weiter organisierten Körpern u. s. f.

bb) Auf die Entstehungsart der allgemeinen Begriffe: Soll ein allgemeiner Begriff entstehen, so muß der menschliche Geist mehrere Dinge vergleichen, z. B. Milch, Zucker, Schnee, Leinwand &c. Bey der Vergleichung mehrerer Gegenstände dringet sich oft das Gemeinsame derselben dem Geiste so sehr auf, daß er sich desselben hauptsächlich bewußt ist, z. B. bey den eben angeführten Dingen die weiße Farbe. — Die Wirkung der Seele, wodurch geschieht, daß sie sich des Gemeinsamen mehrerer Gegenstände vorzüglich bewußt wird, daß sie dasselbe aus den übrigen Eigenschaften gleichsam heraus hebet, heißt Abstraction, und die Vorstellung des Gemeinsamen mehrerer Dinge heißt ein allge-



allgemeiner Begriff. Daher entstehen die allgemeinen Begriffe durch die Abstraction.

Die Abstraction ist zweyfach :

aaa) eine niedere, die man auch die sinnliche nennet, oder bbb) eine höhere, intellectueller: erstere bemerket die Aehnlichkeit mehrerer Gegenstände nur im Ganzen; letztere bemerket sie durch Merkmale, z. B. nach Theilen, Eigenschaften, Verhältnissen zc.

Soll die höhere Abstraction statt haben, so ist es nicht genug, daß wir mehrere Gegenstände vergleichen, sondern es muß auch die Überlegung hinzu kommen. Durch diese unterscheiden wir in den einzelnen Dingen das Gemeinsame, verbinden dieses mit einem Zeichen, oder Worte, und halten es fest. Daher heißen die allgemeinen Begriffe auch Begriffe der Überlegung, weil sie durch Überlegung erzeugt werden, oder symbolische, weil sie durch Worte vorgebracht werden müssen.

cc) Auf den aaa) Inhalt, bbb) Umfang und die ccc) Anwendung der allgemeinen Begriffe.

aaa) Bey einem Begriffe, oder Dinge, wenn der Begriff nicht der höchste ist, muß man zweyerley Merkmale unterscheiden: aaaa) jene, die eine Sache mit anderen, z. B. der Mensch mit den Thieren, gemein hat; bbbb) jene, die eine Sache von der anderen, z. B. der Mensch von den Thieren, unterschieden hat: erstere heißen die nächste Gattung, letztere die nächste Art. Beyde dieser Merkmale machen den Inhalt der allgemeinen Begriffe aus.

bbb) Der Umfang der allgemeinen Begriffe bestehet in den Gegenständen, denen die Merkmale gemeinsam sind, welche wir uns in einem allgemeinen Begriffe vorstellen, z. B. wir denken uns Thier, so machen die Gegenstände, denen die Merkmale eines Thieres zukommen, den Umfang dieses allgemeinen Begriffes aus.



Der Inhalt und Umfang eines allgemeinen Begriffes stehen daher im umgekehrten Verhältnisse, das heißt, je größer der Umfang ist, desto kleiner ist der Inhalt und so umgekehrt.

Von demjenigen, der den Inhalt eines allgemeinen Begriffes anzugeben weiß, sagt man, er habe analytische Deutlichkeit; von demjenigen aber, der den Umfang eines allgemeinen Begriffes anzugeben weiß, er habe synthetische Deutlichkeit.

Wenn wir die allgemeinen Begriffe mit einander vergleichen, so finden wir, daß sie sich in Ansehung ihres Umfanges entweder gleich, oder ungleich, sind: im ersten Falle heißen sie Wechselbegriffe, weil man einen mit dem anderen verwechseln, einen an die Stelle des anderen setzen kann, z. B. Nothwendigkeit und Unveränderlichkeit etc.; im zweyten Falle nennet man den Begriff von größerem Umfange den weiteren, und den von kleinerem Umfange den engeren, z. B. Substanzseyn, Thierseyn.

ccc) Bey der Anwendung der allgemeinen Begriffe gehet man von dem folgenden Grundsatz aus: Der obere Begriff muß ganz in dem unteren liegen.

Daraus lassen sich zwey Regeln ableiten:

aaaa) Alles, was dem oberen Begriffe entweder zukömmt, oder widerspricht, muß auch dem unteren Begriffe entweder zukommen, oder widersprechen, z. B. Empfindungslosigkeit widerspricht dem Thiere, also auch dem Menschen;

bbbb) was hingegen dem oberen Begriffe nicht zukömmt, oder nicht widerspricht, kann doch dem unteren zukommen, oder widersprechen, weil in letzterem nicht nur gemeinsame, sondern auch eigenthümliche, Merkmale sind, z. B. der vierseitigen Figur widerspricht nicht das ungleichseitig seyn, aber der Figur des Quadrates, welches auch eine vier-



füßige Figur ist, widerspricht es. — Die Begriffe sind ferner:

e) entweder intuitive, anschauliche, die uns das, was, und wie es uns vorgestellt wird, zu erkennen geben, z. B. der Begriff von meinen Verstandes-Willensäußerungen zc.; oder analogische, die uns die Dinge nur mittelst der Aehnlichkeit, welche diese Dinge mit anderen uns bekannten haben, vorstellen, z. B. unsere Vorstellungen von den Empfindungen anderer Menschen und Thiere, der Begriff von dem Nervenfasce und den uns unsichtbaren Nervenfibern, oder auch der erhabenste Begriff von Gott. So liest auch ein Botaniker die Beschreibung einer auswärtigen Pflanze, die er nie gesehen hat, und doch kann er sich diese mittelst anderer Pflanzen, die er bereits kennet, vorstellen. — Weiter sind die Begriffe:

f) entweder viel fassende, zusammen gesetzte, wenn sie sich in andere Begriffe auflösen lassen, z. B. der Begriff von einem Baume, der Begriff vom Feuer, denn in dem ersteren unterscheidet man Wurzel, Stamm, Aeste, Blätter zc., in dem letzteren Ausdehnung, Wärme, Glanz zc.; oder einfache, wenn sie in ihrem Inhalte ganz einförmig sind, keine Unterscheidungszeichen haben, ein untrennbares Ganzes ausmachen, z. B. der Begriff von einer Farbe, von einfachen Tönen zc.

Die einfachen Begriffe verdienen vorzüglich unsere Aufmerksamkeit, und auch die ersten Philosophen, als: Loke, Lambert zc., haben sie vorzüglich betrachtet. Von ihnen ist hier folgendes zu merken:

a) Die Erfordernisse der einfachen Begriffe sind:

aa) daß sie keinen Inhalt, das heißt, keine Merkmalhe zum Inhalte, haben, sondern Inhalt und Merkmalhe selbst sind, z. B. der Geschmack von einem Salze, das wir in den Mund nehmen, ist sich selbst Inhalt und Merkmal zc.;



bb) daß sie klar, aber nicht deutlich, sind, daher sie denn weder durch Erklärung, noch durch Vergleichung, sondern nur genetisch, beygebracht werden können, nämlich dadurch, daß man den anderen in solche Umstände versetzet, in denen dieser Begriff entstehen muß, z. B. den Begriff von einem Tone kann man Niemanden beybringen, ausgenommen, wenn man macht, daß ihn Jemand selbst höret zc.;

cc) daß sie doch gewisse Grade der Vollkommenheit zulassen, z. B. das Bewußtseyn kann größer, oder kleiner, seyn zc.

b) Die einfachen Begriffe machen die Grundlage des sinnlichen Erkenntnisses aus.

c) Die einfachen Begriffe sind entweder absolut oder beziehungsweise einfach. Manchmahl scheint ein Begriff bey dem ersten Anblicke einfach zu seyn, der es bey genauerer Untersuchung nicht ist. So sehen wir manchmahl etwas in der Ferne und halten es für einfach, weil wir keine Merkmale unterscheiden, wenn wir aber näher kommen, bemerken wir verschiedene Merkmale, und dann wird unser Begriff zusammen gesetzt. Locke hat die Begriffe von Undurchdringlichkeit, von Dauer und Raum, für einfache Begriffe gehalten, doch dieses ist falsch, da sie Gegenstände mehrerer Sinne sind, z. B. die Undurchdringlichkeit bemerken wir durch das Gefühl und durch das Gesicht zc. — Endlich sind die Begriffe:

g) entweder positive, bejahende, wenn sie Realitäten andeuten, z. B. der Begriff von Wissenschaft zc., oder negative, verneinende, aufhebende, die nichts, als Mängel und Unvollkommenheiten anzeigen, z. B. der Begriff von Unwissenheit, Unding zc., oder gemischte, die theils positiv, theils negativ, sind. — Die Deutschen haben gewisse Zusätze, wodurch sie die negativen Begriffe ausdrücken, nämlich: **Un** und **Nicht**. Aber diese Zusätze haben nicht immer eine negative



gative Bedeutung, z. B. Unsterblichkeit ist kein negativer Begriff, denn er bedeutet ein Leben ohne End. Im Gegentheile geschieht es öfter, daß ein grammaticalisch positiver Ausdruck einen negativen Begriff mit sich führet, z. B. Schlaf führet den negativen Begriff von Unthätigkeit der Leibes- und Seelenkräfte mit sich. Daher enthält ein positiver, oder negativer, Ausdruck nicht immer auch einen positiven, oder negativen, Begriff.

Es ist nicht genug, daß der Logiker die verschiedenen Gattungen und Arten der Begriffe nach der Verschiedenheit ihrer Gegenstände kenne, er muß auch wissen, wie der Besitz derselben in der Seele gegründet sey? — Man nennt diese Frage die Frage über den Ursprung der Begriffe in der menschlichen Seele. Diese Frage, die unter den Philosophen großen Streit erwecket hat, ist genau bestimmt folgende: Stammen alle Begriffe, auch die intellectuellen und allgemeinen, von äußeren, oder inneren, Sinnen und Empfindungen ab, oder wohnen einige der Seele vor allem Sinnengebrauche, vor aller Erfahrung, bey? hat die Seele angebohrne Ideen?

Die Vertheidiger der angebohrnen Ideen verbinden nicht immer den nämlichen Begriff mit diesem Ausdrucke, sondern weichen sehr von einander ab. Einige Philosophen, als: Pythagoras, Plato und zum Theile Carresius und ihre Anhänger, verstanden unter angebohrnen Ideen wirkliche Vorstellungen, in denen schon ein Erkenntniß liegt, denn die ersten beyden Philosophen behaupteten, daß die Seele sich bey Gelegenheit der sinnlichen Wahrnehmungen ihrer schon längst gebahnten Ideen nur erinnere; der letztere hingegen leitete die angebohrnen Ideen von Gott ab. — Andere, wie Leibnitz und Plattner, verstehen unter angebohrnen Ideen:

a) gewisse Anlagen, welche es möglich und nothwendig machen, daß bey solchen Eindrücken  
sol-



solche Wahrnehmungen, und bey solchen sinnlichen Vorstellungen solche Notionen, entstehen;

b) gewisse Einrichtungen, welche den Beyfall für Wahrheit, wenn diese vorgehalten wird, unauflöslich machen.

Kant versteht unter angebohrnen Ideen gewisse Anschauungs- und Denkformen, welche alle Erfahrungen und Begriffe erst möglich machen sollen. Zu den angebohrnen Anschauungsformen rechnet er Raum und Zeit, und sieht die e als nothwendige Bestimmungen der Sinnlichkeit an, und zwar den Raum als die Form der äußeren, und die Zeit als die Form der inneren, Empfindungen. Für die angebohrnen Denkformen hält er folgende Begriffe:

- a) Einheit, Vielheit, Allheit;
- b) Realität und Negation;
- c) Substanz, Ursache und Gemeinschaft;
- d) Möglichkeit, Daseyn und Nothwendig-

keit.

Das, was Leibnitz und Plattner für vor-sinnlich halten, da sie der Seele eine Priorität vor allen Empfindungen und Erfahrungen einräumen, sind eigentliche Ideen und Vorstellungen. Alle Ideen und Vorstellungen aber rühren entweder unmittelbar von den äußeren, oder inneren, Sinnen her, oder sie werden aus dem Stoffe der äußeren, oder inneren, Sinne gebildet, das heißt, von diesen abgezogen, wie die Begriffe von Zeit, Raum zc., oder geschlossen, wie der Begriff von Ursache zc.

Um diese Sache überzeugend darzustellen, wollen wir a) die Gründe auffuchen, aus welchen die Wahrheit unseres Satzes erhellet, und der Grund der angebohrnen Ideen einleuchtet; b) den vor-sinnlichen Besitz der Seele bestimmen, und c) zeigen, wie alle Begriffe überhaupt von den Sinnen abstammen.

a)



a) Die Begriffe, deren Abstammung von äußeren und inneren Empfindungen bezweifelt, oder wohl gar geldugnet wird, tragen offenbare Spuren ihrer sinnlichen Abstammung. Sie sind in jedem einzelnen Menschen so beschaffen, daß sich ihre sinnliche Abkunft psychologisch bestimmen läßt, sie sind so beschaffen und geordnet, wie sie beschaffen und geordnet seyn müßten, wenn sie aus einzelnen Bemerkungen der äußeren und inneren Sinne vermittelt überlegung, Vergleichung, Abstraction, Råsonnement und Analogie, entstanden wären. Dieß erhellet aus folgendem:

a) Mit der Beraubung eines Sinnes fallen alle Begriffe weg, die, und in so ferne sie sich entweder mittel- oder unmittelbar auf diesen Sinn beziehen, und bey dem Mangel aller Sinne müßten nothwendig alle Begriffe wegfallen.

b) Je nachdem ein Mensch ein sehr ausgebreitetes und vollkommenes Sinnenerkenntniß hat, z. B. von Pflanzen, Thieren etc., desto vollkommener ist auch sein abstracter Begriff, sein Ideal, sein Grundbegriff.

c) Wenn man das Erkenntnißsystem entwickelt, in seine Bestandtheile zersetzet, und diese zu realisieren suchet, so kömmt man zuletzt immer auf die äußeren, oder inneren, Sinne und Empfindungen.

b) Die abstracten Begriffe können in der Seele ohne Worte, oder andere willkührliche Zeichen, nicht statt haben, diese Worte und Zeichen aber, an denen sie haften, sind ja unserer Seele nicht angebohren, sie sind a) ihrer Natur, b) ihrer Bedeutung und c) ihrem Verständnisse nach, von den Sinnen abhängig:

a) ihrer Natur nach, weil sie entweder sicht- oder hörbare Zeichen sind;



b) ihrer allgemeinen Bedeutung nach, weil sie nur durch mittel- oder unmittelbare Verknüpfung mit den Empfindungen bedeutend gemacht werden können. Man vergleicht nämlich mehrere Dinge mit einander, hebt das Aehnliche heraus, und bezeichnet dieses mit einem Worte. Die Worte und Zeichen sind also in jedem einzelnen Menschen so beschaffen, als sie es seyn müßten, wenn sie aus dem sinnlichen Erkenntnisse gebildet worden wären;

c) ihrem Verständnisse nach, weil sie als sicht- oder hörbare Zeichen nur durch die Sinne verständlich gemacht werden können.

b) Der vorsinnliche Besitz der Seele, also das, was vor aller Erfahrung in der Seele war, kann nichts anderes seyn, als:

a) die Anlagen und bestimmten Eigenschaften der Seele, wodurch das menschliche Erkenntniß möglich wird. Diese Eigenschaften kann man mit Kant Sinnlichkeit und Verstand nennen;

b) die ursprüngliche Einrichtung, warum sich Sinnlichkeit und Verstand so, und nicht anderst äußern können und müssen. — Diese Einrichtung besteht nicht aus Vorstellungen und Urtheilsarten, sondern aus Gesetzen, warum solche Vorstellungen und Urtheilsarten in dem menschlichen Geiste möglich sind.

c) Die Übereinstimmung aller Menschen in gewissen Begriffen und Urtheilen, dann die Nothwendigkeit, und Allgemeinheit, die sie haben, ferner der augenblickliche unaufhaltbare Beyfall, wenn sie hervor gebracht werden, beweisen keine Angebohrenheit derselben, sondern nur ihre unmittelbare Evidenz und die Angebohrenheit der Denkgesetze. — Der Begriff von Gott entstehet entweder durch Unterricht, oder er wird durch Anwendung der Begriffe von Ursache und Regelmäßigkeit gebildet.



Nun wollen wir den Ursprung aller Ideen aus dem sinnlichen Erkenntnisse beweisen. Wenn wir also dieses bewiesen haben, so ist ein neuer Grund vorhanden, die angebohrnen Ideen zu verwerfen.

Die Ideen sind entweder a) von Individuen, oder b) von Eigenschaften und Beschaffenheiten, oder c) von Verhältnissen.

a) Die Individuen sind entweder a) wirkliche, oder b) eingebildete, die wirklichen entweder a) körperliche, oder b) geistige. — Von wirklichen körperlichen Individuen erhalten wir den Begriff entweder unmittelbar vermittlest der Einwirkung derselben auf unsere Organe, oder durch die Analogie. (Auf die zweyte Art erlangen wir, z. B. den Begriff von dem Nervensafte, den unsichtbaren Empfindungsorganen 2c.) — Von wirklichen geistigen Individuen wird unser Begriff vermittlest der inneren Empfindung und des, daraus entstandenen, Bewusstseyns gebildet. Auf solche Art erhalten wir den Begriff von unserer Seele, das ist, dem wahrnehmenden Subjecte in uns, indem wir es von den Gedanken, von den körperlichen Theilen und von den äußeren Gegenständen, unterscheiden. Durch die Grundsätze der Causalität und durch die Analogie bilden wir uns den Begriff von anderen geistigen Wesen, z. B. von der Seele anderer Menschen, oder der Thiere 2c. — Zu dem Begriffe von eingebildeten Individuen gelangen wir durch Abstraction und Verbindung der Theile mehrerer Bilder.

b) Die Eigenschaften und Beschaffenheiten sind entweder a) körperliche, oder b) geistige. — Den Begriff von körperlichen erhalten wir durch deren mittel- oder unmittelbare Einwirkungen auf unsere Organe; von geistigen durch das innere Gefühl. Durch dieses werden die Begriffe von unseren Empfindungen, von Lust und Unlust, von Begierden und Verabscheuungen, Entschließungen und Handlungen, und

dar-



daraus die Begriffe von Verstand und Willen *zc.*, in uns gebildet.

c) Die Verhältnisse bemerken wir zum Theile schon mittelst der gleichzeitigen, oder auf einander folgenden, Eindrücke, die auf unsere Empfindungsorgane wirken, *z. B.* das Bittere und Süße *zc.*, zum Theile suchen wir sie absichtlich, entweder mittelst der unmittelbaren Vergleichung, oder mittelst der Schlüsse, auf. So sind die Begriffe von Nothwendigkeit, Verursachung *zc.*, entstanden.

b) Der subjectivische, oder formelle, Unterschied der Ideen beruhet auf der Art, wie sie ihren Gegenstand darstellen, auf der Vollkommenheit, oder Unvollkommenheit, mit welcher diese Vorstellungen in der Seele vorhanden sind.

Die subjectivische Vollkommenheit ist dreyfach: a) Wahrheit, b) Klarheit, c) Lebhaftigkeit. — Ihr stehen drey Unvollkommenheiten entgegen: Falschheit, Dunkelheit, Langsamkeit:

a) Wahrheit: Ideen sind überhaupt wahr, wenn die Gegenstände wirklich so sind, wie sie vorgestellt werden, *z. B.* wenn ich einen Körper für Salz halte, weil er dieß dem Geschmacke, Geruche, Gesichte und Gefühle, scheint, und wenn dieser Körper wirklich Salz ist, so habe ich einen wahren Begriff. Wenn ich hingegen, *z. B.* die Ermahnung eines Freundes für Beleidigung halte, so ist mein Begriff falsch.

b) Klarheit: Mit dem Lichte in unserem Kopfe hat es das nämliche Bewandniß, wie mit dem Lichte in der Körperwelt. Wenn wir, *z. B.* von einem Berge in die Ferne sehen, so erkennen wir einige Dinge im Ganzen; jene aber, die noch weiter liegen, erkennen wir nicht einmahl im Ganzen, noch minder unterscheiden wir Merkmale. Wie es also hier Grade der Klarheit giebt, so hat auch die Klarheit unserer Ideen  
drey



drey Stufen: a) Klarheit schlechtweg, b) Deutlichkeit, c) Ausführlichkeit.

a) Klarheit schlechtweg: Dieser steht eigentlich die Dunkelheit entgegen. Und hierauf beruhet die Eintheilung der Ideen in Klare, wenn sie hinreichend sind, einen Gegenstand im Ganzen zu unterscheiden, und dunkle, wenn sie hiezu nicht hinreichend sind, wenn sie den Menschen ungewiß lassen, ob ein Gegenstand dieser, oder jener, sey.

b) Deutlichkeit: Dieser steht die Undeutlichkeit, Verworrenheit, entgegen. Und darauf beruhet die Eintheilung der Ideen in deutliche, wenn sie einen Gegenstand nicht nur im Ganzen unterscheiden, sondern auch insbesondere die Merkmale auffassen, wodurch dieser Gegenstand von anderen unterschieden werden kann, z. B. wenn man an einer Uhr das Gehäus, die Zeiger, das Zifferblatt, das Werk, und in dem Werke wieder andere Theile, nämlich das Triebrad, die Feder, die Kette zc., unterscheidet, und verworrene, wenn sie zwar den ganzen Gegenstand, aber nicht die besonderen Merkmale desselben, wodurch er von anderen unterschieden werden kann, auffasset, z. B. wenn man in einer Uhr die oben erwähnten Theile nicht bemerkt hat, und also wohl die Uhr im Ganzen kennt, um sie von einer Dose, einem Ringe zc., nicht aber mit ihren besonderen Merkmalen, um sie von jeder anderen Uhr, zu unterscheiden.

Die Deutlichkeit unserer Begriffe ist sehr wichtig. Die Wahrheit dieses Satzes erhellet:

a) aus dem Einflusse deutlicher Ideen auf den Gebrauch unseres Verstandes, denn je deutlicher unsere Begriffe sind, desto vollkommener und richtiger sind unsere Urtheile, und umgekehrt;

b) aus dem Einflusse derselben auf unseren Willen, denn von den Vorstellungen hängt die Aeußerung des Willens ab.



Zu deutlichen Begriffen gelangen wir:

a) durch anhaltende Aufmerksamkeit;

b) durch Vergleichung und Überlegung;

c) durch Opposition, da wir mehrere Gegenstände und die Merkmale derselben gegen einander stellen, um gleichsam Licht und Schatten zu unterscheiden, nach der bekannten Regel: *Opposita juxta se posita magis elucescunt.*

c) Ausführlichkeit: Ihr sehet die Unausführlichkeit entgegen. Und darauf beruhet die Eintheilung der Ideen in ausführliche, wenn wir nicht nur die Merkmale des Objectes, sondern auch die Merkmale der Merkmale angeben können, z. B. wenn wir den menschlichen Körper nicht nur überhaupt, sondern auch die Merkmale desselben, seine organische und thierische Natur, und wie sich diese wieder von den unvernünftigen Thieren unterscheiden, anzugeben wissen zc., (weiß man die Merkmale des dritten, vierten, fünften, Grades zc., anzugeben, so ist der Begriff tief) und unausführliche, wenn wir zwar die Merkmale des Gegenstandes, aber in diesen nicht neue Merkmale unterscheiden.

In Ansehung der Deutlichkeit und Ausführlichkeit unserer Begriffe giebt es noch einige andere Vollkommenheiten, die hier bemerkt zu werden verdienen. Diese sind:

a) Vollständigkeit: Ihr sehet Unvollständigkeit entgegen. Daher sind die Ideen entweder vollständig, wenn sie den Gegenstand nach zureichenden und richtigen Merkmalen vorstellen, und alles auszeichnen, was eine Sache ausmacht, z. B. die Idee von der Logik, als der Wissenschaft von der Natur, Cultur und Leitung des menschlichen Verstandes; oder unvollständig, wenn sie einen Gegenstand nach unrichtigen, zweydeutigen, Merkmalen vorstellen, wodurch man sie von anderen Gegenständen nicht unterscheiden kann,



kann, z. B. wenn man den Verstand für das Vermögen, sich Dinge deutlich vorzustellen, hielte, denn auch vermittelst der Sinne gelangen wir zu deutlichen Vorstellungen.

b) Bestimmtheit, Präcision: Ihr sehet Mangelhaftigkeit, Überladung und Wandelbarkeit, entgegen. Daher sind die Ideen entweder bestimmt, präcis, fest stehend, passend, wenn sie weder mehrere, noch weniger, noch andere, Merkmale auszeichnen, als die, welche geschickt sind, die Sache immer, selbst von ähnlichen Gegenständen, zu unterscheiden, oder mangelhaft, überfließend (überladen), wandelbar (schwankend), wenn sie zu wenige Merkmale, oder mehrere, als der Gegenstand hat, oder andere, auszeichnen. Z. B. Wenn ich mir das Viereck als eine vierseitige, gleichseitige, rechtwinklliche, Figur vorstelle, so ist mein Begriff bestimmt; stelle ich mir es als eine, von vier gleichen Linien eingeschlossene, Figur vor, so ist mein Begriff mangelhaft, schwankend, denn die Figur des Viereckes ist rechtwinkllich; wenn ich mir das Dreyeck als eine, von drey Linien eingeschlossene, Figur denke, die drey Winkel hat, welche zusammen zwey rechten Winkeln gleich sind, so ist mein Begriff überfließend.

c) Nettigkeit: Ein Begriff ist nett, rein, treffend, wenn er auch in seinen kleinsten Bestimmungen Wahrheit hat, wenn seine Merkmale gehörig gestellet sind; hingegen grob, wenn einige seiner Bestimmungen falsch sind, schielend, wenn die Merkmale nicht gehörig gestellet sind.

c) Lebhaftigkeit, lebhaftes Erkenntniß. — Wir haben in Beziehung auf diese Eigenschaft unserer Begriffe folgende Bemerkungen zu machen:

a) Viele Philosophen hielten die Deutlichkeit und Lebhaftigkeit für einerley: allein beyder Begriffe sind sehr von einander unterschieden, und zwar



a) ihren Gründen, b) ihrer Beschaffenheit, und c) ihren Folgen nach.

a) Eine Vorstellung ist überhaupt lebhaft, wenn sie die Aufmerksamkeit stark und unwillkürlich von andern Gegenständen abziehet; insbesondere ist eine lebhaftige Idee rege und herrschend, wenn sie oft und leicht zum Vorschein kömmt, wenn sie sich überall einmischet, *fit*, wenn sie dem Bewußtseyn beständig vorschwebet. So sieht der Traurige immer den Gegenstand seines Schmerzens vor sich. Aus solchen Ideen entstehet leicht Wahnsinn. Der genaue Unterschied zwischen Deutlichkeit und Lebhaftigkeit ist, wie der zwischen einem glänzenden und hellen Körper. Lebhaftigkeit ist die Wirkung der Phantasie, und beruhet auf gehäuften sinnlichen Merkmalen; Deutlichkeit hingegen ist die Wirkung der Vergleichung, des Nachdenkens, der Betrachtung und Zergliederung.

b) Es ist ganz etwas anderes, über einen Gegenstand nach deutlichen und zusammenhängenden Ideen *raisonnieren*, als, über denselben nach schnell gehäuften sinnlichen Merkmalen declamieren.

c) Die Lebhaftigkeit ist schnell wirkend, sie zieht die Seele gleichsam zusammen, und dringet ihre Unterschiede in einem verengten Gesichtskreise auf, die Deutlichkeit hingegen wirkt langsam, und gönnet daher zur Ueberlegung und zum Urtheile Zeit.

b) Die Lebhaftigkeit der Ideen verdienet ihrer Wichtigkeit wegen die größte Aufmerksamkeit des Psychologen, nicht nur in der Aesthetik und Moralphilosophie, sondern auch in der Logik. Sie ist oft der Grund einseitiger Vorstellungen, sie verträgt sich nicht mit langsamen Beobachtungen, sie veranlasset übereilte Urtheile, und wird daher zur Quelle unzählbarer Irrthümer und Täuschungen. Aber von der andern Seite erleichtert sie das abstracte Denken, indem sie den Zufluß der Ideen befördert, und trägt zur

Logik. § ge-



geschwinden, wirksamen, Einsicht des Wahren bey, indem sie das schnell zusammen hängen, was man sich vorher einzeln vorgestellt hat.

c) Lebhaftigkeit wird sowohl a) den Empfindungen, als b) der Phantasie, und c) den vernünftigen Vorstellungen, die man Einsichten nennet, zugeschrieben:

a) Empfindungen sind lebhaft, wenn sie von starken, oder vielen, es sey gleichzeitigen, oder schnell auf einander folgenden, Eindrücken herrühren. Im ersten Falle sind die Empfindungen des Geschmacks und Geruches lebhafter, als die des Gehöres und Gesichtes; im zweyten Falle sind die des Gehöres und Gesichtes lebhafter, als die des Geschmacks und Geruches.

b) Phantasien sind lebhaft, wenn sie durch eine Menge sinnlicher Merkmale und bildlicher Ideen so ausgezeichnet sind, daß ihre Gegenstände, gleichsam von uns zu seyn, und empfunden zu werden, scheinen.

c) Vernünftige, oder abstracte, Vorstellungen sind lebhaft, wenn die Vorstellungen der Gründe und Folgen durch viele und lebhafte Phantasien und Erinnerungen unterstützt werden.

Die Menschen unterscheiden sich sehr in Ansehung der formellen Beschaffenheit ihrer Begriffe. In dem Kopfe des einen herrscht Licht, Ordnung, Richtigkeit der Begriffe; die Vorstellungen des anderen sind dunkel, verworren, grob, einseitig, ohne Zusammenhang. Worinn liegen nun die Ursachen dieses Unterschiedes? — Es liegt viel daran, diese Ursachen zu kennen, weil die ganze Denk- = Gemüths- = und Handlungsart, und die ferneren Fähigkeiten des Menschen auf der formellen Beschaffenheit der Ideen, und auf der Art, wie diese mit einander verbunden sind, beruhen. — Diese Ursachen sind entweder a) allgemeine, oder b) besondere.



a) Die allgemeinen liegen in der Erkenntnißfähigkeit und in der Entwicklung und Verwendung derselben:

a) Die Erkenntnißkräfte und Organe sind sehr verschieden, es muß also auch die Beschaffenheit der Ideen verschieden seyn, wenn

a) die äußeren Organe, durch welche die Begriffe einkommen, verschieden sind;

b) wenn die inneren Organe, in denen sie aufbewahret werden, verschieden sind;

c) wenn der Verstand und die mittleren Erkenntnißarten verschieden sind.

b) Die Beschaffenheit der ersten Bildung. Die erste Richtung der Denkkraft geschieht zu früh, oder zu spät, oder gar nicht; bey einigen geschieht sie dem natürlichen Entwicklungsgange der Erkenntnißkräfte gemäß; bey anderen diesem entgegen; bey einigen stufenweise und zweckmäßig, bey anderen entgegen gesetzt.

c) Die Anwendung der natürlichen Erkenntnißkräfte. Diese ist bey den Menschen sehr verschieden, der eine hat Wißbegierde, Lehrbegierde, lernet aus einem inneren Triebe, der andere ist gleichgiltig, lernet aus äußeren Hinsichten, scheuet alle Anstrengung u. s. w.

b) Die besonderen Ursachen sind:

a) Unvollkommenheit der Empfindungen und Sinne, und also auch der Grundbegriffe, die der Stoff und die Grundlage der abstracten Begriffe sind; die Fehlerhaftigkeit der Empfindungen, als der Quelle der Ideen, verbreitet Fehlerhaftigkeit und Unvollkommenheit auf alles übrige. — Unsere Empfindungen sind aber ganz fehlerhaft, oder einseitig:

a) wenn die Eindrücke zu schwach sind, nicht den gehörigen Grad der Stärke haben, und dieß zwar entweder wegen größerer Entfernung des äußeren Gegenstandes, oder wegen Mangel an Aufmerksamkeit;



b) wenn die Eindrücke zu flüchtig vorüber gehen, daß also die Seele sie nicht fassen kann;

c) wenn die Sinne nicht die nöthige Vollkommenheit haben, oder nicht geübt worden sind;

b) Unvollkommenheit der Einbildungskraft, oder des Gedächtnisses. Diese Kraft ist gleichsam das Behältniß der erworbenen Kenntnisse. Ist sie zu schlaff, so kann sie die Vorstellungen nicht aufnehmen, und nicht genau und lebhaft wieder hervor bringen; ist sie zu ausschweifend, so werden andere Vorstellungen hervor gebracht.

c) Unachtsamkeit. Aufmerksamkeit, Ueberlegung und Vergleichung sind nicht nur der Grund des Lichtes in unseren Erkenntnissen, sondern auch der Richtigkeit und des Reichthumes derselben. — Wenn uns also die Deutlichkeit unserer Ideen vor dem Irrthume bewahret, wenn wir nach richtigen Begriffen auch richtig verlangen, wenn uns bey zuverlässigen Vorstellungen unsere Geschäfte besser gelingen, wenn wir durch sie in den Stand gesetzt werden, uns besser auszudrücken, und dadurch auch andere zu belehren und ihnen nützlich zu werden; wenn an der Deutlichkeit unserer Vorstellungen so vieles gelegen ist, so müssen wir nichts so sehr meiden, als Unachtsamkeit.

Die Ursachen der Unachtsamkeit sind aber:

a) Mangel an Lust, an Wißbegierde, daher denn diese durch die Darstellung der Wichtigkeit einer Lehre erwecket werden muß;

b) Gewohnheit, denn dasjenige, woran man gewöhnet ist, was man schon zu oft empfunden hat, das bemerket man nicht mehr;

c) Mangel an Aufgelegtheit, wovon die Ursachen bald in dem Körper, z. B. nach Lische, wenn der volle Magen die nahen Theile drückt, oder an einem schwülen Sommertage zc., bald in der Seele, z.



B. wenn sie von Leidenschaften bestürmet wird zc. zu suchen ist;

d) Vielheit der Dinge, die wir uns zugleich vorstellen, denn wenn wir uns viele Dinge auf einmahl vorstellen, so können wir bey den einzelnen nicht lange verweilen, dadurch bleiben sie also dunkel, oder sie verlieren sich in einander, besonders, wenn sie homogen sind, und dann bleibet entweder gar nichts in dem Verstande zurück, oder höchstens kreuzen die Vorstellungen chaotisch durch einander, und wir haben ein Gemisch von Ideen, das zu gar nichts tauget;

e) zu schneller Uebergang von einer Vorstellung zur andern, da die Merkmale der ersteren, welche noch nicht vollkommen aufgefaßt, oder noch nicht verdauet, sind, sich mit den Merkmalen der letzteren vermengen, und beynabe eben solche Unordnungen erzeugen, wie, wenn wir uns zu viele Dinge auf einmahl vorstellen;

f) Mangel an Wiederholung, denn wenn wir auch noch so vollkommene Erkenntnisse von Dingen haben, und wenn wir diese nicht öfter erneuern und verbessern, so nimmt die Deutlichkeit ab, es entstehet allmählich Dunkelheit, und endlich vergessen wir gar das Alte über dem Neuen. Auf solche Art erlöschen mit der Zeit die empfangenen Eindrücke, wie die Farben in einem Gemälde.

Daß es dunkle Vorstellungen giebt, das heißt, daß die Seele sich öfter bewußt ist, daß sie eine Vorstellung habe, aber sich nicht dessen bewußt ist, was sie sich vorstelle, davon überzeuget uns die tägliche Erfahrung. Aber seit dem, als Leibnitz gänzlich dunkle Ideen in der Seele zu bemerken, und diese zur Erklärung wichtiger Phänomene anzuwenden angefangen hatte, fand diese Lehre bald Beyfall, bald Widerspruch, unter den Philosophen. Man widersprach theils aus Mißverständnis, theils, weil Leibnitz und seine Anhän-



ger diese gänzlich dunkelen Ideen zur Unterstützung einiger Hypothesen gebraucht hatten, und weil die Gegner diese Ideen für ganz unwichtig hielten. — Um diese Sache genau zu bestimmen, müssen wir folgende Fragen beantworten: a) Was sind völlig dunkle Vorstellungen? b) Welche sind die Gründe, auf die man die Realität der völlig dunkelen Vorstellungen gebauet hat, und wie begreift man diese? c) Sind völlig dunkle Vorstellungen dem Logiker wichtig?

a) Was sind völlig dunkle Vorstellungen? Wenn man unter Vorstellung diejenige Modification eines denkenden Wesens versteht, wodurch es sich etwas vorstellt, etwas mit Bewußtseyn vernimmt, so wäre es freylich ein offener Widerspruch, völlig dunkle Vorstellungen, Vorstellungen ohne alles Unterscheiden eines gewissen Etwas, ohne alles Bemerkten, ohne alles Bewußtseyn, anzunehmen. Aber diese kann die Bedeutung des Wortes Idee, Vorstellung, nicht seyn. Die Frage muß so aufgefaßt werden: Kann es solche Modificationen in der Erkenntnißkraft, solche Veränderungen in der Seele, geben, und giebt es deren wirklich, auf welche die Benennung völlig dunkle Vorstellung paßt? — Wenn völlig dunkle Vorstellungen nur so viel heißen sollen, als gewisse, von äußerlichen, oder innerlichen, Empfindungen herrührende Modificationen unserer Seele und der innersten Organe, welche, ohne mit unterscheidendem Bewußtseyn wahrgenommen zu werden, dennoch auf unsere willkürlichen Handlungen einen Einfluß haben, so können wir die Möglichkeit und Wirklichkeit solcher völlig dunkler Vorstellungen nicht in Zweifel ziehen, und sie können entweder wegen Schwäche des Eindruckes ursprünglich, oder aus Mangel an Wiederholung erst in der Folge völlig dunkel geworden seyn.

b)



b) Welche sind die Gründe, auf die man die Realität der völlig dunkelen Vorstellungen gebauet hat, und wie begreift man diese? — Man kann sich

a) durch sehr leichte Bemerkungen von der Wirklichkeit völlig dunkeler Ideen überzeugen. Der schlafende und wachende Mensch machet Bewegungen, unternimmt Handlungen, die nicht völlig automatisch, oder mechanisch, sind, die aber auch nicht von klaren Vorstellungen abhängen, folglich auf ganz bewußtlosen Ideen beruhen. Der schlafende Mensch wird von dem Kitzel, von einem Drucke, von dem Durste, bestimmt, zu fragen, sich umzuwenden, zu erwachen. Hier lieget unstreitig eine dunkle Empfindung zum Grunde, er hält mit sich und anderen lange Reden, erwachet zur fest gesetzten Zeit, und unternimmt oft die sonderbarsten Handlungen, z. B. der Tonkünstler spielet im Schlummer fort, ohne daß Mistöne heraus kommen. — Der wachende Mensch unternimmt allerley Handlungen ohne alle Absicht, ohne alles Bewußtseyn. Dergleichen sind sehr viele Gewohnheitshandlungen. Man nimmt Taback, singt, geht eine Strecke Weges, ohne alles Bewußtseyn. Ferner hat man sehr klare Totalvorstellungen, z. B. von Gegenden, Gebäuden etc., aber der darinn enthaltenen besonderen Merkmale ist man sich nicht bewußt.

b) Noch mehr überzeuget man sich von der Wirklichkeit völlig dunkeler Vorstellungen, wenn man diese psychologisch betrachtet. Es ist ausgemacht, daß die Ursachen und Gesetze, nach welchen die Veränderungen der Organe und die, ihnen entsprechenden, Modificationen der Seele entstehen, nicht die nämlichen sind, nach welchen sich das Bewußtseyn, die Unterscheidung des veränderten Organes und des Seelenzustandes, richtet. Daraus läßt es sich also begreifen, daß es Veränderungen in den Organen und der Seele geben kann, ohne daß man sich derselben bewußt ist.

Dies



Dies geschieht, wenn die äusseren, oder inneren, Eindrücke zu schwach, zu flüchtig, zu häufig, sind, wenn die Seele zu ohnmächtig, zu zerstreuet, zu voll, ist u. s. w.

c) Sind völlig dunkle Vorstellungen dem Logiker wichtig? — Allerdings, denn sie haben Einfluß auf die Denk- Gemüths- und Handlungsart des Menschen. Wir wollen zur Beleuchtung dessen einige Erfahrungen anführen. Wir finden bisweilen unser Gemüth in Bewegung gesetzt, wir sind guter, oder übler, Laune, und können uns doch gar nicht besinnen, was denn die Ursache dieser Bewegung, dieser Laune, wäre. In einem solchen Falle kann doch wohl nichts anderes zum Grunde liegen, als eine dunkle Empfindung, oder Phantasie, die unserer Seele den angenehmen, oder unangenehmen, Anstrich giebt.

B. Da wir gezeigt haben, wie vielerley Ideen es in der menschlichen Seele giebt, so führet uns die natürliche Ordnung auf den Zusammenhang unter denselben, das ist, auf die Vergesellschaftung, Adsociation der Ideen.

Bey der Adsociation der Ideen giebt es sehr viel Merkwürdiges, aber nicht alles gehöret in den Unterricht zu denken, sondern nur dasjenige, was auf das genaue und gründliche Kenntniß dieses psychologischen Phänomens, auf die Geseze und den Einfluß der Ideenadsociation auf die Denkopoperationen, Bezug hat.

Zu erst von dem Begriffe der Ideenadsociation. Hier müssen wieder Erfahrungen voraus geschicket werden, um diesen Begriff von ihnen abzuziehen.

Die Erfahrung lehret, daß in dem menschlichen Geiste mehrere Ideen entweder gleichzeitig existieren, oder unmittelbar auf einander folgen. Diese Coexistenz, oder unmittelbare Folge, heißt Verbindung, Vergesellschaftung, Adsociation. —

Hieraus läßt sich abnehmen, daß es mehrere Arten der Ideenadsociation giebt, nämlich:



a) eine einfache Verbindung, wenn nur ein Grund vorhanden ist;

b) eine zusammen gesetzte, wenn mehrere Gründe vorhanden sind.

Die einfache Verbindung ist entweder a) eine sinnliche, oder b) eine vernünftige, oder c) eine imaginarische:

a) eine sinnliche, z. B. an einem Frühlingstage sieht man einen Garten, man sieht Blumen, man athmet die aromatische Luft ein *ic.* Der Grund dieser Verbindung ist, weil mehrere Gegenstände entweder zugleich, oder unmittelbar auf einander, folgen.

b) Einige Vorstellungen sind in der Seele nach den Gesetzen der Uebereinstimmung und des Widerspruches, nach dem nothwendigen Verhältnisse ihrer Unterordnung, verbunden, da wir nämlich vom Allgemeinen zum Besonderen herab steigen. Diese Ideen-Verbindung heißt die vernünftige. Dergleichen sind unsere wissenschaftlichen Begriffe.

c) Endlich finden wir in unserer Seele noch eine andere Art des Zusammenhanges und der Folgen der Ideen, die weder auf den Gesetzen der Sinne und den gleichzeitigen, oder auf einander folgenden, Eindrücken, noch auf den Gesetzen der Vernunft, beruhen, z. B. wenn uns bey dem Anblicke eines Hauses dessen Bestimmung einfällt *ic.* Diese Verbindung heißt die imaginarische. In einem solchen Falle erwecket eine, in der Seele vorhandene, Einbildungs-idee eine, oder mehrere andere, die ihr entweder ähnlich sind, oder vorher mit ihr zugleich in der Seele waren. Auf diese Art können die ehrwürdigsten Begriffe mit den lächerlichsten verbunden werden.

Die verbundenen Ideen müssen mit den zusammen gesetzten nicht vermengt werden. Wenn, z. B. Jemand in einer Uhr alle Theile unterscheidet, so ist seine



ne Idee zusammen gesetzt; wenn aber Jemand der Worte, der Mienen, seines Freundes, von dem er Abschied genommen hat, gedenket, so sind diese Ideen unter einander verbunden.

b) Die drey einfachen Verbindungen der Ideen laufen in der Seele häufig durch einander. Die, durch die Sinne eingegangenen, Ideen verfolgen wir bisweilen mit der Vernunft, indem wir sie auf allgemeine Begriffe und Grundsätze beziehen. Bey diesem eigentlichen Denken werden wir bald durch allerley Bilder der Phantasie unterbrochen, deren Zusammenfluß wieder bald durch andere Empfindungen, bald durch Räsonnement, verdrängt wird. Daraus entstehet ein sehr zusammen gesetzter und verwickelter Ideengang, in dem die drey einfachen Verbindungen abwechseln.

Die Adfociation der Ideen geschieht nach gewissen physischen Gesetzen, nach der nothwendigen Einrichtung unseres Körpers und unserer Seele. Sie geschieht ganz unwillkürlich, denn wenn es auch scheineth, daß die Seele Ideen nach Gefallen erwecket, oder abhält, so geschieht doch nichts anderes, als, daß sie im ersten Falle durch ihr Bewußtseyn die zusießenden Ideen fest hält und durch Aufmerksamkeit aufkläret, im zweyten Falle aber diesen zusießenden Ideen ihre Aufmerksamkeit versagt. Wenn bey einer Meditation, bey dem Dichten, die Ideen nicht natürlich hervor kommen, so ist alle Mühe, sie hervor zu rufen, vergeblich. Wollen wir eine Idee erneuern, so müssen wir sie vermittelst der Gesetze der Ideenadfociation hervor bringen. So machen wir uns Zeichen, z. B. einen Knopf in das Schnupstuch, ein Stückchen Papier in die Dose zc., wenn wir uns zur bestimmten Zeit an etwas erinnern wollen.

Die Gesetze der Ideenadfociation sind Formeln, welche die nothwendigen Umstände zu erkennen geben, die es verursachen, daß bey der Gegenwart ei-

ner



ner Empfindung, oder Einbildung, eine andere in Vorschein kömmt.

Diese Gesetze sind von zweyfacher Art: a) einige enthalten die Ursachen, warum sich Ideen verbinden; b) andere die Ursachen, warum sich Ideen leichter verbinden, leichter in Vorschein kommen.

a) Die Associationsgesetze der ersten Art sind folgende:

a) Das Gesetz der Aehnlichkeit. Die Aehnlichkeit oder Uebereinstimmung der Dinge in ihren Merkmalen bringet bey der Vorstellung des einen auch die Vorstellung des anderen Dinges hervor.

a) Die Formel dieses Gesetzes ist: Aehnliche und verwandte Ideen verbinden sich in der Phantastie und erwecken einander wechselseitig. S. B. bey dem Anblicke eines Gesichtes, Thieres, einer Pflanze zc., fallen uns ähnliche Gesichter, Thiere, Pflanzen, zc., ein.

b) Den Grund dieses Gesetzes suchen einige im Gehirne, daß nämlich ähnliche Spuren einander erwecken müssen, wie ähnliche Saiten einander wechselseitig erwecken, oder, wie ähnliche Körper einander in Wirksamkeit setzen. Andere suchen den Grund in der Seele, daß nämlich ähnliche Ideen die Aufmerksamkeit wegen der, durch sie möglichen, Vergleichung erhöhen. — Dieses alles ist bloß Muthmassung. Gewiß ist es aber, daß ähnliche Ideen sich erwecken, und daß zur Association eine sehr geringe Aehnlichkeit hinreichend ist.

c) Die Wirksamkeit dieses Gesetzes zeigt sich bey den wichtigsten Verstandesoperationen, und zwar:

a) bey Empfindungen und Beobachtungen, denn nach diesem Gesetze werden bey neuen Empfindungen und Beobachtungen verschiedene Phantasien und Bilder von, schon vorher empfundenen, ähnlichen Gegenständen zurück kommen; nach diesem Gesetze werden die Gegen-



Gegenstände der neuen Empfindungen und Beobachtungen nach allgemeinen Merkmalen der Arten, Gattungen und Geschlechter, erkannt und classificiret, z. B. der Arzt saget bey einer vorkommenden Krankheit, daß sie zu dieser, oder jener, Gattung gehöre; durch dieses Gesetz geschieht es, daß wir bey neuen Bemerkungen ähnliche Ursachen und Wirkungen vermuthen, und so practische Regeln fest setzen, z. B. wir vermuthen, daß ein Jüngling, den wir in gewissen Verhältnissen sehen, ausschweifen werde, oder, daß bey einer anhaltenden üblen Witterung viele Krankheiten entstehen werden 2c.

b) Bey der Bildung und dem Verständnisse, dann bey der Anwendung allgemeiner Begriffe zu allgemeinen Urtheilen und Schlüssen. — Bey der Bildung. Sollen allgemeine Begriffe gebildet werden, so müssen bey neuen einzelnen Fällen die vorher empfundenen ähnlichen Fälle zurück kommen, damit wir das Aehnliche absondern und es uns ohne das Eigenthümliche vorstellen können. — Bey dem Verständnisse. Soll ein allgemeiner und abstracter Begriff verstanden werden, so müssen uns bey der Vernehmung desselben mehrere einzele ähnliche Fälle einfallen, von denen wir dann nur das Aehnliche betrachten, um den abstracten Begriff aufzufassen; z. B. um den abstracten Begriff Verstand zu fassen, muß man sich mehrere ähnliche Dinge, als: einen Künstler, einen Gelehrten, oder Kunststücke, Bücher 2c., denken. — Bey der Anwendung allgemeiner Begriffe zu allgemeinen Urtheilen und Schlüssen; denn was von allgemeinen Begriffen, einzeln betrachtet, gilt, das ist auch auf allgemeine Urtheile und Schlüsse anwendbar. Doch hievon weiter unten.

c) Bey den Producten des Wizes und bey der Wirkung derselben auf den Leser, Zuhörer, oder Zuschauer. Die Aeußerung des Wizes bestehet darinn, daß verstecktere Aehnlichkeiten bemerket werden, soll sich  
als9



also der Wisz äußern, so müssen sich mehrere Ideen, die man gehabt hat, nach ihrer Aehnlichkeit verbinden, und sollen die Producte des Wisesz Eindruck machen, so müssen die gehörigen Ideen plötzlich nach den Gesetzen der Aehnlichkeit erwecket werden, denn wenn solche vergesellschaftete Ideen fehlen, kann der Wisz keine Wirkung machen.

d) Es geschieht sehr oft, daß eine Idee ihre verwandten, oder sonst mit ihr vergesellschafteten, Ideen nicht erneuert. Dadurch wird also das Gesetz der Aehnlichkeit eingeschränket. Die Ursachen, aus welchen diese Erweckung unterbleibet, sind:

a) wenn die Gefellinnen einer Idee entweder von anderen zu sehr regen, oder herrschenden, Ideen, oder von ungefähr eingeschlichenen Empfindungen, verdunkelt werden;

b) wenn die inneren Organe nicht in die Bewegung kommen, die nothwendig wäre, die verwandten Ideen zum Vorschein zu bringen;

c) wenn man zerstreuet ist, daß also die Idee, die mit den, eben jetzt in der Seele liegenden, Ideen zusammen stößt, keinen Eindruck macht.

b) Das Gesetz der Gleichzeitigkeit, oder Coexistenz.

a) Die Formel dieses Gesetzes ist: Vorstellungen von Dingen, die wir zugleich empfunden haben, Ideen, die wir einmahl, oder öfter, mit einander gehabt haben, erwecken einander wechselseitig.

b) Der Grund dieses Gesetzes ist nach *Mallebranche*, daß gleichzeitige innere Eindrücke (Spuren) mit einander in Verbindung gerathen. — Vermittelst dieses Gesetzes können die verschiedensten und sonderbarsten Ideen in Verbindung kommen, z. B. die verschiedensten Begebenheiten eines Tages &c.



c) Die Wirksamkeit dieses Gesetzes besteht darinn:

a) daß wir von der Idee des Individuums zu der Idee der Art, und von dieser zu der Idee des Geschlechtes, übergehen, z. B. von der Idee eines Baumes zur Idee eines Gartens, Waldes etc.;

b) daß wir bey den Subjecten, Substanzen, an ihre Eigenschaften, Beschaffenheiten, Verhältnisse, Kräfte und Gesetze, denken;

c) daß wir bey Gründen, Ursachen und Absichten, an Folgen, Wirkungen und Ausgänge, denken;

d) daß wir bey einer Begebenheit an den Ort, die Zeit, die Personen, die Umstände etc., denken, und so umgekehrt;

e) daß wir bey Zeichen an deren Bedeutung und an die, durch sie bezeichneten Gegenstände denken und umgekehrt, z. B. wenn wir ein Denkmahl sehen, denken wir an denjenigen, der es gesetzt hat, und an denjenigen, dem es gesetzt worden ist.

c) Das Gesetz der Succession, der Ordnung, der Folge.

a) Die Formel dieses Gesetzes ist: Ideen erwecken einander nicht nur in der Ordnung, wie sie in der Seele entstanden sind, sondern auch, wenn nur eine aus einer Ideenreihe erneuert wird, erwecket diese zugleich andere ab, oder aufwärts, gehende.

b) Der Grund dieses Gesetzes ist wahrscheinlich der Zusammenhang der inneren Organe.

c) Die Wirksamkeit dieses Gesetzes zeigt sich:

a) wenn wir etwas auswendig lernen, oder etwas auswendig Gelerntes, entweder Redestücke, oder zufällig auf einander folgende Worte, hersagen;

b) wenn wir die Lage und die Verhältnisse der Dinge, welche sich in einem großen Raume befinden,



den, angeben, z. B. der Bücher in einer Bibliothek, der Acten in einer Registratur, der Waaren in einer Krämerbude, der Derter auf einer Landkarte 2c.;

c) wenn wir uns der **Schicksale** unseres Lebens, der mancherley Ereignisse bey der Beobachtung eines Gegenstandes, erinnern;

d) wenn wir den Lehrbegriff einer Wissenschaft, deren Abtheilung 2c., überdenken.

d) Das Gesetz des Contrastes.

a) Die Formel dieses Gesetzes ist: **Contrastierende**, d. i. entgegen gesetzte, Ideen erwecken sich wechselseitig, z. B. Kälte und Wärme, Licht und Schatten, oder Licht und Finsterniß 2c.

b) Der Grund dieses Gesetzes ist:

a) die **Aehnlichkeit** der contrastierenden Ideen, denn wirklich kommen diese Dinge, so sehr sie an sich selbst verschieden sind, in den allgemeinen Begriffen von dem Körper- und Seelenzustande, oder von der Farbe und dergl. überein, wirklich ist zwischen Tugend und Laster eine größere Aehnlichkeit, als, z. B. zwischen Tugend und Geld; zwischen weiß und schwarz mehr Aehnlichkeit, als, z. B. zwischen weiß und süß 2c.;

b) die **Gleichzeitigkeit**, oder auf einander Folge, weil wir solche Ideen zugleich erhielten, oder von einem Zustande zu dem anderen übergiengen, z. B. von der Gesundheit zur Krankheit, von einem lichten Orte in einen finstern 2c.

c) Die **Wirksamkeit** dieses Gesetzes ist, daß es die Lebhaftigkeit und Deutlichkeit im Denken, die Beobachtung des Einzelnen wegen des Zusammenhaltens, die Eintheilungen, die negativen Urtheile und Schlüsse, befördert.

b) Die **Assoziationsgesetze** der zweyten Art, diejenigen nämlich, welche die Ursachen enthalten, warum eine Idee nicht nur erwecket, sondern auch leichter erwecket wird, sind folgende:



a) Je ähnlicher die Ideen in ihrem Inhalte sind, desto leichter vergesellschaften sie sich, desto leichter und sicherer erwecken sie sich wechselseitig. — Die Aehnlichkeit ist entweder eine innere, oder eine äußere, eine vollständige, oder unvollständige (einseitige), eine allgemeine, oder charakteristische, eine wesentliche, oder außerwesentliche. — Setzen wir, daß Jemand die Idee von mehreren Gelehrten habe, so werden sich die Ideen von Philosophen, Rechtsgelehrten, Ärzten zc., leichter, als die von Diplomaten, Numismatikern zc., erwecken.

b) Je vertrauter und geläufiger die Ideen durch Gewöhnheit, Übung, Interesse, sind, desto leichter vergesellschaften sie sich, und desto leichter werden sie wach. Darum redet und träumet Jedermann so oft von sich selbst; darum beziehet Jedermann das Gespräch so gerne auf sich zc.

c) Je herrschender gewisse Ideen sind, je mehr sie in das Gedankensystem des Menschen gewebet sind, je mehrere Berührungspuncte sie im Gehirne haben, desto leichter und öfter kommen sie in Vorschein. — Einige Ideen hingegen kann man wegen ihres großen Umfanges und Zusammenhanges mit anderen herrschende nennen. Solche Ideen sind immer geneigt zu erwachen, sie schwimmen gleichsam auf der Oberfläche des Gedankensystemes herum, und werden daher leicht erwecket. Nach der Beschaffenheit dieser Ideen, und nach dem Verhältnisse anderer zu denselben, bestimmen wir, was gut, oder böß, schön, oder häßlich, recht, oder unrecht, sey. — Wohl dem Menschen, in dem richtige und heilsame Vorstellungen nach diesem Verstande herrschend sind.

d) Je mehr gewisse Ideen in dem jedesmahligen Zustande der Seele übereinstimmen, desto leichter vergesellschaften sie sich. — Dieses Gesetz kann in dreysacher Bedeutung verstanden werden:



a) je mehr solche Ideen mit der eigenthümlichen Denk- und Gemüthsart eines Menschen übereinstimmen;

b) je mehr sie mit dem Gegenstande und Zwecke der gegenwärtigen Meditation zusammen hängen;

c) je mehr sie mit den herrschenden, in der Seele gleichsam voran gehenden, Ideen verbunden sind; — desto leichter werden sie zum Vorschein gebracht. Darum erinnert sich der Theolog immer und so leicht an die Texte der heil. Schrift zc.

Alles, was wir bisher gesagt haben, wollen wir zur Erläuterung gewisser Phänomene in dem Menschen anwenden, solcher Phänomene nämlich, die auf den Verstand Bezug haben, und das eigentliche Denken betreffen.

Die Ideenassociation ist für Menschenbeobachter und Menschenkenner der Schlüssel zu den tiefsten Geheimnissen der Seele, sie entfaltet die innersten Gesinnungen des Menschen, seine Denk- und Gemüthsart, seine Grundsätze, seine herrschenden Triebe und Neigungen. Dieß wird durch folgendes beleuchtet:

a) Es ist eine ausgemachte Sache, daß sich in jedem Menschen seine Ideenassociation und seine Entscheidungen nach seiner herrschenden Denk- und Gemüthsart, nach seinen Lieblingsmeinungen und Neigungen richten, und daß nach deren Verschiedenheit in ihm verschiedene Wirkungen hervor gebracht werden. So bringet die nähmliche Vorstellung in einem Habfüchtigen, einem Ehrgeizigen, einem Wollüstigen zc., andere Wirkungen hervor. Will man nun die Denk- und Gemüthsart eines Menschen entdecken, so muß man auf seine Reden und Handlungen Acht haben, hauptsächlich in solchen Fällen, wo er sich nicht verstellen kann, z. B. in Affecten, oder, wo Verstellung nicht notwendig ist, z. B. wo er sich selbst überlassen,

Logik.

I

lassen,



lassen, sein eigener Herr ist, denn in diesen Fällen kommen Ideen und Urtheile zum Vorschein, welche die näheren Gründe, Folgen, oder Theile, seiner Denk- und Gemüthsart sind, und folglich auf seinen Character schliessen lassen. Oder man lenket sein eigenes Gespräch und Verhalten dahin ein, und beobachtet, welche Wirkung es in dem anderen hervor bringe, von der man denn leicht auf die Ursache, nämlich auf seine Denk- und Gemüthsart, schliessen kann. Auf solche Art blicken Geschäftsträger, Politiker, Criminalrichter, Erzieher, und überhaupt Menschenbeobachter, tief in die Seele der Menschen, und entdecken zugleich die Art, wie sie diese zu behandeln haben.

b) Die Ideenadsociation ist der Grund aller Fertigkeit, sowohl der geistigen, als der körperlichen, sie macht diese Fertigkeit entstehen und wachsen, sie ist der Grund der Anhänglichkeit an grundlose Meinungen, an Gewohnheiten zc., denn sie ist in das ganze System der Gedanken und Neigungen verwebet. Aus ihr ist die lächerliche Furcht vor gewissen Zeichen, Worten, oder Gegenden, erklärbar, z. B. die Furcht vor Nacht, Finsterniß, Gottesäckern, verfallenen Schlössern, mit denen die abentheuerlichen Begriffe von Hexen, Gespenstern, Kobolden zc., vergesellschaftet sind. Auf ihr beruhet die plötzliche Neigung zu gewissen Personen, oder Dingen, oder die plötzliche Abneigung von denselben, weil man nämlich von Personen, denen diese ähnlich sehen, jemahls angenehme, oder unangenehme, Nachrichten zc. erhalten hat, oder weil diese mit jenen in irgend einer Verbindung stehen, oder weil bey dem Anblicke eines Dinges die Idee eines ähnlichen, welches uns angenehm, oder unangenehm, war, unvermerkt erwecket wird, u. d. gl. Sie enthält den Grund, warum wir auch fehlerhafte Maximen und Moden nachahmen, denn wir haben diese vielleicht an Angesehenen bemerket, und damit den Begriff von et-  
was



was Großem verbunden. Durch sie geschieht es, daß man die verschiedensten Ideen verbindet, z. B. Gott und Verdienst 2c. Endlich beruhet auch die Gelehrigkeit der Thiere auf ihr, z. B. wenn man einen Hund zu Künsten abrichtet, so geschieht nichts anderes, als, daß man macht, daß sich zu einer gewissen Empfindung, z. B. des Lones, der Miene 2c., eine lebhaftes Phantasie gesellet, die ihn zu gewissen Bewegungen bestimmet.

c) Die Ideenassociation ist der Grund, warum

a) der nämliche Gegenstand in verschiedenen Köpfen die verschiedensten Wirkungen hervor bringet, z. B. wenn der Soldat, der Mathematiker, der Naturforscher, der Metaphysiker, der Bauer, der Amtmann 2c., von eben derselben Höhe in eben dieselbe Gegend sieht, so werden bey jedem andere Ideen erwecket;

b) warum die nämliche Nachricht in verschiedenen Köpfen die verschiedensten Wirkungen hervor bringet, z. B. über die Nachricht der Beförderung zu einem Staatsdienste wird der eine aufgeräumt, der andere freudig, der dritte aufgeblasen, der vierte besorgt, der fünfte bleibt gleichgiltig, der sechste wird aufgebracht 2c.;

c) warum der nämliche Unterricht in verschiedenen Köpfen die verschiedensten Wirkungen hervor bringet, z. B. wenn mehrere eben demselben wissenschaftlichen Unterrichte beywohnen, so wird in dem Kopfe des einen ein unbrauchbares Chaos, in dem Kopfe des anderen Aufklärung und Deutlichkeit der Begriffe, entstehen, einer wird bey dem Unterrichte ganz gleichgiltig bleiben, der andere wird ihn begierig auffassen, der dritte wird sogar widerstreben. Dieß hängt von dem Vorrathe der Kenntnisse, oder von deren Mangel, ab, welche der Unterricht voraus setzet, und



mit denen sich die, in dem Unterrichte zu entwickelnden, Begriffe vergesellschaften sollen.

d) Die Ideenassociation ist der Grund, warum die Reden gemeiner Leute, und sehr flüchtiger Köpfe so verworren sind, warum diejenigen, welche gleichsam zu viel wissen, so zweckwidrige Digressionen machen, warum Gelehrte bey Gastmahlen und in Gesellschaften oft stumm sind. — Wer nicht zum ordentlichen Denken angeführet worden ist, wer seine Kenntnisse nicht in eine gewisse Ordnung gesammelt hat, wer sich nicht gewöhnet hat, die Hauptsache von den Nebensachen, das Vorhergehende von dem Folgenden, zu unterscheiden, bey dem müssen nothwendig unordentliche Ideen zum Vorschein kommen, solche werden bey Erzählungen oft die unbedeutendsten Umstände mit aller Weitläufigkeit vortragen, indessen sie die wesentlichsten mit keiner Sylbe berühren. Der gebildete Kopf weiß die Dinge nach ihrem Gehalte zu bestimmen, sie zu ordnen, und auf Classen zurück zu führen, er läßt sich daher von, sich aufdringenden, vergesellschafteten Nebenideen nicht so hinreißen, wie der gemeine, ungebildete, Mann. — Köpfe von sehr ausgebreiteten Kenntnissen, besonders, wenn sie viel Wiß und Lebhaftigkeit haben, schweifen bisweilen zweckwidrig aus, indem bey jeder Idee, die sie vortragen, ein beträchtlicher Borrath von mitverbundenen rege gemacht wird, deren schneller Anfall die erste Idee gleichsam unterdrückt. — Gelehrte, denen sich bey Gastmahlen und in Gesellschaften die Ideen ihrer abgebrochenen, oder bevorstehenden, Meditationen aufdringen, ziehen oft ihre Aufmerksamkeit von der Gesellschaft ganz ab, oder es wird wenigstens durch den Drang ihrer eigenen Ideen der Zufluß fremder Ideen, wodurch sie sich in das Gespräch mischen könnten, gehindert.



Wir wenden nun die Gesetze der Ideenassociation auf die Wirkungen der Phantasie im Traume an.

Gleichwie es wachend geschieht, daß Empfindungs- und Einbildungsideen vermittelt der Aehnlichkeit, Gleichzeitigkeit, Aufeinanderfolge, oder des Contrastes, andere erwecken, eben so geschieht dieses auch im Schlafe, nämlich in demjenigen Zustande, in welchem wir, um unsere Organe nicht ganz zu erschöpfen, der Ruhe genießen.

Im Schlafe ist die Empfindungskraft nicht ganz verschlossen, es haben dunkle Empfindungen Statt. Dieß erhellet aus folgendem:

a) Wenn man einen Schlafenden mit einer Feder unter der Nase kitzelt, so giebt er durch eine Bewegung zu erkennen daß das Kitzeln einen unangenehmen Eindruck auf ihn macht; ein Druck, eine unbequeme Lage, Wärme, Kälte zc., bestimmen den Schlafenden, sich umzudrehen, die Decke wegzustreifen, oder an sich zu ziehen, woraus zu schliessen ist, daß der Druck, die Wärme, Kälte zc., auf ihn wirken; der Schlafende höret das Säusen des Windes, den Fall eines Körpers, den Schall einer Glocke u.s.w. Aber all' dieses empfindet er nur dunkel. Die dunklen Empfindungen erwecken wieder andere Vorstellungen, die mit ihnen vermittelt der Aehnlichkeit, Gleichzeitigkeit, Aufeinanderfolge, oder des Contrastes, verbunden sind, und diese Reihen von Phantasien, die durch, dazwischen kommende, dunkle Empfindungen abgeändert und unterbrochen werden, heißen Träume.

b) Wer freudig, sorgenvoll, furchtsam zc., einschläft, dessen Träume sind seinem Zustande analogisch. Die Träume sind also Wirkungen der Associationsgesetze. Das Kind, dem bey Tage von Geistern erzählt wird, träumet bey Nacht von Geistern. Ein, im Schlafe dunkel empfundenes, Getöse veranlaßet Träume vom Fallen, vom Entfliehen, von eingefallenen



Schlößern. Schwäche, oder ein Druck im Magen, Wallung des Blutes 2c., erwecket allerley analogische Phantasien, und diese erwecken eine Reihe von Vorstellungen, welche den Traum ausmachen.

c) Die Träume sind gewöhnlich sehr unordentlich, weil die Reihen von Phantasien durch, dazwischen kommende, Empfindungen immer unterbrochen werden. Man träumet gewöhnlich von Gegenständen seiner Beschäftigung, von seinen vorzüglichen Neigungen. Gewöhnlich sind auch die Träume derer, welche wachend richtig denken, ordentlicher und zusammenhängender.

Warum sind im Traume die Phantasien lebhafter, als im wachenden Zustande? — Weil, da die wirklichen Empfindungen fehlen, oder sehr dunkel sind, der Schein der Ideen desto stärker ist; weil die, bey dem freyen Laufe der Imagination entstandenen, Vorstellungen mit den zurecht weisenden Gedanken der Vernunft weniger verknüpft sind.

Warum erinnert man sich nicht aller Träume? — Weil nicht alle einen gleich großen Eindruck auf die Seele machen. Auch im Wachen vergißt man gleichgiltige Eindrücke bald. — Man fühlet aber oft wachend die Wahrheit eines Beweises, die Auflösung einer Aufgabe, nur dunkel, und gelanget zur völligen Einsicht erst im Traume. Der Grund dessen ist, weil im Wachen der Wahrnehmung eines Gefühles allerley Hindernisse entgegen stehen, die im Traume wegfallen, daher denn dasjenige, was im Wachen dunkel war, im Traume klar wird.

Warum erwachen wir zu einer fest gesetzten Stunde? — Wenn man den Gedanken, zu einer bestimmten Stunde zu erwachen, fest in die Seele faßt, so bleibt diese Idee immer rege, und wir erwachen denn auch wirklich.



C. Wir gehen nun auf die Bezeichnung der Ideen, auf den Gebrauch der Zeichen, folglich auf die Sprache, über.

Die Lehre von der Sprache ist wichtig und gehöret in die Logik. Sie hat auf den Verstand, auf das eigentliche Denken, auf das Kenntniß des Wahren und Falschen, einen bedeutenden Einfluß, und ist daher wichtig; sie gehöret aber auch in die Logik, da einige Sprachgesetze zugleich Denkgesetze sind.

Diese Lehre läßt sich unter zwey Gesichtspuncte stellen. Wir wollen zuerst a) von den Zeichen und Sprachen überhaupt in Rücksicht auf das Denkgeschäft handeln, dann b) insbesondere von der menschlichen Sprache reden.

a) Das Erste ist also hier die Festsetzung eines richtigen Grundbegriffes von den Zeichen:

a) Zeichen, überhaupt, ist eine sinnliche Sache, die zu erkennen giebt, daß etwas sey, gewesen sey, oder seyn werde. So ist, z. B. das Steigen und Fallen des Barometers ein Zeichen. — Diejenigen Zeichen, die wir gebrauchen, um anderen etwas zu erkennen zu geben, heißen Ausdrücke. — Dieß führet uns auf den Begriff der Sprache. — Sprache, überhaupt, ist die Sammlung einartiger, ähnlicher, sicht- oder hörbarer Zeichen.

b) An jedem Zeichen hat man zu unterscheiden:

a) die Materie, oder das Materielle, desselben, das ist, die sinnliche Sache, die geeignet ist, etwas zu erkennen zu geben, z. B. Thränen etc.;

b) die Form, oder das Formelle, desselben, das ist, die Vorstellung von Etwas, welche durch den Anblick des Zeichens veranlasset wird, z. B. bey Thränen ist die Form die Vorstellung des Schmerzens etc.;

c) die Bezeichnung der Sache selbst;

d) den Zusammenhang der Materie und Form des Zeichens, das ist, das Verhältniß der Materie, der



der Form und des bezeichneten Gegenstandes, wodurch geschieht, daß die Idee des einen auch die Idee des andern erwecket.

c) Das symbolische Erkenntnis wird dem intuitiven entgegen gesetzt. Bey ersterem sind wir uns mehr der Zeichen, als der bezeichneten Dinge, bewußt; letzteres haben wir unmittelbar von den Sinnen und der Einbildungskraft, z. B. da wir eine Pflanze sehen, ohne zu wissen, daß sie Pflanze heißt.

Der Gebrauch der Zeichen und folglich auch der Sprache, ist bey dem Denkgeschäfte und dem Gebrauche und der Cultur des Verstandes unentbehrlich, denn durch den Gebrauch der Zeichen, vorzüglich der willkürlichen, bringet der Mensch die Vorstellungen in seine Gewalt, und wird in den Stand gesetzt, Verschiedenes zu thun, ohne welches er den Verstand nicht richtig gebrauchen, noch minder vervollkommen, könnte. Er kann nämlich vermittlest der Zeichen

a) die gehaltenen Vorstellungen behalten, erneuern, trennen, oder verbinden, unabhängig von den Gegenständen selbst;

b) die verworrenen Ideen deutlich machen, die einzelnen Ideen vervollkommen, die schwankenden Begriffe näher bestimmen, die Urtheile und Schlüsse verbinden; endlich

c) die erworbenen Kenntnisse anderen mittheilen, die Masse derselben unter den Menschen vermehren, sie unter den jetzt Lebenden in Kreislauf bringen, und den Nachkömmlingen hinterlassen. — Die Geschichte des einzelnen Menschen und ganzer Nationen beweiset, daß immer Sprache und Verstand gleiche Fortschritte gemacht haben.

Sind aber alle Zeichen dem Gebrauche und der Vervollkommnung des Verstandes angemessen? — Nicht alle, wie gleich gezeigt werden wird. Diejenigen, welche wirklich angemessen sind, heißen logische Zeichen.

Voll.



Vollkommene Zeichen, und folglich auch Ausdrücke und Sprache in Hinsicht auf den Gebrauch und die Vervollkommnung des Verstandes sind jene, welche den Absichten der Zeichen überhaupt, und den Operationen des Verstandes insbesondere, angemessen sind. Daher wird zur logischen Vollkommenheit der Zeichen erfordert:

a) Reichthum. Diesem steht Armuth und Unfruchtbarkeit entgegen. Eine Sprache ist reich und fruchtbar, wenn sie nicht nur für den Vorrath der gegenwärtigen Kenntnisse hinlängliche Ausdrücke hat, sondern auch so beschaffen ist, daß sie mit dem Reichthume der Kenntnisse wachsen kann. Eine Sprache, die keine weitere Bereicherung zuläßt, hindert die Fortschritte des Verstandes unumgänglich, sie ist also schädlich, wenn sie nicht bloß als Behältniß der alten Kenntnisse, sondern auch als Sprache der Gelehrten, als Sprache des Unterrichtes in den Wissenschaften, gebraucht wird. weil sie allen weiteren Fortschritten in den Wissenschaften Schranken setzt.

b) Bestimmtheit. Ihr steht die Unbestimmtheit entgegen. Bestimmt sind die Zeichen und Ausdrücke, wenn sie geschickt sind, die einzelnen und zusammen gesetzten Ideen von sinnlichen und außersinnlichen Gegenständen anzugeben.

c) Charakteristische und genaue Bedeutendheit. Diese entspringet aus der Einrichtung, den Theilen, Verhältnissen und Verbindungsarten der Zeichen und Ausdrücke, wenn nämlich alles dieses so beschaffen ist, daß man das Zeichen, oder den Ausdruck, der Sache selbst substituiren kann, daß alles, was aus ihnen, für sich selbst und in Verbindung betrachtet, gefolgert wird, auch von der Sache wahr ist, daß die Theorie der Zeichen auch die Theorie der Sache ist. — Solche Zeichen und Ausdrücke heißen auch wesentliche.



d) **Leichtigkeit.** Leicht sind die Zeichen,

a) wenn ihr Gebrauch wenig Mühe kostet, das heißt, wenn sie leicht hervor gebracht, behalten, verstanden und nachgesprochen, werden können;

b) wenn ihr Verständniß und Gebrauch nicht an gewisse Zeiten und Orte gebunden sind;

c) wenn sie nicht nur Kürze, sondern auch lange, Reihen von Verstandesoperationen zu bezeichnen, geschickt sind.

Der Mensch ist ein sprachfähiges Wesen, er ist so eingerichtet, daß er seine Empfindungen, Gedanken und Gesinnungen, sich und anderen durch Zeichen vernehmlich machen kann, und zwar durch a) natürliche, oder b) willkührliche, Zeichen.

a) **Natürliche** Zeichen sind diejenigen, die durch ihre Einrichtung bedeutend sind, und mit ihrer Bedeutung im nothwendigen Zusammenhange stehen, z. B. Thränen, das Athem hohlen &c. Soll aber der Zusammenhang nothwendig seyn, so müssen sich die Zeichen zu dem Bezeichneten wie Wirkungen zu der Ursache verhalten.

b) **Willkührliche** Zeichen sind, die mit ihrer Bedeutung nur einen zufälligen Zusammenhang haben, die nur durch menschliche Empfindungen und Vorstellungen bedeutend werden, z. B. Worte, Schriften, Noten &c.

Der Mensch hat also eine doppelte Sprachfähigkeit: eine natürliche und eine willkührliche, oder conventionelle.

Aber sind die natürlichen, oder sind die willkührlichen, Zeichen in logischer Hinsicht vollkommener? —

Zu den natürlichen Zeichen gehören in dem Menschen Mienen, gewisse Geberden und gewisse unarticulierte Töne, die bey sehr lebhaften Empfindungen, Einbildungen und Gemüthsbewegungen, unabsichtlich und unwillkührlich hervor brechen; daraus entstehet nun ei-



ne zweyfache Sprache, nämlich die Mienensprache, die Mimik, und die Geberdensprache. Sie sind die Sprache der Stummen, der Leidenschaften und das verstärkende Accompagnement des Redners, Schauspielers &c. Diese Zeichen muß der Physiognom, der Künstler, studieren, jener, um sie denken, dieser, um sie in seinen Werken nachahmen, zu können. Aber sie sind von sehr eingeschränktem Gebrauche, und als Sprachen des Gesichtes nicht überall, nicht in jeder Richtung und Entfernung, sondern nur in der Nähe, in gerader Richtung und im Lichte, anwendbar; sie sind nur Sprachen der lebhaften Empfindungen und Einbildungen, der Affecte, daher bey Gedächtnißbildern, bey abstracten und intellectuellen Ideen, überhaupt bey dem Denken, gar nicht zu gebrauchen; sie sind schwer zu verstehen, und noch schwerer nachzuahmen.

Zu den willkührlichen Zeichen gehören in dem Menschen die Töne und Worte, dann die Figuren, Zeichen, oder Bilder, welche entweder individuelle, oder abstracte, Gegenstände anzeigen. Solche Figuren, Zeichen oder Bilder, sind, z. B. die Hieroglyphen der Egypter, die Schriftzüge der Chineser, unsere Wappen und die Notenschrift. Letztere machen die sogenannte Bildersprache aus, sind aber ebenfalls nur Zeichen für das Gesicht. — Begliederte Töne und Worte heißen jene, welche deutlich in mehrere einfache Töne aufgelöst werden können. Aus diesen entsteht die Wortsprache.

Den Worten und der Wortsprache kommen die oben angeführten Vollkommenheiten zu, nämlich a) Reichthum, b) Bestimmtheit, c) Characteristik, d) Leichtigkeit. Diese Art der Zeichen nähert sich am meisten den logisch vollkommenen Zeichen.



b) Nach dieser allgemeinen Theorie gehen wir nun auf die menschliche Sprache insbesondere über.

Das Wort Sprache wird entweder a) objectivisch, oder b) subjectivisch, genommen:

a) objectivisch ist die Sprache der Inbegriff homogener, sicht- oder hörbarer, Gedankenzeichen, daher es denn in Ansehung des Menschen eine Mienen- Geberden- Bilder- und Wortsprache giebt;

b) subjectivisch bedeutet sie eine zweysache Fähigkeit:

a) das Vermögen, Gedanken und Gesinnungen zu bezeichnen, und entweder dunkel, oder verworren, oder deutlich, zu erkennen zu geben;

b) das Vermögen, Zeichen zu verstehen, das ist, aus ihnen auf die Gedanken anderer zu schließen. — Die subjective Sprache ist daher in Ansehung des Menschen entweder eine Natursprache, durch Mienen, oder Geberden, unbegliederte Töne; oder sie ist eine Wortsprache, durch articulirte Töne.

Die menschliche Sprache ist von äußerster Wichtigkeit, und daher ein vorzüglicher Gegenstand der philosophischen Untersuchung und menschlichen Bewunderung. Sie ist:

a) die Gefährtin und Gehülfinn der Vernunft, denn ohne sie wäre der Gebrauch der Vernunft entweder gar keiner, oder ein sehr geringer. Um sich hievon zu überzeugen braucht man nichts weiter, als einen Blick auf die, in Wäldern unter wilden Thieren aufgewachsenen, Menschen zu werfen, bey denen man keine Spur von dem Gebrauche ihrer Vernunft entdeckt, weil es ihnen an einer Sprache gebricht;

b) sie ist das Mittheilungs- Mittel, das Verhältnis und der Maßstab, menschlicher Erkenntnisse, denn je vollkommener die Sprache ist, desto vollkommener sind auch die menschlichen Erkenntnisse, und so umgekehrt;



c) vermittelst der Sprache werden vorzüglich die Absichten des Schöpfers mit dem Menschen erreicht, nämlich die Geselligkeit, der wechselseitige Beystand 2c. ; endlich würden wir

d) ohne Sprache alle jene Vortheile entbehren; die wir der Dicht = Rede = und Schauspielkunst zu danken haben.

Welche ist die Natur und der Zustand der menschlichen Sprache? — Die Natur der Sprache bestehet in dem Gebrauche der Worte als Zeichen und Behälter unserer Gedanken. — Worte sind hörbare, in articulierten Tönen der menschlichen Stimme bestehende, Zeichen. Sie sind, wie Mendelssohn sagt, Merkmale unserer Ideen, wodurch wir nämlich diese aufnehmen, behalten, erneuern und anderen mittheilen.

Bei den Worten können alle Bedingungen logisch vollkommener Zeichen im möglich höchsten Grade Statt haben, denn sie haben alle Zeichen der Ausbildung des menschlichen Verstandes.

Die Worte sind theils natürliche, theils willkürliche, theils künstliche, Zeichen.

Man muß bei den Worten a) das Nothwendige und Zufällige, b) die Unvollkommenheiten, deren Gründe, und die Mittel gegen dieselben, und c) die Mißbräuche betrachten, um die Natur der menschlichen Sprache genau bestimmen zu können.

a) Alle vorhandenen menschlichen Sprachen haben etwas Nothwendiges, etwas Gemeinsames, und dieses ist:

- a) der Zweck der Sprache;
- b) das Gesetz der Ideenassociation, worauf alle Sprachen beruhen;
- c) die Structur der Sprachorgane;
- d) die Masse der Grundtöne, in welche die Töne der menschlichen Sprache aufgelöst werden, nämlich die Selbst- und Mitlauter;



e) die Masse der Redetheile, das ist, der höchsten Gattungen der Wörter, wodurch man die verschiedenen Gedanken anzeigt; dergleichen sind:

aa) die Wörter, wodurch man bald Individuen, bald abstracte Subjecte, bezeichnet;

bb) die Wörter, wodurch man das Handeln und Leiden der Subjecte bezeichnet;

cc) die Wörter, wodurch man die Art des Handelns und Leidens bezeichnet;

dd) die Wörter, wodurch man das Verhältniß der Zeit und des Ortes des handelnden, oder leidenden, Subjectes bezeichnet.

In diesem Allgemeinen jeder Sprache liegt der Grund der allgemeinen Sprachregeln, oder der allgemeinen Sprachlehre, und auch Deciffirkunst, nämlich der Kunst, eine, mit geheimen Characteren geschriebene, Schrift zu lesen. — Aber aus diesem Allgemeinen erhellet noch nicht die Möglichkeit einer durchaus characteristischen Schriftsprache (*artis characteristicae combinatoriae*), wovon Leibnitz die ersten Ideen rege gemacht hat. Selbst aus den beyden Stellen, in welchen sich Leibnitz über eine allgemeine Schriftsprache am deutlichsten heraus gelassen hatte, nehmen wir ab, daß er von seiner eigenen Entdeckung keinen fest stehenden Begriff gehabt hat. Einmahl beschreibt er diese Sprache als eine, den algebräischen Zeichen ähnliche, Sprache; das andere Mal schildert er sie als eine, den Chinesischen Hieroglyphen ähnliche, Zeichensprache. Wenn wir diese beyden Ideen von einer allgemeinen durchaus characteristischen Schriftsprache nur obenhin betrachten, so fällt es uns auf, daß die Ausführung der ersten ganz unmöglich, der zweyten aber höchst beschwerlich, ist.

Nebst dem Gemeinsamen haben alle vorhandenen menschlichen Sprachen auch etwas Eigenthümliches,  
und



und dieses nennet man das **Genie** einer Sprache. Dieses Eigenthümliche beruhet auf vier Gründen:

aaa) auf der Verschiedenheit, und Abweichung, der Sprachorgane;

bbb) auf der Verschiedenheit der Cultur einer Nation, und auf der Verschiedenheit des Genies und Characters, das ist, der Denk- und Gemüthsart, derselben;

ccc) auf der Verschiedenheit des Clima und Temperamentes, und

ddd) auf der Verschiedenheit der äußeren Situation überhaupt.

b) Der Grund des unvollkommenen und unrichtigen Denkens liegt oft in unvollkommenen und unrichtigen Worten. Die Fehler der Worte muß man nach gewissen Gründen kennen, dann lassen sich auch die Gegenmittel bestimmen.

Die Unvollkommenheiten, oder Fehler, der Worte sind folgende:

a) Unbestimmtheit. Die Worte sind entweder:

aa) vieldeutig, wenn sie entweder ganz verschiedene Dinge bedeuten, wie z. B. die Wörter **Figur**, **Krebs** zc., oder von sonst verschiedenen Dingen, die jedoch einige Aehnlichkeit unter sich haben, gebraucht werden, z. B. die Wörter **gesund**, **lebendig** zc.; oder sie sind

bb) schwankend, schwebend, wandelbar, wenn sie zwar das nämliche bedeuten, doch bald nach einem größeren, bald nach einem kleineren, Umfange, bald nach dieser, bald nach jener, Bestimmung, wie z. B. die Wörter **Verstand**, **Tugend** zc.

Die Gründe der Vieldeutigkeit und Wandelbarkeit der Worte sind:

aaa) Armuth der Sprache;

bbb)



bbb) die Begierde, angenehm und zierlich zu reden;

ccc) das Ungefähr.

Dem ersten und zweyten Grunde haben wir besonders die uneigentlichen und figurlichen Ausdrücke zu danken. Ursprünglich hatte jedes Wort nur eine Bedeutung, dann fieng man aber, entweder aus Armuth, oder aus Begierde, schön zu schreiben, an, die Ausdrücke auch zur Beschreibung anderer ähnlicher Dinge zu gebrauchen. So sagt man, z. B. ein Lehr-Gebäude, der Fuß des Berges 2c.

Gereichen aber diese uneigentlichen und figurlichen Ausdrücke einer Sprache schlechterdings zur Unvollkommenheit? — Keineswegs, denn es kann seyn, daß wir

aaaa) keine eigentlichen Ausdrücke haben; oder daß

bbbb) die uneigentlichen durch den langen Gebrauch das Uneigentliche schon abgelegt haben, und gleichsam eigenthümlich geworden sind; oder daß sie

cccc) geschickt sind, eine Sache zu versinnlichen, von der man ohnedieß schon einen richtigen Begriff hat. So kann man, z. B. sagen: eine Ideenkette, wenn man ohnedieß schon einen richtigen Begriff von dem Zusammenhange der Ideen hat.

Die Mittel wider die Unvollkommenheit der Worte sind folgende:

aaaaa) Erklärungen, Umschreibungen, Unterscheidungen;

bbbbb) Bildung und Ableitung neuer Wörter, z. B. Empfindeley 2c.;

ccccc) Aufnahme fremder Wörter, z. B. Genie, naïv, Industrie 2c.;

ddddd) gewisse Zusätze, z. B. in weiter, enger, engster, Bedeutung;

eeeee) Überzeugung von der Realität der Bedeutung gewisser Wörter, z. B. von den Wör-

tern:



tern: Wahrsagen, Gespenst, Spucken, die keine wirkliche Bedeutung haben.

b) Mißbrauch der Wörter. Man mißbrauchet oft Wörter, und veranlasset dadurch bey sich und bey anderen große Fehler. Die Arten des Mißbrauches sind:

aa) Wenn man Wörter gebrauchet, ohne dabey etwas zu denken, z. B. Schicksal, Glück u.;

bb) wenn man Wörter bald in dieser, bald in jener, Bedeutung nimmt, woraus eigentlich die Wortstreite entstehen;

cc) wenn man sich durch den bloßen Schall der Wörter hintergehen läßt, und dabey etwas zu denken glaubet, da man doch nur das schön klingende bewundert;

dd) wenn man wähnet, daß das nähmliche Wort immer die nähmliche Sache bedeute;

ee) wenn man ohne Noth neue Wörter aufnimmt, den alten eine neue Bedeutung giebt und den Sprachgebrauch verwirrt;

ff) wenn man figürliche Ausdrücke und Redensarten überhäufet.

Die Mittel gegen den Mißbrauch der Wörter sind in folgenden Regeln enthalten:

aaa) Man gebrauche keine Wörter, ohne klare, deutliche und bestimmte, Begriffe damit zu verbinden, und ohne sich von der Realität dieser Begriffe überzeugt zu haben;

bbb) Man gebrauche immer dasselbe Wort in der nähmlichen Bedeutung, und wo man sich zum Gegentheile genöthiget sieht, mache man sich durch Zusätze verständlich;

ccc) Man unterscheide das schön klingende von dem richtig Gesagten und Gedachten;

ddd) Man verlasse den Sprachgebrauch sowohl bey gemeinen, als bey Kunstwörtern, nie, außer



ber in dem Falle, wo er falsch ist, und dann führe man die Gründe der Abweichung an;

eee) Wo es auf Einsicht und Ueberlegung ankommt, gebrauche man keine figürlichen Wörter und Ausdrücke, weil diese nicht die Sache selbst, sondern oft nur eine entfernte Aehnlichkeit mit anderen Dingen bezeichnen.

Wir schreiten nun fort, die Erfindung der Wortsprache zu untersuchen.

Eine Wortsprache ist wirklich vorhanden, die Menschen bezeigen sich wirklich durch Worte ihre Gesinnungen und verstehen sich vermittelst derselben. Die Wichtigkeit dieses Factums veranlaßte schon lange unter den Philosophen die Frage von der Erfindung, dem Ursprunge, der Wortsprache. Schon Plato, und nach ihm viele andere, besonders in neueren Zeiten Süßmilch, Herder und Tobel, haben diese Frage untersucht. Aber nicht immer haben die Philosophen das Historische von dem Philosophischen dieser Frage unterschieden, und dadurch wurde denn natürlich zu Streitigkeiten Anlaß gegeben.

Was hat also die historische Frage über den Ursprung der Wortsprache zur Absicht? — Sie soll bestimmen, ob die erste Wortsprache ein Werk der Erfindung des ersten Menschen, oder ob sie ein Werk Gottes, war.

Einige Philosophen behaupten, die erste Wortsprache sey ein Werk Gottes, und führen für ihre Meinung folgende Gründe an:

a) Weil die Wortsprache ein Meisterstück ist, das der ungebildete Verstand des ersten Menschen nicht habe hervor bringen können;

b) weil die ersten Menschen ohne Wortsprache, deren Erfindung und Vervollkommnung nur in langer Zeit hätte bewerkstelliget werden können, zu lange in dem Zustande der Rohheit hätten bleiben müssen.



Andere halten die erste Wortsprache für ein Werk der Erfindung des ersten Menschen, und sagen:

a) Die erste Wortsprache sey sehr unvollkommen gewesen, sie habe noch keine Ausdrücke zur Bezeichnung zusammen hängender Gegenstände gehabt, sie sey größtentheils in Geberden und in der Nachahmung der Töne der Natur bestanden;

b) eine Wortsprache vor dem Daseyn der Dinge sey zwecklos, und wegen des Zusammenhanges mit den Erkenntnissen vor diesen sogar unmöglich, sie sey erst nach allmählicher Entwicklung der menschlichen Erkenntnisfähigkeiten und mit der Vermehrung des menschlichen Geschlechtes nothwendig geworden; endlich tragen

c) alle Wortsprachen, wenn man sie genauer betrachtet, Spuren der menschlichen Erfindung.

Was hat die philosophische Frage über den Ursprung der Wortsprache zur Absicht? — Sie soll bestimmen, ob in der menschlichen Natur nicht eine solche Einrichtung vorhanden sey, welche die Erfindung der Wortsprache zur Folge haben könnte, und unter gewissen Bedingungen und Anlässen zur Folge haben müßte?

Diese Frage, genauer bestimmt, ist diese: Können sich selbst überlassene sprachlose Menschen eine Wortsprache durch eigene Kraft erfinden und bilden? —

So bestimmt auch diese Frage ist, läßt sie sich doch noch in zwey andere auflösen:

a) Können sich selbst überlassene sprachlose Menschen durch eigene Kraft eine vollkommen ausgebildete Sprache, wie, z. B. unter den heutigen Sprachen die Slavische, die Deutsche, ist, auf ein Mal und in kurzer Zeit erfinden? — Diese Frage läßt sich wohl nicht vernünftiger Weise bejahen, denn eine solche Erfindung setzet allerdings einen schon sehr



gebildeten Verstand voraus, der sich in sprachlosen Menschen nicht annehmen läßt.

b) Aber können vereinigte sprachlose Menschen durch eigene Kraft ohne Unterricht und Sprachbeispiele nach Hunderten von Jahren eine Wortsprache erfinden, die, z. B. so ist, wie die der rohesten Wilden in Amerika, und nach Tausenden von Jahren so vervollkommenen, daß sie, z. B. so ist, wie unsere heutige Deutsche? — Diese allmähliche Erfindung und Bildung der Wortsprache hat eine überwiegende Wahrscheinlichkeit. — Um sich hiervon zu überzeugen, hat man a) auf die Möglichkeit, b) auf die Erfordernisse und Bedingungen, und c) auf die Anlässe und Triebfedern, der natürlichen Erfindung der Wortsprache einen Blick zu werfen.

a) Von der Möglichkeit der menschlichen Erfindung der Wortsprache übersühren wir uns durch folgende Betrachtungen:

a) Die Menschen haben auf diese Art alle Wissenschaften, alle Werkzeuge der Sicherheit und Bequemlichkeit, erfunden, warum sollte also wohl der allmähliche Übergang von der natürlichen zur willkürlichen, und zwar zur Wortsprache, unmöglich seyn?

b) Sie haben die alphabetische Schrift erfunden, sollte wohl aber diese Erfindung weniger zu bedeuten haben, als die Erfindung der Wortsprache? — Die Schrift bestehet ja aus sichtbaren Zeichen der Gedanken. Anfänglich bestand sie in Gemälden, in Hieroglyphen, erst nach und nach verfielen die Menschen auf eine Schrift, welche die Töne mahlt, das ist, auf die alphabetische Schrift.

c) Wäre die Erfindung der Wortsprache über die Kräfte des Menschen, so würde der Grund in seiner Natur liegen, und er dadurch auch in der Erlernung, Ausübung und dem Gebrauche, einer Wortsprache gehindert werden.



b) Die Erfordernisse und Bedingungen zur menschlichen Erfindung einer Wortsprache sind folgende:

a) Gesundheit und Vollkommenheit der Gehörsorgane, um die Naturtöne zu hören;

b) Vollkommenheit der Sprachorgane, um die Naturtöne nachzuahmen;

c) Vereinigung, Gesellschaft, der Menschen, und aus dieser entspringende Beyspiele. — Wie viel Gesellschaft und Beyspiele vermögen, beweisen uns jene, welche nach einem Aufenthalte von mehreren Jahren in öden Wäldern, in Wüsteneyen, oder auf unbewohnten Inseln, ihre Muttersprache ganz vergessen haben.

c) Die Anlässe und Triebfedern zur menschlichen Erfindung einer Wortsprache waren:

a) Naturtöne, tönende Gegenstände, Eigenschaften und Wirkungen in der Natur, z. B. die menschliche Stimme, das Geschrey der Thiere, das Rauschen des Wassers, das Sausen des Windes, das Rollen des Donners zc. — Durch die Naturtöne wird die Aufmerksamkeit, Phantasie und Nachahmung, vorzüglich gereizet, darum hat auch der noch sprachlose Mensch zuerst die Töne als Merkmale der Gegenstände gebrauchet, weil sie ihn weder so sehr in sich zogen, wie die fühlbaren, noch so sehr außer sich lehrten und zerstreueten, wie die sichtbaren, Eigenschaften; auch wurden die Töne nach und nach empfangen, daher leichter aufgefaßt und behalten, um sie dann zur Bezeichnung der Dinge zu gebrauchen;

b) Naturdrang, das ist, eine solche Einrichtung, wodurch es geschieht, daß der Mensch Töne hervorbringet, daß er, vorzüglich bey starken Empfindungen und Gemüthsbewegungen, unabsichtlich Töne herausstößt. Durch diese Einrichtung verbindet der Mensch mit den unarticulierten Lauten die Ideen von Gegen-



ständen und ihren Ursachen, und nimmt daraus auch den ähnlichen Zustand anderer Menschen ab;

c) Absicht, oder willkürliches Bestreben, anderen seine Vorstellungen durch Töne zu erkennen zu geben. So geben Kinder durch Weinen und Schreyen ihre Wünsche zu erkennen, und so stossen Stumme mit ihren Geberden auch Töne aus;

d) Associations- = Nachahmungs- und Erweiterungs-trieb. Der erste macht, daß der sprachlose Mensch mit den Tönen die Vorstellungen dieser Ursachen, folglich der Gegenstände, ihrer Eigenschaften, Beschaffenheiten und Wirkungen, und der, durch sie in ihm hervor gebrachten, Empfindungen, vergesellschaftet; der zweyte, daß er allerley Töne in Beziehung auf die Ursachen nachahmet; der dritte, daß er die Töne nach und nach mehr unterscheidet, vervollkommnet, und selbst auf nicht tönende Eigenschaften beziehet.

## II. Von den Urtheilen und Sätzen.

Die Lehre von den Urtheilen und Sätzen ist insgemein eine der weitläufigsten, selbst in den besten logischen Lehrgebäuden, wiewohl sie bey genauer Erwägung eine der unfruchtbarsten zu seyn scheint. Denn wozu hilft auch am Ende die ungeheuere Menge von Nahmen besonderer Arten der Sätze und deren Eintheilung? Unterdessen werden in allen Wissenschaften Vernunftschlüsse gemacht, und selbst die Regeln unseres Lebens werden durch Vernunftschlüsse ausgedrückt, daher wir denn hier dasjenige ansheben wollen, was in einer gereinigten Syllogistik nothwendig ist.

Was ist Urtheil? — Um diese Frage gehörig zu beantworten, ist vorher folgendes zu untersuchen:

a) wie entstehet das Urtheil? b) worinn bestehet



es, und welche sind seine Theile? c) welche sind seine Zeichen?

a) Der Mensch kann nicht urtheilen, ohne vorher abstracte Begriffe zu haben. Das Kind urtheilet nicht, weil ihm abstracte Begriffe fehlen. Erst, wenn der Mensch abstracte Begriffe hat, beziehet er sie unmittelbar als Merkmale auf andere Begriffe, oder Individuen, z. B. Gelehrte sind Menschen, hier wird ein Begriff auf den anderen, oder Cajus ist gelehrt, hier wird der Begriff gelehrt auf den Cajus unmittelbar, bezogen. Wenn wir also mehrere Vorstellungen haben, so beziehen wir ein vorgestelltes Etwas unmittelbar auf ein anderes vorgestelltes Etwas, und legen entweder eines dem anderen bey, oder sprechen es ihm ab. — Wir beziehen aber eine Idee auf die andere, entweder

a) wie eine Bestimmung auf das Subject, z. B. Cajus ist gelehrt; oder wie eine

b) Art auf ein Individuum, z. B. Cajus ist ein Mensch, Planeten sind Weltkörper; oder wie einen

c) Grund auf die Folge, z. B. die Sonne macht den Stein warm; oder

d) als coexistierend, z. B. die Stadt liegt am Berge, die Schweiz gränzet an Frankreich; oder als

e) auf einander folgend, z. B. nach Alexanders Tode wurde sein Reich getheilet auf den Tag folget die Nacht 2c.

b) Der menschliche Geist hat nicht nur Vorstellungen, oft denket er sich auch das unmittelbare Verhältniß zwischen zwey, oder mehreren, Begriffen, und verbindet, oder trennet, diese, und diese Function heißt Urtheil.

Die wesentlichen Theile in jedem Urtheile sind drey Ideen, nämlich a) die Idee des Subjectes,

b)



b) die Idee des Prädicates und c) die Idee des Verhältnisses, der Übereinstimmung, oder Nichtübereinstimmung.

a) Subject ist dasjenige, was man zuerst denket, und worauf man das andere bezieht;

b) Prädicat ist dasjenige, was auf das Subject als Merkmal bezogen wird;

c) Verhältniß ist die Übereinstimmung oder Nichtübereinstimmung des Prädicates mit dem Subjecte.

c) Um die Bestandtheile eines Urtheiles genau zu unterscheiden, belegen wir jede Idee mit einem besondern Worte, als Zeichen. Denn bey jedem Urtheile muß wenigstens ein allgemeiner, abstracter, Begriff, wenigstens muß das Verhältniß eine allgemeine Idee, seyn, nun aber werden die allgemeinen Ideen dadurch klar gemacht, wenn wir sie mit einem willkühlichen Zeichen belegen.

Ein Urtheil, welches man mit Worten ausdrückt, heißt logischer Satz, Proposition.

Jeder Satz erfordert daher ein Subject, ein Prädicat und ein Bindewort (copula).

Bisweilen werden alle drey Bestandtheile des Urtheiles mit Worten ausgedrückt, und dann ist der Satz bestimmt, im Gegentheile unbestimmt, cryptisch, versteckt, unvollkommen, unvollständig.

Um diese Lehre in gehörige Ordnung zu bringen, haben wir A. die Eigenschaften der Sätze, B. die Erklärungssätze und C. die Eintheilungssätze, zu betrachten.

A. Die Eigenschaften der Sätze sind entweder a) absolute, welche man an einem Satze unterscheiden kann, ohne daß man ihn mit anderen Sätzen vergleicht; oder b) relative, welche man an einem Satze nicht wahrnehmen kann, es sey denn, daß man ihn mit anderen Sätzen vergleiche.



a) Zu den absoluten Eigenschaften gehören:  
a) Qualität; b) Quantität; und c) Form.

a) Die Sätze werden nach ihrer Qualität eingetheilt: a) in bejahende und verneinende; b) in wahre und falsche; c) in anschauliche und geschlossene; endlich giebt es noch d) historische, Sätze.

a) **Bejahend** ist ein Satz, wenn er zu erkennen giebt, daß man das Subject und Prädicat verbinde, z. B. Planeten sind Weltkörper 2c.; **verneinend**, wenn er zu erkennen giebt, daß man das Prädicat von dem Subjecte trenne, z. B. das Vorhersehungsvermögen ist kein besonderes Vermögen des Menschen.

b) **Wahr** ist ein Satz, wenn das Prädicat, welches mit dem Subjecte verbunden wird, diesem wirklich zukommt, oder wenn das Prädicat, welches von dem Subjecte getrennet wird, von diesem wirklich getrennet ist, z. B. Planeten sind Weltkörper, das Vorhersehungsvermögen ist kein besonderes Vermögen des Menschen, sondern das Resultat mehrerer anderer Vermögen; **falsch**, wenn er das verbindet, was getrennet werden soll, oder das trennet, was verbunden werden soll, z. B. die Cometen sind Vorbothen trauriger Begebenheiten, die Thiere haben keine unteren Vermögen, sondern sind bloße Automate 2c.

c) **Anschaulich, unmittelbar**, ist ein Satz, wenn er bloß das bejahet, was die Empfindung, oder Anschauung, oder der Grundbegriff des Subjectes, lehret, z. B. das Dreyeck hat drey Winkel, der Stein ist schwer; **geschlossen, schliessend, gefolgert**, oder ein **Vernunfturtheil**, ist ein Satz, wenn er ein Urtheil zufolge eines anderen Urtheiles enthält. — Ein solcher Satz kann aber entweder

a) **ausdrücklich geschlossen** seyn, wenn man sich bewußt ist, daß man ein Urtheil zufolge eines anderen fällt, und wenn der Satz diese Bemerkung enthält; oder

b)



b) stillschweigend, versteckt, wenn man sich der Urtheile nicht bewußt ist, und der Satz diese Bemerkung nicht enthält. — Hievon mehr in der Lehre von Syllogismen.

d) Historische Sätze sind, welche vergangene Facta, oder Erscheinungen, enthalten, z. B. Cajus hat gestern die Doctorwürde erhalten, gestern hat sich ein Comet gezeigt.

b) In Ansehung der Quantität sind die Sätze entweder a) einzelne, oder b) gemeine, und diese letzteren entweder a) allgemeine, oder b) particuläre, c) bestimmte, oder d) unbestimmte.

a) Ein einzeler, individueller, Satz ist, welcher eine einzelne Person, oder Sache, zum Subjecte hat, z. B. Cicero ist ein Redner, Horaz ein Dichter, Rom ist der Sitz der Kunst. — Man erkennt die einzelnen Sätze, wenn das Subject ein einzeler Name ist, oder, wenn statt dessen ein beziehendes Fürwort steht, z. B. dieser ist aufmerksam, jener ist nachlässig.

b) Ein gemeiner Satz ist, dessen Subject ein Abstractum ist, z. B. Metalle sind Körper.

Die gemeinen Sätze sind entweder

a) allgemeine, wenn das Prädicat dem Subjecte nach dessen ganzem Umfange beygelegt, oder abgesprochen, wird, z. B. alle Säugthiere haben ein warmes Blut und ein Herz mit zwey Kammern, alle Pflanzen haben keine Empfindung; oder

b) particuläre, wenn das Prädicat dem Subjecte nicht nach dessen ganzem Umfange, sondern nach einem größeren, oder kleineren, Theile desselben, beygelegt, oder abgesprochen, wird, z. B. einige Metalle werden im Feuer zerstört, einige Metalle werden im Feuer nicht zerstört.

Hieraus erhellet also, daß sowohl die allgemeinen, als particulären, Sätze entweder bejahend, oder verneinend, seyn können.

Man



Man hat gewisse Zeichen, aus denen man erkennen kann, ob ein Satz allgemein, oder particular, ist. Die Worte Alle, Jedermann, Keiner, Niemand zc., zeigen die Allgemeinheit; die Worte Mancher, Einige, Viele, Wenige, Einige nicht zc., zeigen die Particularität, eines Satzes an. — Die alten Logiker hatten zur Unterscheidung dieser Sätze die vier Selbstlauter A. E. I. und O. gebraucht. A. bezeichnete einen allgemeinen bejahenden, E. einen allgemeinen verneinenden, I. einen particularen bejahenden und O. einen particularen verneinenden, Satz.

Wie entstehen allgemeine Sätze? — Einige derselben erhalten wir mit Erlernung der Sprache, andere schöpfen wir aus dem Unterrichte und Umgange. Man sagt oft schon Kindern solche unbestimmte Sätze in der Jugend vor, z. B. Tugend macht glücklich, Laster macht elend zc. Oft bildet sich der Mensch solche Sätze selbst, und dies auf zweifache Art, entweder durch einzelne Bemerkungen, indem er das Gemeinsame aus diesen hebt, und das Ausgehobene wieder auf einzelne Dinge beziehet, z. B. Alle Thiere streben nach Wohlfeyn zc., oder durch Auflösung eines höhern Begriffes in seine Merkmale, die er dann denjenigen Subjecten beyleget, von denen sie genommen worden sind, z. B. die Körper sind entweder organisirer, oder nicht organisirer zc.

c) Bestimmt heißt ein Satz, welcher das Zeichen seiner Allgemeinheit, oder Particularität, mit sich führet, z. B. alle Menschen haben Verstand, einige Menschen sind gelehrt zc.;

d) unbestimmt, welcher dieses Zeichen nicht mit sich führet, z. B. Menschen sind wißbegierig zc.

Wie kann man aber wissen, ob ein unbestimmter Satz allgemein, oder particular, zu nehmen sey? — Wenn das Prädicat ein notwendiges Merkmal



mahl des Subjectes ist, oder dem Subjecte nothwendig widerspricht, so ist der unbestimmte Satz allgemein, z. B. die Körper sind ausgedehnet, die Körper denken nicht 2c.; ist aber das Prädicat ein zufälliges Merkmal des Subjectes, so ist der Satz particular, z. B. Kenntnisse wirken auf den Willen 2c.

Ob uns eine ausnahmslose Erfahrung, eine vollständige Induction, dann auch, ob uns die Analogie, zu einem allgemeinen Satze berechtige, dieß werden wir an einem anderen Orte untersuchen.

c) In Ansehung der Form sind die Sätze a) einfache, oder zusammen gesetzte, b) theoretische, oder practische, c) von mittelbarer, oder unmittelbarer, Einsicht; d) analytische, oder synthetische.

a) Einfach ist der Satz, der nur ein einziges Urtheil enthält, z. B. die Sonne bewege sich um die Erde; zusammen gesetzet, der in mehrere Urtheile aufgelöset werden kann, z. B. Weisheit des Verstandes und Güte des Herzens sind des Menschen höchstes Gut.

Die zusammen gesetzten Sätze sind es entweder a) ausdrücklich, oder b) versteckt.

a) Der ausdrücklich zusammen gesetzten Sätze giebt es fünf Arten:

a) Der bedingte, hypothetische, Satz, wenn das Prädicat dem Subjecte unter eiger Bedingung beygelegt, oder abgesprochen, wird, z. B. wenn der Mond in den Schatten der Erde tritt, so wird er entweder ganz oder zum Theile verfinstert.

Von diesem Satze hat man a) die Theile, b) die Formeln und c) die Regeln, zu merken.

a) Die Theile dieses Satzes sind:

aa) die Bedingung, z. B. wenn der Mond in den Schatten der Erde tritt;



bb) das Bedingte, das, was unter der vorausgehenden Bedingung entweder bejahet, oder verneinet, wird, z. B. wird er ganz, oder zum Theile, verfinstert;

cc) der Zusammenhang zwischen der Bedingung und dem Bedingten.

b) Die Formeln dieses Satzes sind:

aa) Wenn A ist, so muß auch B seyn, aber nicht umgekehret, z. B. wenn Cajus ermordet worden ist, so ist er todt, aber wenn er todt ist, so ist er darum nicht ermordet worden;

bb) wenn B nicht ist, so ist auch A nicht, aber nicht umgekehret, z. B. wenn Cajus nicht todt ist, so ist er nicht ermordet worden, aber nicht, wenn Cajus nicht ermordet worden ist, so ist er nicht todt.

Umgekehret läßt sich nur schliessen, wenn die gegebene Bedingung der einzige Grund des Bedingten ist, z. B. wenn ein Gesetz moralisch verbinden soll, so muß es etwas Gutes gebieten, oder etwas Böses verbieten, und umgekehret, wenn ein Gesetz etwas Gutes gebietet und etwas Böses verbietet, so verbindet es moralisch.

c) Die Regeln für diesen Satz sind:

aa) Was nur unter einer falschen, oder unmöglichen, Bedingung gelten soll, das ist falsch. Die Alten drückten diese Regel so aus: *Conditio impossibilis habet vim negandi*, z. B. wenn die Seele eine Eigenschaft des groben Körpers ist, so ist sie sterblich 2c.

bb) Aus einem bedingten Satze kann man noch nicht abnehmen, was von der Bedingung und dem Bedingten für sich wahr sey, (*Conditio nihil ponit in esse*) z. B. wenn ich reich wäre, würde ich ein Landgut kaufen 2c.

cc) Wenn aus einem bedingten Satze etwas geschlossen werden soll, so muß noch ein anderer categorischer Satz hinzukommen, z. B.

wenn



wenn Titius fleißig ist, wird er einen guten Fortgang machen, nun ist er fleißig, also macht er einen guten Fortgang.

b) Der disjunctive, oder trennende, Satz, wenn nämlich von mehreren entgegen gesetzten Prädicaten eines dem Subjecte zugesprochen wird, z. B. entweder ist die menschliche Seele körperlich, oder sie ist unkörperlich 2c. — Dergleichen Sätze heißen auch Trennungsglieder.

Die Regeln für diesen Satz sind folgende:

a) Die Trennungsglieder müssen einander wirklich entgegen gesetzt seyn, einander wirklich ausschließen, sie müssen in eben demselben Subjecte nicht zugleich beysammen seyn können, z. B. die menschliche Seele ist entweder körperlich, oder unkörperlich; sie kann nicht zugleich körperlich und zugleich unkörperlich seyn.

b) Alle möglichen Trennungsglieder müssen aufgezählet werden, sonst könnte man eben dasjenige auslassen, welches dem Subjecte beygelegt, oder abgesprochen, werden muß, z. B. es ist falsch, wenn ich sage: Cajus ist entweder ein Europäer, oder ein Americaner, oder ein Africaner, denn hieraus kann ich, z. B. nicht schließen: nun ist er weder ein Europäer, noch ein Americaner, also ist er ein Africaner.

c) Soll aus einem disjunctiven Satze etwas geschlossen werden, so muß noch ein categorischer Satz hinzu kommen, z. B. die menschliche Seele ist entweder körperlich, oder unkörperlich, nun ist sie nicht körperlich, also ist sie unkörperlich.

d) Der copulative Satz, wenn das Subject mehrere Prädicate, oder das Prädicat mehrere Subjecte, hat, oder wenn mehreren Subjecten mehrere Prädicate beygelegt, oder abgesprochen, werden, z. B. Gott kann und will das Böse bestrafen, Pflanzen und Thiere sind



sind organische Körper, weder Steine noch Metalle sind organische Körper.

e) Der Causalsatz, wenn zugleich die Ursache hinzu gefüget wird, warum man das Prädicat dem Subjecte beylegt, oder abspricht, z. B. Titius muß Fortgang machen, weil er fleißig ist.

Bey diesem Satze ist darauf zu sehen, ob der beygefügte Grund wahr, oder falsch, zureichend, oder unzureichend, der nächste, oder ein entfernter, Grund sey.

f) Der Modalsatz, wenn zugleich die Art und Weise hinzu gefüget wird, wie das Prädicat dem Subjecte zukommt. — Diese Arten sind: Es ist nothwendig, Es ist zufällig, Es ist möglich, Es ist unmöglich, z. B. es ist nothwendig, daß ein fähiger und fleißiger Jüngling Fortgang macht; es ist zufällig, wenn ein Mensch im Wasser umkommt; es ist möglich, daß mancher auch bey dem größten Fleiße keinen Fortgang macht; es ist unmöglich, daß ein Theil größer ist, als das Ganze.

b) Der versteckt zusammen gesetzten Satze giebt es vier Arten:

a) Vergleichungssätze, z. B. Rechtschaffenheit ist besser, als Reichthum &c.;

b) Einschränkungssätze, z. B. der Mensch ist der Seele nach unsterblich &c.;

c) Ausnahmssätze, z. B. kein Metall, außer dem Magnete, ziehet Eisen an &c.;

d) Ausschließungssätze, z. B. nur die Nerven haben im menschlichen Körper Empfindlichkeit.

b) Ein theoretischer Satz ist, welcher bloß das Verhältniß zwischen dem Prädicate und Subjecte bestimmt, z. B. ein aufgeklärter Verstand ist ein wichtiges Gut &c.; ein practischer, welcher eine Möglichkeit, Thunlichkeit, oder Nothwendigkeit, zu erkennen giebt, z. B. man kann jede gegebene Höhe messen &c.



c) Sätze von unmittelbarer Einsicht sind, deren Wahrheit man gleich ohne allen Beweis einseht, bey denen man das Verhältniß zwischen dem Prädicate und Subjecte ohne Entwicklung erkennt, z. B. das Ganze ist größer, als ein Theil 2c.; Sätze von mittelbarer Einsicht sind, deren Wahrheit man nicht gleich einseht, bey denen man erst andere Sätze zu Hülfe nehmen muß, z. B. die Geschichte ist die Basis der Philosophie 2c.

Arten der Sätze von unmittelbarer Einsicht sind:

a) Einzeln Erfahrungssätze, wenn man nämlich etwas zufolge des Zeugnisses unserer Sinne für wahr annimmt, z. B. ich empfinde, ich denke, ich lebe 2c.;

b) identische Sätze, in denen das Subject und Prädicat der Bedeutung und dem Ausdrucke nach eines und eben dasselbe sind, z. B. was recht ist, ist recht, hin ist hin, und todt ist todt 2c.;

c) Axiomen, nämlich theoretische Sätze, die keines Beweises bedürfen. Sie sind entweder

a) vom ersten Range, wenn sie gar keinen Beweis zulassen, z. B. wo etwas Relatives ist, dort muß auch etwas Absolutes seyn 2c.; oder

b) vom zweyten Range, wenn sie zwar bewiesen werden können, wo aber der Beweis überflüssig ist, und den Satz mehr verdunkelt, als beleuchtet, z. B. das Ganze ist größer, als ein Theil 2c.;

d) Postulate, nämlich practische Sätze, die keines Beweises bedürfen, z. B. neben einer geraden Linie kann eine andere Linie geführt werden, die von der ersteren überall gleiche Abstände hat 2c.

Arten der Sätze von mittelbarer Einsicht sind:

a) Lehrsätze, Theoremen, theoretische Sätze, deren Richtigkeit erst dann eingesehen wird, wenn sie bewiesen werden, z. B. die schönen Wissenschaften gewähren dem Philosophen wichtige Vortheile 2c.;



b) Aufgaben, Problemen, practische Sätze, die einen Beweis fordern, z. B. eine Höhe messen etc. — Jede Aufgabe besteht also aus drey Theilen, aus der Frage, der Auflösung und dem Beweise;

c) Folgerungssätze, Zugaben, Corollarien, die aus etwas bereits Bewiesenem gefolgert werden, z. B. wenn wir bewiesen haben, daß die Geschichte die Basis der Philosophie ist, so läßt sich folgern, daß sie in Verbindung mit der Philosophie getrieben werden soll etc.;

d) Zusätze, Anmerkungen, Scholien, die zur Beleuchtung des Gesagten hinzu gefüget werden. Sie enthalten größtentheils Beispiele, Erläuterungen, Meinungen der Schriftsteller etc.;

e) Lehnsätze, *lemmata*, die man aus einer andern Wissenschaft entlehnet, um durch sie etwas in unserer Wissenschaft zu beweisen, oder zu erklären. So haben wir in dem Vorberichte zur Philosophie vieles aus der Psychologie entlehnet.

d) Ein analytischer Satz ist jener, dessen Prädicat schon offenbar, oder versteckt, in dem Begriffe des Subjectes liegt, z. B. die menschliche Seele hat Verstand etc.; ein synthetischer, dessen Prädicat nicht in dem Begriffe des Subjectes liegt, z. B. dieser Garten ist rund etc.

Der letzte Grund der analytischen Sätze ist der Grund des Widerspruches (*principium contradictionis*), denn wenn man diese Sätze zergliedert, um sich von der Richtigkeit derselben zu überzeugen, so kommt man zuletzt auf dieses Urtheil: Dieses ist so, denn wäre es nicht so, so würde etwas zugleich seyn, und zugleich nicht seyn, z. B. der Ball ist rund, denn wäre er nicht rund, so wäre er zugleich ein Ball, und zugleich kein Ball. — Der letzte Grund der synthetischen Sätze ist die Erfahrung, denn da das Prädicat nicht schon in dem Begriffe des Subjectes enthalten ist, so



müssen wir uns von seiner Existenz durch die Sinne überzeugt haben, um es dem Subjecte beylegen zu können, z. B. wir müssen gesehen haben, daß der Garten rund ist 2c.

b) Die relativen Eigenschaften der Sätze sind: a) Aequipollenz, b) Opposition, c) Subalternation, d) Conversion.

a) Aequipollente, gleich viel sagende, Sätze sind, die unter verschiedenen Ausdrücken einerley Sinn haben, so zwar, daß ein Satz, ohne daß der Sinn verändert wird, an die Stelle des anderen gesetzt werden kann, z. B. die menschliche Seele überlebt den Körper, oder, die menschliche Seele währet auch dann noch fort, wenn gleich die körperliche Maschine ganz zerstöret ist. — Wenn von diesen Sätzen einer wahr ist, so ist auch der andere wahr, und so umgekehrt, nur müssen sie vollkommen äquipollieren.

b) Entgegen gesetzte Sätze (propositiones oppositæ) sind, deren einer etwas bejahet, und der andere eben dasselbe verneinet, z. B. Titius ist aufmerksam, Titius ist nicht aufmerksam. — Sie sind entweder a) contradictorische, oder b) conträre, oder c) subconträre, Sätze.

a) Contradictorische Sätze sind jene, deren einer etwas sagt, und der andere eben dasselbe aufhebt, gerade das Gegentheil ausspricht, oder, deren einer das Prädicat dem Subjecte beylegt, und der andere das nämliche Prädicat dem nämlichen Subjecte abspricht, z. B. Titius ist gelehrt, Titius ist nicht gelehrt.

Von zwey contradictorischen Sätzen ist also immer einer wahr, der andere falsch.

b) Conträre Sätze sind, deren einer etwas allgemein bejahet, der andere eben dasselbe allgemein verneinet, z. B. alle Menschen sind gelehrt, kein Mensch ist gelehrt.



Von zwey conträren Sätzen können beyde falsch seyn, wenn das Prädicat ein zufälliges Merkmahl des Subjectes ist, aber nie können beyde wahr seyn.

c) Subconträre Sätze sind, deren einer etwas particulär bejahet, der andere particulär verneinet, z. B. einige Menschen sind gelehrt, einige Menschen sind nicht gelehrt.

Subconträre Sätze können beyde wahr, aber nicht beyde falsch, seyn.

c) Subalterne Sätze sind, deren einer etwas allgemein, der andere eben dasselbe particulär, bejahet, oder verneinet, z. B. alle Menschen sind des Wohlseyns fähig, einige Menschen sind des Wohlseyns fähig 2c.

Ist der allgemeine Satz wahr, so muß auch der particuläre wahr seyn, denn was sich von dem Ganzen sagen läßt, das gilt auch von allen Theilen; ist aber der particuläre Satz wahr, so ist darum der allgemeine nicht auch wahr, denn es kann etwas einem Theile zukommen, was dem Ganzen nicht zukommt. Ist der particuläre Satz falsch, so muß auch der allgemeine falsch seyn, denn was einigen Theilen nicht zukommt, das kommt auch dem Ganzen nicht zu, z. B. einige Menschen sind allwissend, dieß ist falsch, um so weniger kann ich sagen, alle Menschen sind allwissend; ist aber der allgemeine Satz falsch, so kann doch der particuläre wahr seyn, z. B. alle Menschen sind gelehrt, dieß ist falsch; einige Menschen sind gelehrt, dieß ist wahr.

d) Einen Satz umkehren (convertere) heißt, das Prädicat an die Stelle des Subjectes setzen, z. B. Metalle sind Körper, einige Körper sind Metalle.

Bisweilen kann man die Sätze schlechterdings umkehren, ohne daß man einen Zusatz macht, eine Veränderung unternimmt, und daß doch der neue Satz eben so wahr ist, als der alte, z. B. kein Weiser ist ein Thor, kein Thor ist ein Weiser 2c., und diese



Conversion heißt die reine, volle. Sie ist anwendbar, wenn das Subject und Prädicat von gleichem Inhalte, gleicher Ausdehnung, sind. — Bisweilen aber muß man, wenn der zweyte Satz wahr bleiben soll, eine Veränderung vornehmen, man muß, wenn der erste Satz allgemein war, den zweyten particular, wenn der erste bejahend war, den zweyten verneinend, machen zc., z. B. alle Metalle sind Körper, einige Körper sind Metalle, einige Gelehrte sind unweise Leute, einige Ungelehrte sind weise Leute zc., und diese Conversion heißt die einseitige. — Ins besondere heißt diejenige Conversion, bey welcher aus einem bejahenden Satze ein verneinender, oder umgekehrt, gemacht wird, Contraposition.

Bey der Verbindung der Sätze kommt es auf einen deutlichen und bestimmten Begriff an. Diesen erhalten wir

B) durch Erklärungen und Erklärungsätze.

Was ist Erklärung, Erklärungsatz? — Erklärung, Erklärungsatz, logische Definition, ist ein Satz, in welchem das Prädicat einen deutlichen und bestimmten Begriff von dem Subjecte angiebt, und ihn durch schickliche Worte ausdrückt.

Das Subject in einem Erklärungsätze heißt Definitum; das Prädicat ins besondere Definition (definitio adplicata, definitio in conceptu formali).

Das Definitum ist entweder ein Wort, zu welchem man eine bestimmte Bedeutung sucht, z. B. das Wort Philosophie, oder eine Sache, zu welcher man hinalängliche und treffende Merkmale sucht, um sie von jeder anderen zu unterscheiden, z. B. die menschliche Seele ist das, was in dem Menschen denkt und will.

Ist aber die Lehre von Erklärungen wichtig? — Allerdings, denn die Erklärungen sind unentbehrliche Erfordernisse zum richtig und gründlich Denken; durch sie wird die Deutlichkeit und Bestimmtheit der Gedanken beför-



fördert, weil sie die Bedeutung der Wörter festsetzen, und die Dinge durch hinreichende Unterscheidungsmerkmale characterisiren; ohne sie wird der Begriff des Subjectes nicht aufgelöst, und also ist jeder weitere Fortschritt im Denken vergebens.

Die Grundgesetze, auf welchen die logische Erklärung beruhet, sind folgende:

- a) Die logische Erklärung muß einen deutlichen Begriff von dem Definitum angeben;
- b) dieser Begriff muß bestimmt seyn;
- c) sie muß den deutlichen und bestimmten Begriff des Subjectes durch verständlich und angemessene Wörter ausdrücken.

Ubrigens muß jede logische Erklärung wenigstens eines von den folgenden Stücken angeben: Entweder muß sie

a) die Art und Weise, wie das Subject entsteht, anzeigen, sie muß das Subject durch die Ursache bestimmen, und dann ist sie eine genetische, oder Causalerklärung; oder sie muß

b) den Begriff, der mit dem Worte verknüpft werden soll, durch bekanntere Begriffe deutlich machen und genau bestimmen, ohne jedoch den Grund, die innere Natur der Sache, aufzuklären, und dann ist sie eine Namenerklärung, Nominaldefinition; oder sie muß endlich

c) die innere Möglichkeit und Beschaffenheit der Sache entwickeln, und dann ist sie eine Sacherklärung, Realdefinition.

Sollen die Erklärungen den Absichten des Denkers gemäß seyn, so müssen sie richtig seyn, das heißt, mit den oben aufgestellten Grundgesetzen, und den, von diesen abgeleiteten, Regeln übereinstimmen. — Einige dieser Regeln lassen gar keine Ausnahme zu, andere sind von eingeschränkter Gültigkeit.



Auf dem ersten Grundgesetze beruhen folgende Regeln:

a) Die Erklärung muß mehr sagen, als der bloße Name der Sache sagt; sie muß den Begriff des Subjectes entwickeln, und dessen einzeln Merkmahle angeben; diese Merkmahle müssen klar, das heißt, bekannter seyn, als dasjenige, was erklärt wird, sie müssen daher ohne Erklärung bekannt, oder schon vorläufig erklärt worden, seyn;

b) Die Erklärung muß nicht nur keine unbestimmten, sie muß auch keine streitigen, Merkmahle enthalten, sonst würde sie unverständlich seyn, und auch nie als Beweisgrund gebraucht werden können. Man muß auch die Merkmahle in ihrem natürlichen Verhältnisse ansetzen, um der Deutlichkeit nicht zu schaden;

c) Das Definitum, das Subject, dessen Begriff zu entwickeln ist, darf weder unmittelbar, noch mittelbar, in der Erklärung vorkommen, sonst würde die Erklärung identisch, oder zirkelförmig. — Identisch ist die Erklärung, wenn statt der Merkmahle das Definitum selbst unter gleich viel sagenden Ausdrücken vorkommt, z. B. nothwendig ist, was seyn muß &c.; ein Zirkel wird begangen, wenn man in die Erklärung solche Merkmahle aufnimmt, von denen das Definitum selbst ein Merkmal ist, daß man also wieder dahin zurück kommt, woher man gekommen ist, z. B. wenn ich sage, ein Gesetz ist eine Vorschrift des Oberen, welche den Untergebenen verbindet, ein Oberer aber ist, welcher das Recht hat, Gesetze zu geben. — Die identischen Erklärungen erläutern A durch A, die zirkelförmigen A durch B und B durch A, folglich wieder A durch A, und so wird denn in beyden Fällen der Begriff des Subjectes nicht klärer, als er es vor dem war.

Aus dem zweyten Grundgesetze offenbaren sich folgende Regeln:



a) In einer logischen Erklärung muß nichts Willkürliches seyn, sonst könnte man durch sie alles beweisen; sie muß keine zufälligen, zweydeutigen, sondern nothwendige, feststehende, Merkmale angeben, sonst wäre der, durch sie erhaltene, Begriff zu unbestimmt.

b) Die Erklärung darf nicht ohne Noth weitläufig seyn, sonst verwirret sie nur und verschaffet keinen bestimmten, sondern einen überfließenden, Begriff. Sie darf aber auch nicht übertrieben kurz seyn, sonst ist sie unverständlich. — Ohne Noth weitläufig ist sie, wenn sie solche Merkmale enthält, die schon in den, bereits gesagten, Merkmalen enthalten sind, z. B. der Mensch ist ein Wesen, welches aus einem organisierten Körper besteht, und aus einer vernünftigen Seele, die mit Bewußtseyn und Freyheit begabet ist. Die letzteren Worte: die mit Bewußtseyn *ic.*, sind überflüssig, da sie schon in dem Ausdrucke: vernünftige Seele, enthalten sind.

c) Die Erklärung darf weder zu weit, noch zu eng, sondern sie muß adäquat, seyn (*definitio neque sit latior neque angustior suo definito, sed adæquata*). — Zu weit ist sie, wenn sie mehrere Merkmale enthält, als nothwendig sind, das Definitum von anderen Dingen zu unterscheiden, z. B. wenn man sagte, Worte sind Zeichen der Gedanken; denn es giebt wohl noch andere Zeichen der Gedanken, z. B. Mienen, Geberden *ic.* — Zu eng ist sie, wenn sie nicht auf alles angewendet werden kann, was zum Definitum gehöret, z. B. wenn man sagte, ein regelmäßiges Dreyeck ist ein, von drey Linien eingeschlossener, Raum; denn jeder solcher Raum ist zwar ein Dreyeck, aber darum noch kein regelmäßiges. — Das Kennzeichen einer adäquaten Definition ist, wenn die Definition mit dem Definitum ohne Nachtheil der Wahrheit positiv und negativ verwechselt werden kann, z. B. Worte sind hörbare,



in articulierten Tönen bestehende, Zeichen der Gedanken; diesen Satz kann man umkehren, und sagen, wo hörbare Zeichen der Gedanken sind, die in articulierten Tönen bestehen, dort sind Worte, wo keine solche Zeichen sind, dort sind keine Worte, wo keine Worte sind, dort sind keine hörbaren, in articulierten Tönen bestehende, Zeichen der Gedanken.

Aus dem dritten Grundgesetze fließen folgende Regeln:

a) In einer Erklärung müssen alle unbekanntes, dunkeln, und, von dem Sprachgebrauche abweichendes, Worte,

b) alle unbestimmten und schwankenden Ausdrücke und

c) alle uneigentlichen und figürlichen Redensarten, vermieden werden.

Eine Erklärung, die von diesen Regeln abweicht, heißt unbestimmt. — Indessen ist es schwer, immer alle dergleichen Ausdrücke und Redensarten zu vermeiden, und die Erfahrung lehret, daß sich oft die größten Philosophen an diesen Regeln verstoßen haben. — Noch mehr wird dieses in der Metaphysik erhellen.

Mit den bereits angegebenen Regeln sind viele Logiker nicht zufrieden, sie fordern noch mehrere andere, die wir hier anzeigen und betrachten wollen:

a) Eine Erklärung muß die Sache durch absolute, oder innere, nicht durch relative, oder äußere, Merkmale charakterisieren. — Allein diese Regel ist nur anwendbar, wenn man etwas Absolutes, nicht, wenn man etwas Relatives, erklärt, oder, wenn eine Sache durch die äußeren Merkmale nicht hinreichend unterschieden werden kann. Daher sind die Erklärungen: Gott ist die erste verständige Ursache dieses Universums, oder: eine Uhr ist eine Maschine, mit welcher die Zeit gemessen wird ic., nicht zu verwerfen.



b) Eine Erklärung soll weder negativ, noch disjunctiv, seyn, sonst wüßte man im ersten Falle nicht, was die Sache ist, sondern nur, was sie nicht ist, und könnte sie daher von anderen Dingen nicht wohl unterscheiden; im zweyten Falle aber wäre mehr eine Eintheilung, als eine Erklärung, vorhanden. — Wie aber, wenn die Erklärung einen Mangel andeutet? z. B. Unwissenheit ist Mangel an Wissenschaft, Unachtsamkeit ist Mangel an Aufmerksamkeit *zc.*, oder, wenn man zwey entgegen gesetzte Dinge erklärt, und folglich das eine positiv, das andere negativ, nehmen muß? z. B. ein zusammen gesetztes Wesen ist, welches aus mehreren Theilen bestehet; ein einfaches, welches keine Theile hat *zc.* In diesen beyden Fällen ist eine negative Erklärung unvermeidlich. Auch ist es, wenn wir nicht sagen können, was die Sache ist, immer besser, zu sagen, was sie nicht ist, als gar zu schweigen. — Eine Erklärung kann auch disjunctiv seyn, wenn nicht nur der höhere Begriff in die niederen aufgelöst wird, sondern auch die Merkmale characterisiret werden.

c) Eine Erklärung soll die nächste Gattung (*genus proximum*) und das Unterschiedene der Art (*in* besondere (*differentiam ultimam*) angeben, das heißt, sie soll diejenigen Merkmale angeben, welche das Definitum mit anderen, zu dieser Art gehörigen, Dingen gemein hat, und dann diejenigen Merkmale, wodurch sich das Definitum von anderen Dingen, die zu dieser Art gehören, unterscheidet; z. B. man sollte einen Hund erklären, so müßte man diejenigen Merkmale angeben, vermög deren er zu dieser Art Thiere gehöret, dann jene Merkmale, wodurch er sich von anderen, zu eben dieser Art gehörigen, Thieren unterscheidet. — Diese Regel kann und muß beobachtet werden, wenn nicht Dinge erklärt werden, die schon die höchste Gattung sind, z. B. ein Ding, ein Wesen,  
über



überhaupt, denn was für unterscheidende Merkmale lassen sich hier wohl angeben? —

Es giebt noch:

a) **Grunderklärungen**, die man in einer Lehre als Leitungsideen, oder als Grundsätze, die keines weiteren Beweises bedürfen, voraus schicket. — Diese Erklärungen bestehen also aus den bekanntesten Merkmalen.

b) **Geschlossene Erklärungen**, die schon eine andere Erklärung, oder deren mehrere, voraus setzen, in denen man sich solcher Merkmale bedient, die schon vorläufig erklärt worden sind.

c) **Lehrbegriffe, Compendien**, zusammen gedrängte Ubersichten, kurze Darstellungen, einer Lehre, oder eines Lehrstückes.

d) **Beschreibungen**, wodurch ein Gegenstand nach unzureichenden, zufälligen, Merkmalen characterisiret wird. So beschreiben wir ein Gedicht, ein Gesänge, ein musikalisches Concert &c.

Durch die Erklärungen erhalten wir einen deutlichen Begriff bey der Verbindung der Sätze; aber bey der Trennung der Sätze erhalten wir einen deutlichen Begriff, durch die

**C. Eintheilungen, oder Eintheilungssätze.**

Was ist **Eintheilung, Eintheilungssatz, logische Division**? — Sie ist eine vollständige Auflösung eines höheren Begriffes in seine niederen, und in der Ordnung, wie diese in jenem enthalten sind.

Der höhere Begriff, der in die niederen aufgelöst wird, heißt **Divisum**.

Die niederen Begriffe heißen **Theilungsglieder** (*membra dividantia*).

Die Bestimmung des Divisums, woraus erhellet, warum man das Divisum für einen höheren Begriff ansieht, und in die niederen auflöst, heißt **Eintheilungsgrund** (*fundamentum divisionis*).

Man



Man merke noch die Begriffe: **Unter- und Nebenabtheilung.** Es kann nämlich seyn, daß ein Eintheilungsmitglied abermahl ein höherer Begriff, und daher in seine niederen auflösbar, sey, es kann ferner das Divisum aus mehreren verschiedenen Eintheilungsgründen eingetheilet werden: im ersten Falle haben wir eine **Unter- und im zweyten eine Nebenabtheilung.** Z. B. die Merkmale der Dinge werden in innere und äußere eingetheilet, die inneren in notwendige und zufällige untergetheilet. Die Menschen sind in Bezug auf den Kopf, z. B. aufgekläret, oder nicht aufgekläret, in Bezug auf das Herz tugendhaft, oder nicht tugendhaft. Dieß sind Nebenabtheilungen, denn immer wird der Mensch eingetheilet, aber nur aus verschiedenen Eintheilungsgründen, oder in verschiedenen Beziehungen.

Von der logischen Eintheilung muß man die logische Partition unterscheiden. Diese ist die Auflösung eines Begriffes in seine Merkmale. So haben wir die Logik in zwey Theile abgetheilet, in die Lehre von der Natur des Verstandes, und in die Lehre von der Natur der Wahrheit.

Von der logischen Division und Partition ist die Nominaldistinction zu unterscheiden, nämlich die Anzeige der verschiedenen Bedeutungen eines Wortes, z. B. da wir sagten, die Logik werde objectiv und subjectiv genommen.

Jede logische Eintheilung beruhet auf folgenden Grundgesetzen:

a) Die Eintheilung muß einen gültigen Eintheilungsgrund haben, sonst ist sie willkürlich und grundlos;

b) Der höhere Begriff muß nur in seine eigenen und unmittelbaren niederen Begriffe aufgelöst werden;



c) Mehrere Eintheilungen, Unter- und Nebenabtheilungen müssen nach der Ordnung der Eintheilungsgründe auf einander folgen. Aus den weitesten Gründen muß die erste, aus den engeren die zweyte, aus den engsten die dritte, Eintheilung gemacht werden.

Die Regeln der logischen Eintheilungen sind:

a) Jedem Eintheilungsgliede muß die Definition des höheren Begriffes, oder des Divisums, zukommen, weil alles, was dem höheren Begriffe zukommt, auch von den niederen muß gesagt werden können. Dieses ist das Merkmal, daß nichts Fremdes mit untergeschoben wird, welches etwa wegen der Vieldeutigkeit der Namen geschehen könnte.

b) Die Eintheilungsglieder müssen zusammen genommen weder mehr, noch weniger, enthalten, als der Hauptbegriff, oder das Divisum, enthält. Sie müssen den Begriff erschöpfen, die Eintheilung muß vollständig, adäquat, seyn. Wider diese Regel würde derjenige fehlen, welcher die ausdrücklich zusammen gesetzten Sätze in bedingte, disjunctive und copulative, eintheilte, und die Modal- und Causalsätze ausliese, oder im Gegentheile derjenige, welcher sagte, eine Linie sey entweder eine gerade, oder eine krumme, oder ein Punct. Im ersten Falle wären die Eintheilungsglieder weniger, im zweyten (da der Punct keine Linie ist, sondern jede Linie aus Puncten bestehet) mehr, als das Divisum selbst. — Andere drücken diese Regel so aus: Die Eintheilungsglieder, zusammen genommen, müssen sich mit dem höheren Begriffe, oder dem Divisum, verwechseln lassen, denn es ist einerley, ob man das Ganze, oder alle Theile desselben, sezet.

c) Die Eintheilungsglieder müssen sich entgegen gesetzt seyn, sie müssen einander ausschließen, sie müssen eine solche Bestimmung haben,  
per-



vermög deren sie sich nicht zugleich in eben demselben Subjecte befinden können. Es wäre also eine fehlerhafte Eintheilung, wenn man sagte, die Menschen sind entweder reich, oder tugendhaft, man kann zugleich reich und tugendhaft, zugleich arm und lasterhaft, seyn.

d) Die Eintheilungsglieder müssen so geordnet werden, wie es ihre Abstammung von dem höhern Begriffe, und ihre nähere Verwandtschaft mit einander, mit sich bringet. Daher müssen

a) die Glieder der Unter- und Nebenabtheilungen nicht unter einander geworfen werden; man muß

b) jeden Sprung vermeiden, das heißt, die Mittelbegriffe nicht überhüpfen und zu den höhern übergehen, z. B. wenn man sagte, die Ideen sind entweder klare, oder dunkle, oder deutliche zc.; man muß

c) den höhern Begriff in so viele niedere Begriffe auflösen, als die Natur des Divisums es fordert, und daher

d) die Dichotomie, das ist, die Eintheilung in einander contradictorisch entgegen stehende, Glieder zuerst versuchen. Z. B. man sagt, die Körper sind entweder organisierte, oder nicht organisierte, dann theilet man die organisierten, und ferner die nicht organisierten, in die Unterarten ab zc.

Richtige logische Divisionen sind, wie die Definitionen, unentbehrliche Erfordernisse zum richtigen und deutlichen, und vorzüglich zum wissenschaftlichen, Denken; durch sie werden Deutlichkeit, Bestimmtheit und Ordnung im Denken, befördert, wie von der andern Seite Verwirrung, Mißverständnis und Logomachien, verhütet. — Hieraus erhellet also, von welcher Wichtigkeit die Lehre von der logischen Division in unserer Wissenschaft ist.



### III. Syllogistik, oder Lehre von den verschiedenen Arten zu schliessen und deren Regeln.

Die dritte Function des menschlichen Verstandes ist der Vernunftschluß, das Raisonement (ratiocinium).

Schliessen heißt, den Zusammenhang mehrerer Urtheile einsehen, oder, ein Urtheil mit seinem Grunde denken, z. B. das Bewußtseyn ist einfach, folglich ist auch die Seele, als das Subject des Bewußtseyns, einfach, oder, dieses Metall wird im Scheidewasser aufgelöst, also ist es kein Gold &c.

Schlußvermögen ist das Vermögen, Urtheile mit ihren Gründen zu denken.

Wer dem deutlichen Erkenntniße einen Werth vor dem undeutlichen einräumet, der kann auch die Wichtigkeit des Schlußvermögens nicht misskennen. Je mehr und je richtiger wir schliessen, desto näher rücken wir zu dem Ziele der höchsten Vollkommenheit unseres Verstandes. Durch dieses Vermögen werden wir in den Stand gesetzt, weit in die Reihen der Urtheile zu dringen, und manche tief verborgene Wahrheit zu entdecken. Dieses Vermögen ist es, welches den unterscheidenden Character des Menschen von den vernunftlosen Thieren ausmachet.

Schluß, Vernunftschluß, ist also jene Verrichtung des menschlichen Verstandes, wodurch er den Zusammenhang mehrerer Urtheile einseht, von einem Urtheile auf das andere geleitet wird.

Schlußrede, Syllogismus, ist ein, mit Worten und Sätzen ausgedrückter, Vernunftschluß.

Schlusssatz, Conclusio, heißt das Urtheil, welches aus dem Verhältnisse zweyer Begriffe zu einem mittleren gefolgert ist, z. B. ein Metall, welches im Schei-



Scheidewasser aufgelöst wird, ist kein Gold, nun wird dieses Metall im Scheidewasser aufgelöst, also ist es kein Gold. Der letzte Satz: also ist es kein Gold, ist der Schlussatz.

Syllogistik ist also jener Theil der Logik, welcher die Gesetze des Vernunftschlusses erläutert, nämlich das Schlußwesen in seine verschiedenen Arten und Formen auflöst, und dieses alles auf gewisse allgemeine Begriffe und Regeln zurück führet.

Man hat in der Syllogistik zwey Abwege zu vermeiden: den ersten, daß man diese Lehre nicht übertreibe, sie nicht zum Magazine barbarischer Ausdrücke und leerer Spißstüdigkeiten mache, die durch ihre, dem Gedächtnisse und dem Verstande fürchterliche, Gestalt ehe geschickt wären, die Vernunft zu lähmen, als ihr aufzuhelfen; den zweyten, daß man den Werth einer Lehre, welche die Natur der Vernunft untersucht, und aus derselben die Regeln zur Entdeckung und Prüfung der Wahrheit ableitet, nicht verkenne. Man muß von ihr den gehörigen Gebrauch machen, um der Vortheile, die sie verschaffet, gewiß zu werden. Nur der Unrath, mit dem man sie in finsternen Zeiten angefüllet hat, und der gelehrt scheinende Wortkram, der die Mühe und Zeit, welche man darauf wendet, mit keinem einzigen Vortheile lohnet, hat bey vielen gegen sie Verdacht und Ekel erwecket. Kant sagt hier sehr schön: „Die wissenschaftlichen Dinge häufen sich zu unseren Zeiten. Bald wird unsere Fähigkeit zu schwach und unsere Lebenszeit zu kurz seyn, nur den nützlichen Theil daraus zu fassen. Es bieten sich Reichthümer im Ueberflusse dar, welche einzunehmen, wir manchen unnützen Plunder wieder wegwerfen müssen.“

Die ganze Syllogistik zerfällt in vier Theile, deren der erste A. den allgemeinen, oder Grundbegriff der Syllogistik, der zweyte B. die vollständig ausgedrückten Schlüsse, der dritte C. die unvollständig



ständig ausgedrückten Schlüsse, und der vierte D. die Fehl- und Trugschlüsse, behandelt.

A. Allgemeiner Grundbegriff der ganzen Syllogistik.

Dieser löset sich wieder in zwey Fragen auf: a) was ist Vernunftschluß? was eine Schlußrede? b) was muß man in einem Vernunftschlusse unterscheiden?

a) Was Vernunftschluß und Schlußrede sey, ist bereits in der Einleitung zu dieser Lehre gesagt worden.

b) Das, was man in einem Vernunftschlusse unterscheiden muß, ist a) die Materie, b) die Form und c) das Fundament.

a) Wenn man einen Vernunftschluß auflöset, in seine Bestandtheile zersetzet, so kommt man a) auf Haupturtheile und Sätze, b) auf Hauptbegriffe und Ausdrücke: die ersteren machen die nächste; die letzteren die entfernte, Materie einer Schlußrede aus.

a) Wir wollen nun die nächste Materie betrachten: Derjenige Satz, den wir vermittelst des Zusammenhanges aus anderen Sätzen herleiten, heißt

a) Schlußsatz, geschlossener, gefolgerter, Satz, Conclusion. Die anderen beyden Sätze, aus welchen der Schluß hergeleitet wird, heißen

b) Vordersätze, Prämissen, von denen einer a) der Obersatz (propositio major) ist, in welchem das Prädicat der Conclusion vorkommt; der andere b) der Untersatz (propositio minor), in welchem das Subject der Conclusion vorkommt.

b) Die entfernte Materie bestehet in Begriffen und Ausdrücken. In jedem Vernunftschlusse sind drey Begriffe:



a) der obere, höhere, größere, weitere, Begriff (terminus major), welcher das Prädicat der Conclusion ist;

b) der untere, niedere, kleinere, engere, Begriff (terminus minor), welcher das Subject der Conclusion ist; endlich

c) der Mittelbegriff, die Mittelidee, auch der Grund- oder Verbindungsbegriff (terminus medius), oder diejenige Idee, welche in beyden Prämissen vorkommt.

Der obere und untere Begriff zusammen heißen auch die äußeren Begriffe.

Ein Beispiel wird das Gesagte beleuchten. Wir nehmen folgende Schlussrede an: Jedes Geschöpf hat Gränzen, Titius ist ein Geschöpf, also hat Titius Gränzen. In dieser Schlussrede ist der Satz: Jedes Geschöpf hat Gränzen, der Obersatz, denn er enthält das Prädicat der Conclusion; der Satz: Titius ist ein Geschöpf, ist der Untersatz, denn er enthält das Subject der Conclusion; endlich der Satz: Also hat Titius Gränzen, ist der Schlusssatz, denn er wird aus den beyden Prämissen vermittelst des Zusammenhanges hergeleitet. — Ferner: Der Begriff Gränzen ist der obere Begriff, denn er ist das Prädicat der Conclusion; der Begriff Titius ist der untere, denn er ist das Subject der Conclusion; endlich der Begriff Geschöpf ist der Mittelbegriff, denn er kommt in beyden Prämissen vor.

b) Die Schlussform bestehet in dem nothwendigen Zusammenhange des Schlussatzes mit den Prämissen. — Sie ist richtig, wenn der Schlussatz seinen gültigen Grund in den Prämissen hat.

c) Das Schlussfundament ist in folgenden Grundsätzen enthalten:

a) Wenn zwey Begriffe mit einem dritten überein kommen, so kommen sie auch mit ein-



ander überein, z. B. Was willkürliche Bewegung hat, ist beseelet, die Thiere haben willkürliche Bewegung, also sind die Thiere beseelet.

b) Wenn zwey Begriffe mit einem dritten nicht überein kommen, so kommen sie auch mit einander nicht überein, z. B. Das Gold wird im Scheidewasser nicht aufgelöst, dieses Metall wird aber im Scheidewasser aufgelöst, also ist dieses Metall kein Gold.

### B. Vollständig ausgedrückte Schlüsse.

Vollständig ausgedrückte Schlüsse sind, die aus drey ausdrücklichen und so geordneten Sätzen bestehen, daß der Obersatz an die erste, der Untersatz an die zweyte und der Schlusssatz an die dritte, Stelle zu stehen kommt. — Sie sind entweder: a) einfache, ordentliche (ordinarii), wenn sie nur einfach geschlossen sind, das heißt, aus drey einfachen Sätzen bestehen, z. B. Was einen runden Schatten wirft, ist selbst rund, die Erde wirft einen runden Schatten, also ist die Erde rund; oder b) zusammengesetzte, außerordentliche (extraordinarii), wenn einer von den drey Sätzen zusammen gesetzt ist. — Doch von diesen weiter unten.

a) Bey den einfachen Schlüssen hat man gewisse Figuren zu merken, welche in der verschiedenen Stellung des Mittelbegriffes in den Prämissen bestehen. Da der Mittelbegriff auf viererley Arten in den Prämissen gestellet werden kann, so entstehen daraus vier syllogistische Figuren. — Die Logiker haben bestimmte Zeichen, womit sie diese Figuren zu erkennen geben. Den Mittelbegriff bezeichnen sie mit dem Buchstaben M. (medius terminus), den oberen mit P. (praedicatum conclusionis), den unteren mit S. (subjectum conclusionis). Die erste Figur drücken sie also mit



M. P.  
 S. M.  
 die zweyte mit  
 P. M.  
 S. M.  
 die dritte mit  
 M. P.  
 M. S.  
 die vierte mit  
 P. M.  
 M. S.

aus, weil sich der Mittelbegriff in den Vorderfagen mit dem Prädicate und Subjecte der Conclusion auf diese vier Arten verbinden läßt.

In der ersten Figur ist also der Mittelbegriff im Obersage das Subject und im Untersage das Prädicat, z. B.

Keine Materie denkt,  
 Das Gehirn ist eine Materie,  
 Das Gehirn denkt also nicht.

In der zweyten Figur ist der Mittelbegriff im Ober- und Untersage das Prädicat, z. B.

Was denkt, ist nicht Materie,  
 Das Gehirn ist Materie,  
 Das Gehirn denkt also nicht.

In der dritten Figur ist der Mittelbegriff im Ober- und Untersage das Subject, z. B.

Eine Materie denkt nicht,  
 Eine Materie ist das Gehirn,  
 Das Gehirn denkt also nicht.

In der vierten Figur ist der Mittelbegriff im Obersage das Prädicat, und im Untersage das Subject, z. B.

Was denkt, ist nicht Materie,  
 Eine Materie ist das Gehirn,  
 Das Gehirn denkt also nicht.

Von diesen vier Figuren sagt Kant: „ Derjenige, der zuerst einen Syllogismus in drey Reihen



„ über einander schrieb, ihn wie ein Schachbrett ansah,  
 „ und versuchte, was aus der Versehung des Mittels  
 „ begriffes heraus kommen möchte, der war eben so  
 „ betroffen, da er gewahr ward, daß ein vernünftiger  
 „ Sinn heraus kam, als einer, der ein Anagramm im  
 „ Rahmen findet. Es war eben so kindisch, sich über  
 „ das eine, als über das andere, zu erfreuen, vor-  
 „ nehmlich, da man darüber vergaß, daß man nichts  
 „ Neues in Ansehung der Deutlichkeit, sondern nur ei-  
 „ ne Vermehrung der Undeutlichkeit, aufbrachte. “ —  
 Unterdessen muß man doch eingestehen, daß diejenigen  
 Wendungen der Gedanken bey dem Schließen, die man  
 unter den Rahmen der zweyten, dritten und vier-  
 ten, Figur versteht, wenn sie gleich nicht so gewöhnlich  
 als die erste Figur, uns doch bisweilen natürlich  
 sind, und wirklich bey dem Denken und Reden als  
 Schlussformen vorkommen können. — Ubrigens ist  
 es die natürlichste und leichteste Art, einen Schluß aus  
 der zweyten, dritten und vierten, Figur in die erste Fi-  
 gur zu verwandeln, (*reductio syllogismi*), wenn man  
 sich um den Grund der Conclusion fraget, und also aus  
 den Prämissen den Mittelbegriff suchet, um dann einen  
 Schluß nach den Regeln der ersten Figur zu formen.

In jeder Figur gibt es wieder in Ansehung der  
 Quantität und Qualität der Sätze verschiedene Schluß-  
 arten (*modos figurarum* oder *sylogisticos*), die aus  
 dem vierfachen Unterschiede der Sätze A. E. I. und O.  
 entstehen. (Was diese vier Selbstlauter bedeuten, ist  
 oben, in der Lehre von den Eigenschaften der Sätze,  
 gesagt worden). Einige dieser Schlußarten sind schon lange  
 unter gewissen characteristischen Rahmen bekannt, in de-  
 nen die Vocale die Quantität und Qualität der Sätze  
 anzeigen, die Consonanten aber bloß zum Behufe des  
 Gedächtnisses beygefügt sind. Diese bedeutungsvollen  
 Rahmen sind



für die erste Figur:

bArbArA, cElArEnt, dArII, fErIO;

für die zweyte Figur:

cEsArE, cAmElrEs, fElInO, bArOccO;

für die dritte Figur:

dArAptI, fElAptOn, dIsAmls, dAtIsI, brO-  
cArDO, fErIsOn;

für die vierte Figur:

cAlEmEs, bAmAllp, dImAlls, fEsApO,  
frEsIsO.

Die Wichtigkeit eines einfachen Schlusses erkennt man aus diesem Grundsatz: Das positive und negative Merkmal des Prädicates muß auch positives und negatives Merkmal des Subjectes von diesem Prädicate seyn, denn das Merkmal eines Merkmales ist auch Merkmal der Sache selbst.

Bestimmtere Regeln für die einfachen Schlüsse sind:

a) In einem ordentlichen einfachen Schlusse können nicht mehr, als drey, Hauptbegriffe vorkommen, nämlich das Prädicat der Conclusion als Hauptbegriff des Obersatzes, das Subject der Conclusion als Hauptbegriff des Untersatzes und der Mittelbegriff in beyden Vordersätzen. — Hieraus fließen zwey untergeordnete Regeln:

a) Der Mittelbegriff muß in einer Prämisse nicht anders genommen werden, als in der anderen, z. B. Alle Menschen haben Vernunft, Narren haben keine Vernunft, Narren sind also keine Menschen. Hier wird die Vernunft im Obersatz für Vermögen, Anlage, im Untersatz für den Gebrauch dieses Vermögens, genommen.

b) In der Conclusion muß nicht mehr enthalten seyn, als in den Prämissen, z. B. Mancher Rechtschaffene muß wegen der Rechtschaffenheit viel leiden, einige Menschen sind rechtschaffen, also müssen alle rechtschaffene Menschen viel leiden.



b) Wenigstens eine Prämisse muß allgemein seyn, aus bloß particulären Vorderfäßen läßt sich nichts folgern, denn die Idee, die ein Merkmal von einer anderen seyn soll, muß durchgängig mit ihr verknüpft seyn.

c) Wenigstens eine Prämisse muß bejahend seyn, denn die Grundregel erfordert, daß ein Merkmal angezeigt werde von einem Prädicate, oder ein Merkmal, wodurch ein Prädicat ausgeschlossen wird, dieß kann aber bey zwey wirklich verneinenden Prämissen nicht geschehen. — Indessen kann es doch geschehen, daß beyde Prämissen zwar den Worten nach verneinend, aber deren eine der Bedeutung nach bejahend ist, und dann läßt sich ein richtiger Schluß machen.

d) Die Conclusion muß sich immer nach der schwächeren Prämisse richten, das ist, sie muß verneinend seyn, wenn eine Prämisse verneinend, particulär, wenn eine Prämisse particulär, wahrscheinlich, wenn eine Prämisse wahrscheinlich, ist.

Wer bey seinen Schlüssen diese Regeln zum Grunde legt, der kann nicht fehlen, wiewohl man gesehen muß, daß auch manchmahl bey Vernachlässigung derselben ein richtiger Schluß gefasset werden kann, nur läßt sich dabey nicht sagen, daß dieser Schluß aus solchen Prämissen folge, und auch immer folgen müsse.

b) Vollständig ausgedrückte, aber zusammen gesetzte, Schlüsse sind: a) die bedingten, hypothetischen, b) die trennenden, disjunctiven, c) die gehörnten, Schlüsse und d) die Induction.

a) Bedingte Schlüsse sind, in denen aus einem bedingten Obersatz und einem categorischen Untersatz eine categorische Conclusion gemacht wird, z. B. Wenn Aufklärung schädlich wäre, so müßte der richtige Gebrauch des Verstandes den Menschen unglücklich, hingegen Aberglaube und Unwissenheit müßten ihn glücklich,



machen, nun ist dieses falsch, also ist Aufklärung nicht schädlich.

Diese Art Schlüsse verdienet unsere Aufmerksamkeit desto mehr, da sie sehr gewöhnlich ist, und in den wichtigsten Fällen angewendet wird.

Wenn der bedingte Obersatz in Ansehung der Folge, oder des Nachsatzes aus der Bedingung, richtig ist, so läßt sich auf zweyerley Art daraus schliessen, entweder a) bejahend (in modo ponente), oder b) verneinend (in modo tollente).

a) Bey bejahenden Schlüssen ist diese Regel: Wenn etwas unter einer gesetzten Bedingung wahr ist, so gilt es, wo, und wann diese Bedingung Statt findet. Die Formel ist: Wenn A ist, so ist auch B, nun ist A, also ist auch B, weil B im nothwendigen Zusammenhange mit A stehet. z. B. Wenn Cajus ermordet worden ist, so ist er todt, nun ist er ermordet worden, also ist er todt. Nicht aber umgekehrt, z. B. Wenn Cajus ermordet worden ist, so ist er todt, nun ist er todt, also ist er ermordet worden u. c.; es wäre denn A der einzige Grund des B, z. B. Was rund ist, kann nur einen runden Schatten werfen, unsere Erde ist aber rund, also kann sie nur einen runden Schatten werfen, oder umgekehrt: Wenn unsere Erde einen runden Schatten wirft, muß sie selbst rund seyn, nun wirft sie einen runden Schatten, also ist sie selbst rund.

b) Bey verneinenden Schlüssen ist diese Regel: Voraus etwas Falsches folget, das ist selbst falsch. Die Formel ist: Wenn A ist, so ist auch B, nun ist B nicht, also kann auch A nicht seyn, z. B. Wenn Cajus nicht todt ist, so ist er auch nicht ermordet worden, nun ist er nicht todt, also ist er nicht ermordet worden. Aber nicht umgekehrt, z. B. Wenn Cajus nicht ermordet worden ist, so ist er nicht todt u. c.; es wäre denn wieder A der einzige Grund des B, z. B. Wenn Cajus tugendhaft ist, so muß er ein ruhiges Ge-

wissen



wissen haben, oder umgekehrt, wenn Cajus ein ruhiges Gewissen hat, so muß er tugendhaft seyn.

Die Grundregeln aller bedingten Schlüsse sind also:

a) Ist die Ursache wahr, so muß auch die Folge wahr seyn, aber nicht umgekehrt, ausgenommen, die Folge hätte nur diese einzige Ursache.

b) Ist die Folge falsch, so muß auch die Ursache falsch seyn, aber nicht umgekehrt, ausgenommen, die Folge hätte wieder nur diese einzige Ursache.

b) Disjunctive, trennende, Schlüsse sind, in denen aus einem disjunctiven Obersatz und einem categorischen Untersatz eine categorische Conclusion gemacht wird, z. B. entweder ist das System der Aristoteliker, oder das System der Cartesianer, oder das System der Leibnizianer, von der Harmonie zwischen der menschlichen Seele und dem Körper wahr, nun ist (vorausgesetzt) das System der Aristoteliker wahr, also sind die beyden anderen falsch.

Die disjunctiven Schlüsse beruhen auf dem Grundsatz: Aus mehreren entgegen gesetzten Fällen kann nur einer wahr seyn.

Bestimmtere Regeln für die disjunctiven Schlüsse sind:

a) Wird in dem Untersatz ein Trennungsglied bejahet, so müssen in der Conclusion die übrigen Glieder schlechtweg verworfen werden, z. B. Die Ordnung dieser Welt ist entweder ein Werk des Verstandes, oder eines blinden Ungefähres, oder einer blinden Nothwendigkeit, sie ist aber ein Werk des Verstandes, also kein Werk eines blinden Ungefähres, oder einer blinden Nothwendigkeit.

b) Wird im Untersatz ein Trennungsglied schlechtweg verworfen, so müssen in der Conclusion die anderen Glieder schlechtweg bejahet werden, z. B. die Harmonie zwischen der menschlichen Seele und dem Körper beruhet entweder auf dem physischen



schen Einflüsse, oder auf der Assistenz Gottes, oder auf der prästabilierten Harmonie, nun beruhet sie nicht auf der Assistenz Gottes, also muß sie auf dem physischen Einflüsse, oder auf der prästabilierten Harmonie, beruhen.

c) In dem Untersatze müssen alle Glieder bis auf eines verworfen werden, und dieses wird dann in der Conclusion categorisch bejahet, z. B. Alle Handlungen der Menschen sind entweder bloß automatisch, oder sie kommen von bewußten, oder von dunkelen, Vorstellungen her, nun gibt es aber Handlungen, die weder bloß automatisch sind, noch von bewußten Vorstellungen herkommen, folglich gibt es Handlungen, die von dunkelen Vorstellungen herkommen.

c) Gehörnte Schlüsse, Dilemmen, Trilemmen, oder der Schluß des Krokodilles, sind, die einen bedingten Obersatz, und einen disjunctiven Untersatz, haben, z. B. Wenn wir die Sterndeuter fragten, so müßten wir von ihnen etwas Gutes, oder etwas Böses, erfahren, nun sagten sie uns aber etwas Wahres, oder etwas Falsches, und in beyden Fällen behörten sie uns, denn sagten sie etwas Gutes und Wahres, so würde uns die Erwerbung desselben peinigen, sagten sie uns etwas Gutes, aber Falsches, so würden wir uns mit vergeblichen Hoffnungen täuschen, sagten sie uns etwas Böses und Wahres, so würden wir aus Furcht das Uebel vergrößern, sagten sie uns etwas Böses, doch Falsches, so würden wir uns ohne Noth fürchten, folglich muß man die Sterndeuter gar nicht fragen.

Der Grund richtiger gehörnter Schlüsse ist dieser: Wenn das letzte falsch ist, so muß auch das erste falsch seyn.

Diese Schlüsse werden vorzüglich zum Widerlegen gebraucht.

Man nennet sie gehörnte Schlüsse, weil alle Trennungsglieder dem Gegner entgegen stehen, und dieser sich in jedem Falle gleichsam an ein Horn stößt. —

Sie



Sie heißen Dilemmen, wenn sie zwey Glieder, Trilemmen, wenn sie drey Glieder haben u. s. f., wiewohl man auch die von mehr als zwey Gliedern überhaupt Dilemmen zu nennen pflegt. — Der Name **Schluß des Krokodilles** rührt von einer Fabel her, in welcher ein Krokodill einen solchen Schluß gemacht hat. Die Fabel ist diese: Ein Krokodill raubte einer Mutter ihren Sohn, und da diese ihn zurück verlangte hatte, antwortete der Krokodill: Wenn du die Wahrheit sagst, so gebe ich dir ihn zurück. Darauf sagte die Mutter: Du wirst mir ihn nicht zurück geben. Dann machte der Krokodill folgenden Schluß: Entweder hast du wahr, oder falsch gesprochen, hast du wahr gesprochen, so kann ich deinen Sohn nicht zurück geben, sonst hättest du nicht wahr gesprochen; hast du aber falsch gesprochen, so hast du die Bedingung nicht erfüllt, und ich bin wieder nicht schuldig, deinen Sohn zurück zu geben. Diesem Schlusse widersetzte die Mutter: Entweder habe ich wahr gesprochen oder falsch, habe ich wahr gesprochen, so mußt du mir meinen Sohn vermöge der Bedingung zurück geben, habe ich falsch gesprochen, so mußt du mir ihn wieder geben, damit es falsch werde, was ich gesagt habe.

d) Die **Induction** ist die Art zu schliessen, da man die Merkmale, welche man in niederen Begriffen und einzelnen Fällen beobachtet hat, abziehet, und dann im Allgemeinen ausspricht, z. B. Titius, Cajus etc., hatten ein sanguinisches Temperament, und besaßen Verstandesfähigkeiten, wenn ich nun diese Fähigkeiten auch bey anderen sanguinischen Personen bemerke, und dann den Schluß mache, also besitzen alle, welche ein sanguinisches Temperament haben, Verstandesfähigkeiten, so ist dieser Schluß eine Induction.

Die Induction ist entweder:

a) eine vollständige, wenn sie alle niederen Begriffe ohne Ausnahme aufzählet, z. B. Gesicht-



Gehörs = Gefühl = Geruchs = und Geschmacksempfindungen sind keine Abbildungen der Gegenstände in der Seele, folglich verschaffet kein Sinn Abbildungen in der Seele 2c.; oder

b) eine unvollständige, wenn man von einzelnen Fällen auf das Gemeine schließt, da sich doch irgend ein einzelner Fall ausnimmt, mit den übrigen nicht überein stimmt, oder, wie man zu sagen pflegt, eine Instanz macht, z. B. wenn man schließen wollte: Wo ein starkes Gedächtniß ist, da ist schwacher Verstand, so wäre diese Induction unvollständig, denn das Gegentheil zeigte sich in einem Leibnitz und mehreren anderen, wie schon oben in der Lehre von dem Gedächtnisse erinnert worden ist.

Diese Art zu schliessen ist sehr wichtig, denn durch sie haben wir die allgemeinen Begriffe und Urtheile erfunden, folglich Grundsätze und Regeln, Classificationen und Ursachen; durch sie erweitern wir noch jetzt unsere allgemeinen Begriffe.

Die Regeln für die Induction sind:

a) Die Conclusion, die sich auf eine vollständige Induction gründet, ist richtig.

b) Ist die Conclusion auf eine unvollständige Induction gebouet, so ist zu sehen, ob das Prädicat ein nothwendiges, ein natürliches, oder ein zufälliges Merkmal des Subjectes sey: im ersten Falle ist die Induction allgemein gewiß, weil die nothwendigen Merkmale allen Subjecten zukommen, z. B. alle Körper sind ausgedehnt 2c.; im zweyten Falle ist die Induction allgemein nur wahrscheinlich, z. B. alles Flußwasser ist süß 2c.; im dritten Falle ist die Induction allgemein falsch, z. B. öffentliche Schulen sind den Sitten der Jünglinge gefährlich 2c.



### C. Unvollständig ausgedrückte Schlüsse.

Die Arten der unvollständig ausgedrückten Schlüsse sind: a) die versteckten, b) die abgekürzten, und c) die Kettenschlüsse.

a) Versteckte Schlüsse sind, in welchen die gehörige Ordnung der drey Hauptsätze nicht beobachtet wird. Man kann in diesen Schlüssen auch mit der Conclusion anfangen, z. B. die Materie kann nicht denken, weil sie nur collective Einheit enthält, das Denken aber substantielle Einheit erfordert.

b) Abgekürzte Schlüsse sind, die einen Vorder- oder Nachsatz verschweigen, den man ohne dieß leicht hinzu denken kann, z. B. die menschliche Seele ist einfach, also ist sie unzerstörbar.

Um hier zu wissen, welcher Satz fehle, muß man sehen, ob beyde Sätze das nämliche Subject, oder, ob sie das nämliche Prädicat haben; wenn sie das Subject gemeinschaftlich haben, so gehet der Obersatz ab, z. B. unsere Erde wirft von allen Seiten einen runden Schatten, folglich ist sie rund &c.; haben sie aber das Prädicat gemeinschaftlich, so fehlet der Untersatz, z. B. alles, was von allen Seiten einen runden Schatten wirft, ist rund, folglich ist auch unsere Erde rund &c.

c) Ein Kettenschluß, Sorites, ist die Art zu schliessen, da man mehrere Sätze dadurch verbindet, daß immer das Prädicat des vorhergehenden Satzes zum Subjecte des folgenden wird, bis man endlich das Prädicat des vorletzten Satzes mit dem Subjecte des ersten Satzes in der Conclusion verbindet, z. B.

Titius läßt sich von heftigen Leidenschaften beherrschen,

Wer sich von heftigen Leidenschaften beherrschen läßt, bringet seinen Körper in Unordnung,

Wer seinen Körper in Unordnung bringet, der schwächet seine Gesundheit,

Wer



Wer seine Gesundheit schwächet, der verkürzt sein Leben,

also Titius verkürzt sein Leben.

Diese Art, zu schließen, können nur geübte Denker brauchen, weil sich oft unmerklich ein Irrthum in einen Satz versteckt, der dann durch den ganzen Schluß fortwähret. — Auch Sophisten machen gern Gebrauch davon, um andere irre zu führen. — Ubrigens ist sie sehr geschickt, die Beweise zu verkürzen.

Ein Sorites läßt sich leicht in einfache Schlüsse auflösen, und dann braucht man alle die Regeln nicht, welche von Logikern so häufig davon angegeben werden. — Bey der Auflösung kommen so viele Schlüsse zum Vorschein, als in dem Sorites Satze sind, den ersten und letzten weggerechnet. — Um einen Sorites aufzulösen nimmt man im ersten Schlusse den zweyten Satz zum Obersatze, und den ersten zum Untersatze, im zweyten Schlusse den dritten Satz zum Obersatze, und den zweyten zum Untersatze, im dritten Schlusse den vierten Satz zum Obersatze, und den dritten zum Untersatze u. s. f. Der Schluß folgt dann jedesmahl selbst, z. B. der oben angeführte Sorites wird auf folgende Art aufgelöst:

## I.

Wer sich von heftigen Leidenschaften beherrschen läßt, bringet seinen Körper in Unordnung,

Titius läßt sich von heftigen Leidenschaften beherrschen,

Titius bringet also seinen Körper in Unordnung.

## II.

Wer seinen Körper in Unordnung bringet, der schwächet seine Gesundheit,

Titius bringet seinen Körper in Unordnung,

Titius schwächet also seine Gesundheit.

## III.



## III.

Wer seine Gesundheit schwächet, der verkürzet sein Leben,

Litius schwächet seine Gesundheit,

Litius verkürzet also sein Leben.

D. Fehl- und Trugschlüsse.

Wir behandeln die Fehl- und Trugschlüsse nicht, um sie zu gewöhnen, sondern, um ihnen selbst auszuweichen, oder sie, wenn sie von anderen gemacht werden, zu erkennen und zu widerlegen.

Fehl- und Trugschlüsse sind falsche, unrichtige, Schlüsse.

Die Unrichtigkeit ist aber zweyfach:

a) eine materielle, wenn eine, oder beyde Prämissen falsch sind, z. B. Wer Unwahrheit sagt, der ist ein Lügner, alle Menschen sagen Unwahrheit, alle Menschen sind also Lügner etc.; oder

b) eine formelle, wenn der Schlusssatz mit den Vorderätzen in keinem Zusammenhange steht, z. B. Einige Menschen sind gelehrt, einige Menschen sind auch tugendhaft, alle Gelehrten sind also tugendhaft etc.

Die Schlüsse der letzteren Gattung heißen eigentlich Fehlschlüsse, Paralogismen; ist aber die Unrichtigkeit versteckt, so heißen sie Trugschlüsse (Sophismata).

Hey Trugschlüssen steckt der Trug entweder nur in den Worten, oder er steckt in der Sache selbst, daher es a) Verbal- und b) Realsophismen gibt.

a) Verbalisophismen sind:

a) die Sophismen der Vieldeutigkeit, z. B. Alle Menschen haben Vernunft, die Narren haben keine Vernunft, die Narren sind also keine Menschen etc.;

b) die Sophismen des zusammen gesetzten Sinnes, wenn man das verbindet, was nur getrennt wahr ist, z. B. viele Sceptiker behaupten, daß es in der Offenbarung keine Zuverlässigkeit gibt, viele



Philosophen behaupten, daß es auch im Gebiete des Verstandes keine Zuverlässigkeit gibt, folglich gibt es in der ganzen menschlichen Kenntniß keine Zuverlässigkeit 2c. ;

c) die Sophismen des getheilten Sinnes, wenn man das trennet, was nur in der Verbindung wahr ist, z. B. Kein Redner wird geboren, viele sind Redner, also sind diese nicht geboren 2c.

b) Realsophismen sind:

a) wenn das, was bey der Sache nur zufällig, oder ein Mißbrauch derselben ist, der Sache selbst beygeleget wird, z. B. Die Philosophie hat Irrthümer erzeugt, also muß man sie ganz verwerfen 2c. ;

b) wenn das, was nur unter einer Einschränkung wahr ist, auch außer der Einschränkung für wahr angenommen wird, z. B. Was du nicht verloren hast, das hast du noch, nun hast du keine Hörner verloren, also hast du sie noch 2c. ;

c) wenn das als Grundsatz angenommen wird, was erst selbst noch bewiesen werden muß, z. B. Das Zusammengesetzte kann nicht auf das Einfache wirken, folglich kann auch der Körper nicht auf die Seele wirken 2c. ;

d) wenn etwas als Ursache angenommen wird, was keine Ursache ist, z. B. Isisius macht großen Aufwand, also muß er reich seyn 2c. ;

e) wenn Gründe gebraucht werden, etwas zu widerlegen, die doch dieses nicht widerlegen, z. B. Ansehnliche Männer haben die Schaubühne verworfen, also muß man sie verwerfen 2c.

Wir finden nicht nothwendig, von diesen Schlüssen noch mehr zu sagen. Derjenige, der gewohnt ist, mehr auf die Sache selbst, als auf den Ausdruck zu sehen, und der einen Vortrag bloß um der gelehrten Form willen nicht für gründlich hält, wird durch Fehl- und Trugschlüsse nicht leicht verführet werden; für je-

nen





nen hingegen, der bloß an Worten und Formen hängt, und Sätze für wahr hält, wenn sie nur äußerlich mit einander verbunden sind, würden alle Regeln der Bewahrung gegen Fehl- und Trugschlüsse unnütz seyn.

Ubrigens übergehen wir auch noch mehrere Kunstwörter der Syllogistik, die außer einem logischen Antiquitäten-Cabinete sehr entbehrlich sind.



## Zweytes Hauptstück.

### Theoretischer Unterricht von Wahrheit und Irrthum.

Dieses Hauptstück handelt von dem richtigen und zweckmäßigen Gebrauche des Verstandes.

Die Wichtigkeit dieser Lehre erhellet aus folgendem :

a) Alles, was wir bisher von der Natur des Verstandes gesagt haben, wird erst durch diese Lehre anwendbar und fruchtbar gemacht.

b) Die Erkenntniß der Wahrheit ist der eigentliche Gebrauch des Verstandes, der wesentliche Zweck des Menschen und das unmittelbare Ziel aller Wissenschaften.

Die Untersuchung der Wahrheit hat aber gewisse eigenthümliche Schwierigkeiten, denn oft ist die Wahrheit

a) über den gemeinen Gesichtskreis erhaben; oft nimmt

b) Irrthum den Schein der Wahrheit an, oder die Wahrheit wird so entstelllet, daß sie Irrthum zu seyn scheint; endlich hat auch die Wahrheit

c) besondere und sehr spitzfindige Gegner, nämlich die Sceptiker, welche sie ganz, oder doch die zuverlässigen Kennzeichen derselben, läugnen.

Der Umfang dieser Lehre muß so groß seyn, daß wir dadurch alle Absichten erreichen, die wir erreichen wollen. Wir handeln also:



I. Von der Wahrheit und der Erkenntniß derselben überhaupt.

II. Von den Quellen der Wahrheit und den Gründen der Zuverlässigkeit bey den verschiedenen Arten der Erkenntniß.

III. Von dem Irrthume, seinen Quellen, und den Mitteln, sich gegen ihn zu bewahren, oder aus ihm heraus zu wickeln.

III. Von den Quellen der menschlichen Erkenntniß, nämlich:

A. von der Erfahrung;

B. von der Meditation;

C. von der Lectüre; und

D. von der Unterredung und dem Unterrichte.

I. Von der Wahrheit und der Erkenntniß derselben überhaupt.

Die Gelehrten weichen in dem Begriffe von der Wahrheit sehr von einander ab, und nebst dem ist selbst dieses Wort vieldeutig, bald wird es in einer weitern, bald in einer engeren Bedeutung genommen.

Um uns aber einen richtigen Begriff von der Wahrheit zu bilden, wollen wir A. die Gesetze des Denkens bestimmen, und B. den Grundbegriff der Wahrheit fest setzen, und ihn dann auf besondere Quellen anwenden.

A. Wahrheit bestehet in dem richtigen Denken. Gleichwie richtig Handeln nichts anderes heißt, als jenes, was in unserer Gewalt stehet, nach den unveränderlichen Gesetzen der Natur einrichten, so heißt auch richtig Denken nichts anderes, als den Gesetzen des Verstandes gemäß denken.

Die Grundgesetze des Verstandes, auf denen alle übrigen Denkgesetze beruhen, sind also:

a) Das Gesetz des Widerspruches (principium contradictionis), nämlich das Gesetz der absoluten Nothwendigkeit und absoluten Unmöglichkeit, welches auf



auf folgende Art ausgedrückt wird: Es ist unmöglich, daß das Mögliche zugleich sey und zugleich nicht sey, oder  $a - a = 0$ . Wenn wir etwas Widersprechendes dächten, so würden wir das Mögliche aufheben, was wir zugleich annehmen, folglich im Grunde gar nichts denken.

b) Das Gesetz des zureichenden Grundes (principium rationis sufficientis). Gleichwie sich nichts Widersprechendes denken läßt, so können wir auch nichts ohne zureichenden Grund denken, nichts ohne, oder gegen gültige Gründe für wahr halten, auch ohne, oder gegen solche Gründe kein Urtheil fällen. Ein Urtheil bestehet in der Bemerkung des unmittelbaren Verhältnisses gegen einander gehaltener Vorstellungen, es muß sich daher nothwendig nach der Beschaffenheit der Vorstellungen richten, wie diese sich eben in der Seele befinden, denn andere Verhältnisse verbinden, oder trennen, als jene, welche eben jetzt der Seele vorschweben, wäre ein Widerspruch.

Diese zwey Grundgesetze des menschlichen Verstandes bewahren uns zwar nicht gegen alle Irrthümer, denn wir können in Irrthum gerathen:

a) wenn sich der Widerspruch verbirgt; oder

b) wenn sich ein scheinbarer Grund darstellet, den wir für zureichend annehmen; allein im ersten Falle bleiben wir nur so lange im Irrthume, bis wir den Widerspruch entdecken, und im zweyten Falle, bis wir einsehen, daß der Grund nur scheinbar, und also keinesweges zureichend ist. Sobald wir eine, oder die andere Entdeckung gemacht haben, verwerfen wir sogleich unser Urtheil.

Das Wort Wahrheit wird bald a) auf Dinge angewendet, die vor unseren Vorstellungen und von diesen unabhängig sind; bald b) auf unsere Gedanken und Reden: im ersten Falle heißt sie

a) objectivische; im zweyten

2 2

b)



## b) subjectivische, Wahrheit.

Der objectivischen Wahrheit stehen bloßer Schein, Blendwerke und Erdichtungen entgegen, denn ihr Inhalt sind die mancherley Dinge außer uns, die Kräfte, Wirkungen und Verknüpfungen derselben, mit einem Worte die Realitäten.

Die subjectivische Wahrheit wird den Gedanken und Reden beygelegt, und heißt in der ersten Beziehung

a) die logische; in der zweyten die

b) moralische, Wahrheit. Der moralischen Wahrheit stehet auf der einen Seite Verstellung, auf der anderen Lüge, entgegen, denn die moralische Wahrheit bestehet überhaupt in der Uebereinstimmung des Aeußeren mit dem Inneren.

Der logischen Wahrheit stehet Irrthum entgegen, denn sie bestehet in einem solchen Urtheile, worin man der Sache das beygelegt, was ihr gebühret, und das abspricht, was ihr nicht gebühret.

Die logische Wahrheit verdienet hier unsere ganze Aufmerksamkeit, da es uns in der Kunst, richtig zu denken, allerdings um richtige Urtheile zu thun ist.

Man bemerket in ihr a) Stufen = und b) Artenunterschiede.

a) Nach dem Stufenunterschiede ist die Wahrheit entweder a) eine Nominal = oder b) eine Ideal = oder c) eine Realwahrheit.

a) Nominalwahrheit hat Statt, wenn wir von einem Subjecte etwas Uebereinstimmendes prädicieren, und daraus richtig folgern, wenn schon das Subject etwas Widersprechendes ist, z. B. wenn man sagte: Angenommen, die menschliche Seele sey sterblich, so gehet sie entweder mit dem Körper zugleich zu Grunde, oder sie währet nach dessen Auflösung noch einige Zeit fort. Die Schlussfolge ist hier richtig, doch wird nicht vorher untersucht, ob die menschliche Seele wirklich sterblich sey, oder seyn könne.



b) Idealwahrheit ist, wenn das Subject nichts Widersprechendes ist, doch auch keine Realität hat. Sie heißt auch metaphysische Wahrheit. Hierher gehören die mathematischen Punkte, Linien &c.

c) Realwahrheit ist, wenn die Begriffe, nach welchen wir urtheilen, gleichsam in der Natur der Dinge gegründet sind, und wenn diese Begriffe in unseren Urtheilen gleichsam gebildet werden, z. B. unsere Begriffe von Pflanzen, Thieren &c., haben Realität, sie sind von dem gebildet, was in der Natur wirklich ist.

Die Realwahrheit wird entweder aa) abstract, oder bb) concret genommen:

aa) abstract, wenn unsere Begriffe überhaupt Realität haben;

bb) concret, wenn sie auch richtige Vorstellungen von dem sind, was wir in einzelnen Fällen wahrgenommen haben. Z. B. der Begriff von Thier überhaupt hat abstracte Wahrheit; wenn ich aber sage, die Polyben, die Muschelthiere &c., sind auch Thiere, so ist dieses concrete Wahrheit.

b) Nach dem Artenunterschiede giebt es a) eine sinnliche; b) eine intellectuelle; c) eine historische und d) eine hermenevtische, Wahrheit.

a) Sinnliche Wahrheit ist, die der unteren Erkenntniß, das ist, der äußeren und inneren Empfindung und der Erinnerung zukommt. — Ihr stehen Trug der Sinne, Täuschung, oder Phantasie, entgegen.

b) Intellectuelle Wahrheit ist, die der höheren Erkenntniß, das ist, der über- und außersinnlichen Erkenntniß, zukommt. — Ihr stehen leere Abstractionen und einseitige Analogie entgegen.

c) Historische Wahrheit ist, die auf glaubwürdigen Zeugnissen beruhet. — Ihr stehen falsche Nachrichten entgegen.



b) Hermenevtische Wahrheit ist die Wahrheit der Auslegung. — Ihr stehet Mißverstand, Mißdeutung, entgegen.

### B. Grundbegriff der Wahrheit.

Die Wahrheit bestehet in der durchgängigen Widerspruchlosigkeit, in der durchgängigen Übereinstimmung und Denkbarkeit. — Dieses ist ein wesentliches Merkmal des Wahren. — Falschheit hingegen bestehet überhaupt darin, daß eines das andere aufhebt, oder zerstöret, daß dasjenige, was man denkt, entweder in sich selbst einen Widerspruch enthält, oder einen Widerspruch gründet.

Das erste Merkmal des Wahren beruhet also auf dem Gesetze des Widerspruches, welches vorzüglich bey abstracten Begriffen und mathematischen Wahrheiten angewendet wird.

Aber nicht immer kann man dieses Merkmal so gleich erkennen, daher entstehet die Nothwendigkeit eines anderen Merkmales, welches eben so ausgemacht und gewiß, dabey aber auch faßlicher und leichter ist, als das erste. Dieses zweyte Merkmal beruhet auf dem Gesetze des zureichenden Grundes. Wahr ist also, was einen zureichenden, statthaften, Grund für sich hat, den wir nicht bey Seite setzen können, wenn wir nicht unserem Verstande Gewalt anthun, und unsern Glückseligkeitstrieb hindern wollen. Dieses Merkmal ist es, welches wir gewöhnlich in dem gemeinen Leben anwenden, nach welchem wir Vortheil und Schaden beurtheilen, nach welchem der Richter für die Schuld, oder Unschuld, eines Untersuchten spricht &c.

Aus diesen voraus geschickten Begriffen lassen sich nun folgende Gesetze ableiten:

a) Das Wahre muß denkbar seyn, das heißt, es muß einen Begriff geben, keinen Widerspruch in sich fassen, es muß harmonisch seyn, mit den



Umständen überein stimmen, keine ausgemachte Erfahrung wider sich haben.

b) Was mit ausgemachten Wahrheiten in einem nothwendigen Zusammenhange stehet, oder, was aus einer ausgemachten Wahrheit folgt, das ist selbst wahr, denn wie der Grund ist, so ist auch die Folge.

c) Bey einer vollständigen Erkenntniß des Wahren und seines Characters, bey vollständiger Gegenwart der Erfordernisse zur Wahrheit, entstehet eine innere Nothwendigkeit, dieses für wahr zu halten. Und in eben dieser Einrichtung des menschlichen Verstandes, welche es nothwendig macht, daß wir der Wahrheit unseren Beyfall schenken, bestehet die Natur des Denkens.

d) Was in Irrthum führet, ist selbst Irrthum.

Um zur Wahrheit zu gelangen, und dem Irrthume vorzubeugen, sind gewisse Vorsichten nothwendig, die wir in folgende Regeln zusammen fassen:

a) Ueber Wahrheit und Falschheit muß man nicht nach unvollständigen und einseitigen, sondern nur nach vollständigen, und die Sache erschöpfenden Begriffen urtheilen; man muß nicht was immer für Gründe annehmen, sondern diese prüfen, ob sie auch wirklich zureichend sind. **B. B.** Man streitet, ob Aufklärung nützlich, oder schädlich sey, der Grund dieses Streites liegt darin, daß einige keinen richtigen Begriff von Aufklärung haben. — Man stellet entweder nicht alles vor, und stehet daher den Widerspruch nicht ein, oder man prüfet die Gründe nicht, und wird daher durch Scheingründe getäuscht.

b) Man muß nicht das Unbegreifliche mit dem nicht Denkbaren vermengen, und etwas für falsch halten, weil es über die Kräfte des Verstandes gehet; aber man muß auch das

Unbe-



Unbegreifliche nicht ohne besondere Gründe für wahr annehmen. — Unbegreiflich ist, was zu unseren vorräthigen Kenntnissen nicht paßt, wovon wir nicht einsehen können, wie und warum es ist, kurz, was unsere Fassungskraft übersteiget. So ist den Kindern und den Wilden vieles unbegreiflich, weil sie wenige vorräthige Kenntnisse haben, und weil es dem Neuen, welches man ihnen beybringen will, an Berührungspuncten mangelt. Das Unbegreifliche ist also für sich nicht widersprechend, auch nicht grundlos, und also nicht falsch, weil nur das Widersprechende und Grundlose falsch ist. Indessen scheinete es sich doch mehr dem Falschen, als dem Wahren zu nähern, daher muß man es ohne besondere Gründe nicht für wahr annehmen. Z. B. Es giebt einige Gegenden, wo das Wasser nie zu Eis wird; wenn nun ein Europäer den Einwohnern jener Gegenden sagte, das Wasser werde bey uns manchmahl so hart, daß beladene Wagen darüber fahren können, so würde dieses den Einwohnern der warmen Gegenden unbegreiflich seyn, doch würden sie fehlen, wenn sie es gleich als falsch verwerfen wollten.

Die Gründe, das Unbegreifliche für wahr zu halten, sind:

a) Eine ausgemachte Erfahrung und richtige Empfindung. So haben selbst die Physiker keine Luftmaschine zugeben wollen, bis sie endlich durch die Erfahrung des Gegentheiles überzeuget worden sind;

b) ein glaubwürdiges Zeugniß. So müßten die Bewohner der warmen Gegenden glauben, daß das Wasser zu Eis werde, wenn alle Europäer, die zu ihnen kommen, dieses bestättigten;

c) wenn wir sehen, daß das Gegentheil des Unbegreiflichen ungereimt, oder widersprechend ist. So hat es noch niemand erklären können, wie es möglich sey, daß der Körper in die Seele, und diese in den Körper wirke, weil aber die anderen Hypothesen



von der Harmonie zwischen der Seele und dem Körper auf Ungereimtheiten führen, so nimmt man den physischen Einfluß an.

Die Erkenntniß des Wahren zeichnet sich aus :  
a) durch Gründe, oder Ursachen; b) durch Wirkungen, oder Folgen.

a) Die Gründe sind : a) Evidenz, und b) Beweis.

b) Die Folgen sind : a) Gewißheit, oder Überzeugung; und b) Wahrscheinlichkeit, oder Vermuthung.

a) Was wir eigentlich wissen, oder einsehen, sollen, das muß entweder selbst einleuchtend seyn, oder es muß durch Beweise heraus gebracht werden. Daraus folget, daß die Erkenntniß des Wahren auf Evidenz und Beweisen beruhet. Was nicht für sich selbst einleuchtend, und auch nicht bewiesen ist, das ist keine Wissenschaft, das ist nur dunkles Vorurtheil, vielleicht Täuschung und Irrthum. — Der erste Grund aller Wahrheit muß evident seyn, denn eben darum, weil er der erste ist, können wir ihn nicht beweisen. Es kann aber auch etwas wahr, es kann widerspruchlos und gegründet aber doch nicht einleuchtend seyn, daher denn Evidenz mehr sagt, als Wahrheit. — Was ist also die Evidenz? — Sie ist die völlig klare und unwidersprechliche Erkenntniß der Wahrheit und Unwahrheit, z. B. ich lebe, jetzt ist es Tag etc. Soll also die Evidenz Statt haben, so ist es erforderlich, daß man sich die hinlänglichen Merkmahe des Wahren und Falschen völlig klar vorstelle.

Die Evidenz ist entweder a) eine innere, oder b) eine äussere.

a) Die innere Evidenz ist, wenn man das Verhältniß zwischen dem Prädicate und Subjecte völlig klar einseht, und wenn dieses Verhältniß sich schon  
aus



aus dem Begriffe des Subjectes und Prädicates ver-  
offenbaret. — Sie ist entweder:

aa) eine unmittelbare, wenn das Verhältniß  
unmittelbar, ohne Zergliederung des Begriffes, einleuch-  
tet, oder, ohne daß man einen anderen Begriff zu Hül-  
fe nimmt, und mit diesem die ersteren Begriffe verglei-  
chet, um das Verhältniß einzusehen, z. B. wenn ich  
sage: Jede mathematische Figur schließt einen Raum  
ein; oder sie ist

bb) eine mittelbare, wenn man das Verhält-  
niß erst vermittelt eines dritten Begriffes einseht, z.  
B. wenn ich sage: Die Ausübung der Philosophie muß  
wohlthätige Folgen haben, denn dieser Satz muß erst  
durch Beweise unterstützt werden, man muß erst einen  
anderen Begriff zu Hülfe nehmen, und vermittelt dessen  
die Evidenz heraus bringen. — Diese beyden Arten  
nennt man Evidenz der Vernunft, um sie von der  
äußeren Evidenz zu unterscheiden.

b) Die äußere Evidenz ist die Evidenz der Em-  
pfindungen und des Zeugnisses. — Man muß aber die-  
se Evidenz von der Evidenz des Empfundnen und Be-  
zeugten unterscheiden, denn die Empfindung und das  
Zeugniß können evident seyn, ohne daß es das Em-  
pfundene und Bezeugte sind. So kann jemand durch  
sich selbst, oder durch das Zeugniß der Aerzte völlig  
überzeugt seyn, daß die Einbildung sowohl Krankheiten  
erzeuget, als auch selbe geheilet habe, und doch ist ihm  
die Einbildung, oder die Art, wie die Einbildung wir-  
ket, nicht evident. Eben so kann das Zeugniß evident  
seyn, das heißt, man kann die Glaubwürdigkeit eines  
Zeugnisses völlig klar einsehen, ohne daß das Bezeugte  
evident ist.

Das Evidente ist es also entweder durch sich selbst,  
oder durch etwas anderes. Soll es durch sich selbst  
evident seyn, so muß es auf einer, allen Empfindungs-  
Erfordernissen angemessenen, Empfindung beruhen, es muß  
den



den Begriff für sich selbst zu erkennen geben, z. B. alle geraden Linien von dem Mittelpuncte eines Kreises gegen die Peripherie sind einander gleich. Soll es durch etwas anderes evident seyn, so muß es in einem nothwendigen und völlig klar bekannten Zusammenhange mit einer anderen evidenten Wahrheit stehen, z. B. wenn die Basis eines Dreieckes in gerader Richtung fortgesetzt wird, so ist der äußere Winkel den beyden inneren gleich.

Die Evidenz hat die Wirkung, daß sie den Beyfall für das Wahre nothwendig und für das Entgegengesetzte unmöglich macht. Derjenige, dem das Verhältnis zwischen Subject und Prädicat evident ist, kann seinen Beyfall nicht versagen, und es liegt eben so in der Natur des Verstandes, der evidenten Wahrheit beyzusplichten, als es in der Natur des Willens liegt, das erkannte Gute zu verlangen. — Aber wie äußert sich dieser Beyfall? — Man bemerkt ihn nur in der Seele, denn äußerlich kann man auch den einleuchtendsten Satz widersprechen, wie dieß größtentheils der Fall bey jenen ist, die die Nechthaberey zur zweyten Natur gemacht haben.

Hieraus folget, daß man die Widerspruchslosigkeit nicht zur Grundlage eines evidenten Satzes annehmen darf, denn es kann

aaa) etwas dem einen evident und doch dem andern nicht evident seyn; ferner kann

bbb) ein Satz für sich evident seyn, ohne daß wir seine Evidenz einsehen.

Im ersten Falle liegt der Grund:

aaaa) in dem Mangel an Aufmerksamkeit; oder

bbbb) darin, daß einer Untersuchungen angestellt hat, der andere aber nicht; oder

ccc) daß einer Vorerkenntnisse hat, die dem anderen fehlen.



Im zweyten Falle liegt der Grund:

aaaa) in Vorurtheilen und Leidenschaften, die oft machen, daß man die Zulänglichkeit und Stärke der Beweise nicht einseht; oder

bbbb) darin, daß man etwas für unmittelbar evident hält, was nur mittelbar evident ist, und also erst noch eines Beweises bedarf. Dies ereignet sich oft bey Lehrern, denen vieles evident scheint, was den Schülern nicht evident ist, und erst im gehörigen Zusammenhange mit einer andern erkannten Wahrheit gezeiget werden muß. — Wir halten aber etwas für unmittelbar evident, was es nur mittelbar ist:

aaaaa) durch Gewohnheit, da wir nämlich durch öftere Wiederholung einer Wahrheit mit dieser gleichsam vertraut werden;

bbbbb) wenn sich die Mittelideen plötzlich erwecken und verbinden;

ccccc) wenn die Vergleichen, aus denen man einen Satz hergehohlet hat, in der Seele vor sich gehen.

Soll es in dem menschlichen Verstande Evidenz geben, so muß es auch gewisse Grundwahrheiten geben. Aus diesen wird die unmittelbare, und aus der unmittelbaren die mittelbare, Evidenz hergeleitet.

Unter Grundwahrheiten verstehet man aber evidente Sätze, deren man sich bedient, um sich von der Wahrheit anderer Sätze zu überzeugen, kurz, solche Sätze, die gebrauchet werden können, um die Wahrheit anderer Sätze daraus her zu leiten.

Die Grundwahrheiten sind entweder aaaaaa) formelle, oder bbbbbb) materielle.

aaaaaa) Formelle Grundwahrheiten sind Sätze, welche ein allgemeines, oder besonderes, evidentes Merkmal der Wahrheit zu erkennen geben. — Man nennet sie formelle, weil sie gleichsam die Form wahrer Urtheile zu erkennen geben. Von dieser Art sind die  
be.



bekanntem Satze: daß dasjenige, was widersprechend ist, was sich gar nicht denken läßt, nicht wahr; daß dasjenige, was einerley mit dem andern ist, nicht anders, als wahr, seyn könne, wenn dieses es ist; endlich die noch mehr identischen Sätze, daß wahr nicht zugleich falsch, wahr wahr, einerley einerley sey &c. — Diese Sätze, wie sie anderen die Wahrheit merklich machen sollen, enthalten auch den Grund unseres Beyfalls, den wir einer Sache als wahr geben. Und diesen Beyfall sind wir gezwungen zu geben, so bald die Wahrheit einleuchtet, denn wir können nicht entgegen gesetzte Gefühle, oder Wahrnehmungen, von eben derselben Sache zugleich haben. Hingegen ist uns aber auch dieser Beyfall außer dem nicht möglich. Alles, was hier in unserer Gewalt stehet, ist, aufmerksam zu seyn, oder die Aufmerksamkeit zu versagen. So lange unsere Augen gesund und offen sind, müssen wir sehen, aber es stehet in unserer Gewalt, sie zu schließen. Eben so ist es mit der Evidenz.

bbbbbb) Materielle Grundwahrheiten sind Sätze, die nicht ein allgemeines, oder besonderes, Kennzeichen der Wahrheit enthalten, die aber doch so reichhaltig sind, daß sie viele Sätze in sich enthalten, welche bey Entwicklung der Begriffe daraus gefolgert werden können.

Was macht also eine Wahrheit zur Grundwahrheit? — Eine Grundwahrheit ist, die  
 aaaaaaa) der Verstand mit vollem, unwiderstehlichem Beyfalle aufnimmt; oder die sich  
 bbbbbbb) unserem Gefühle, oder unseren Begriffen, unmittelbar aufdringet; oder die  
 ccccccc) den unveränderlichen Gesetzen des Wahrnehmens zukommt.

Man findet noch allerhand Merkmale der Grundwahrheiten angegeben, als:



aaaaaaa) daß kein Râsonnement sie aufplâre  
und einleuchtender mache, sondern vielmehr verwirre;  
bbbbbb) daß aber auch kein Râsonnement  
gegen sie etwas ausrichte;

ccccccc) daß sie allgemein angenommen wer-  
den, wenn nicht besondere Gründe des Irrthumes  
es verhindern;

ddddd) daß sie sich mit den Hauptwahrhei-  
ten wohl vertragen, da die ihnen zuwider laufenden  
Sätze bald in dem ganzen Systeme der menschlichen Er-  
kenntnisse Zerrüttung und Verwirrung anrichten.

Diese Merkmale lassen sich wohl gebrauchen, wenn  
man es mit Behutsamkeit und in Rücksicht auf den ge-  
nauen Grundbegriff thut.

b) Wenn die Wahrheit nicht einleuchtet, so ist ein  
Beweis nothwendig.

Beweis ist diejenige Anwendung des Verstandes,  
wodurch ein Satz, dessen Wahrheit noch nicht einleuch-  
tet, aus anderen, deren Wahrheit offenbar ist, erst ein-  
leuchtend gemacht wird.

Aus diesem Begriffe erhellet, daß man nur solche  
Sätze beweisen solle, deren Wahrheit nicht einleuchtend  
ist.

Man gebrauchet auch Beweise, um die Unrichtig-  
keit eines Satzes darzuthun, und diese heißen Wider-  
legungen, Refutationen.

Bisweilen trägt man Zweifel über einen Satz vor,  
den der andere völlig klar einsieht, und diese heißen Ein-  
wendungen, Objectionen.

Diese Lehre ist von großer Wichtigkeit, weil Be-  
weise sowohl in den Wissenschaften, als in dem gemei-  
nen Leben, ganz unentbehrlich sind. Durch Beweise  
werden nicht einleuchtende Wahrheiten einleuchtend ge-  
macht, da ihr Zusammenhang mit einer anderen offen-  
baren Wahrheit angezeigt wird, durch sie werden also  
unsere Kenntnisse des Wahren erweitert und berichtigt  
und



und der Verstand wird vor Irrthümern bewahret. Nach unseren Erkenntnissen richten sich unsere Handlungen, und wie der Verstand an Reichthum der Wahrheiten zunimmt, so wächst auch verhältnißmäßig die Beredlung des Herzens, daher wir denn im gemeinen Leben durch richtige Begriffe vor Fehlritten gesichert werden.

Wir gehen nun fort, a) die Theile, b) die Arten und c) die Fehler der Beweise zu betrachten.

a) Die Theile eines Beweises sind: aa) der zu beweisende Satz; bb) die Beweisgründe und c) der Zusammenhang des Satzes mit den Gründen.

aa) Der zu beweisende Satz ist entweder:

aaa) ein Theorem, oder

bbb) ein Problem.

Was unter diesen beyden Sätzen verstanden werde, ist schon oben, in der Lehre von den Sätzen, gesagt worden. — Hier ist nur anzumerken, daß man den zu beweisenden Satz wohl verstehen, das heißt, daß man sowohl von dem Subjecte, als dem Prädicate und dem Zusammenhange zwischen beyden, richtige Begriffe haben müsse.

bb) Hat man den Satz verstanden, so sieht man auf die Beweisgründe, nämlich auf diejenigen Sätze, auf welche der Beweis gebauet ist. — Man nennet sie auch schlechtweg Gründe.

Jene Sätze, die man als Beweisgründe gebrauchet, müssen

aaa) verständlich und bestimmt seyn, daß wir also nicht mehr, als einen einzigen Satz, aus ihnen herleiten können; sie müssen ferner

bbb) entweder das zureichende, oder wenigstens das überwiegende, Merkmal der Wahrheit eines andern Satzes enthalten.

Die Arten der Beweisgründe sind:

aaaa) Erfahrung aus ausgemachten Factis;



bbbb) richtige Grundbegriffe und Erklärungen;

cccc) Grundwahrheiten, Axiomen, Postulate, das ist, Sätze, deren Wahrheit ausgemacht ist; endlich  
 dddd) Sätze, die bereits bewiesen worden sind.

cc) um den nothwendigen Zusammenhang zwischen dem zu beweisenden Satze und den Beweisgründen herzustellen, ist es nothwendig, daß die Sätze so stufenweise auf einander folgen, damit ein Satz unmittelbar auf den anderen hinweise, bis man endlich auf den zu beweisenden Satz selbst kommt.

b) Die Arten der Beweise sind folgende:

aa) Beweise aaa) *a priori*, und bbb) *a posteriori*:

aaa) *a priori* ist der Beweis, wenn man ihn unmittelbar auf allgemeine Begriffe und Sätze bauet, z. B. der Beweis von dem Werthe der Philosophie aus ihrer Natur und ihren Absichten;

bbb) *a posteriori*, wenn man ihn unmittelbar auf Erfahrung bauet, z. B. der Beweis von dem Werthe der Philosophie aus dem Nutzen, den sie ihren Verehrern verschaffet, aus dem Beyspiele der Nationen &c.

bb) Ferner aaa) analytische und bbb) synthetische:

aaa) Die analytischen sind entweder aaaa) analytisch mathematisch, oder bbbb) analytisch philosophisch:

aaaa) analytisch mathematische Beweise sind, die von dem zu beweisenden Satze anfangen, diesem einen anderen anketten, und so stufenweise fortgehen, bis endlich ein völlig evidenter Satz folget;

bbbb) analytisch philosophische Beweise sind, wodurch aus Factis eine Regel bewiesen wird.

bbb) Auch die synthetischen Beweise sind entweder aaaa) synthetisch mathematisch, oder bbbb) synthetisch philosophisch:

aaaa)



aaaa) synthetisch mathematische Beweise sind, welche von einfachen Sätzen anfangen und dann zu zusammen gesetzten fortgehen, bis endlich der zu beweisende Satz heraus kommt;

bbbb) synthetisch philosophische sind, wodurch aus einer Regel Facta bewiesen werden.

Um Beispiele von diesen Beweisarten zu finden, ist dasjenige hier nachzulesen, was oben, in der Lehre von analytischen und synthetischen Sätzen, gesagt worden ist.

cc) Endlich aaa) directe, oder apodictische, und bbb) indirecte, oder apagogische:

aaa) Directe Beweise sind, wodurch der Zusammenhang des zu beweisenden Satzes mit gewissen voraus geschickten Grundsätzen offenbar gemacht wird, z. B. alle unsere Erkenntnisse, also auch die außer sinnlichen, kommen von der Sinnlichkeit her;

bbb) indirecte Beweise sind, wodurch gezeigt wird, daß ein Gegensatz für sich ungereimt ist, oder auf Ungereimtheiten führet, z. B. wenn man annähme, daß die menschliche Seele etwas Körperliches sey, so müßte ein Körper denken können, dieß aber ist ungereimt &c.

Solche indirecte Beweise werden gar oft gebraucht, sollen sie aber fehlerfrey seyn, so muß

aaaa) der Gegensatz contradictorisch seyn;

bbbb) die Ungereimtheit, deren man den Gegensatz beschuldiget, muß offenbar eingesehen werden können, und

cccc) mit dem Gegensatze in einem nothwendigen Zusammenhange stehen.

Mit dem apagogischen Beweise ist das *argumentum ad hominem* (*κατ' ἀνθρώπων*) nicht zu verwechseln, da man nämlich die Behauptung eines Menschen durch dessen eigene Sätze, mit denen jene Behauptung in einem Widerspruche liegt, umzustossen suchet. Auf diese Art widerleget man oft Schriftsteller, da man ihnen



zeigt, wie ihre Sätze sich widersprechen, und wie sie auch das andere zugeben müssen, da sie bereits das eine zugegeben haben.

c) Die Fehler der Beweise sind die nähmlichen, welche man bey den Schlüssen überhaupt begehet. Nebst diesen sind aber hier noch besonders zu merken:

aa) Wenn man den zu beweisenden Satz auf willführliche, oder gar auf falsche, Gründe bauet;

bb) wenn man einen Sprung begehet, das heißt, eine Wahrheit, die noch nicht ausgemacht ist, für einen Grundsatz annimmt;

cc) wenn man einen Zirkel im Beweisen begehet, das heißt, A durch B und B wieder durch A beweiset;

dd) wenn man von dem zu beweisenden Satze abzulenket, etwas anderes beweiset, als zu beweisen ist;

ee) wenn man zu wenig, oder zu viel, beweiset, zu wenig, wenn keine Überzeugung hergestellt wird, zu viel, wenn man einen Satz auf solche Gründe bauet, aus welchen nicht nur der zu beweisende Satz, sondern noch mehr, gefolgert werden kann, wodurch denn natürlich Verwirrungen und zuletzt Ungeheimtheiten entstehen.

b) Die Folgen der Erkenntnis des Wahren sind: a) Gewißheit, oder Überzeugung, b) Wahrscheinlichkeit, oder Vermuthung. Wenn wir nähmlich einen Satz für wahr halten, so müssen wir entweder hinlängliche, oder wir müssen überwiegende, Merkmalhe des Wahren haben: im ersten Falle heißt unser Beyfall

a) Gewißheit, Überzeugung; im zweyten

b) Wahrscheinlichkeit, Vermuthung.

So ist es gewiß, daß der Mond ein Planet, wie die Erde, ist, denn wir haben hinlängliche Merkmalhe für die Wahrheit dieser Behauptung; aber es ist nur wahrscheinlich, daß in dem Monde Einwohner sind,



sind, denn für diesen Satz haben wir keine hinlänglichen, wohl aber überwiegende, Merkmale.

In Beziehung auf die Gewisheit bestimmen wir: a) die Natur und den Begriff derselben, unterscheiden sie von der Uiberredung, betrachten dann die Ungewisheit und endlich den Zweifel; b) wir suchen ferner die Arten der Gewisheit auf, und ziehen dann c) aus allem diesem einige Folgen.

a) Man ist gewis, wenn man einen hinlänglichen Grund hat, ein Urtheil für wahr, oder für falsch, zu halten, oder, wenn man eine völlig klare Kenntniß aller Erfordernisse und untrüglichen Merkmale des Wahren hat, oder, wenn man sieht, daß das Gegentheil völlig, oder doch unter dieser Bedingung, unmöglich ist, oder endlich, wenn man völlig klar ist, daß man sich außer aller Gefahr des Irrthumes befindet. In jedem dieser Fälle müssen aber hinlängliche Merkmale des Wahren da seyn, daher läßt sich überhaupt sagen, man sey gewis, wenn man hinlängliche Merkmale des Wahren hat. — Uiberredung in logischer Hinsicht ist, wenn man etwas ohne gültige Gründe wegen eines verworrenen und trüglichen Scheines für wahr hält, was man doch nicht deutlich einseht. — Ungewis ist man, wenn man keine solchen Merkmale hat, die den Beyfall, oder die Abstimmung, nothwendig machen. Wenn man also sagt, ich bin noch ungewis, so läugnet man darum die Sache noch nicht ab, man sagt nicht, dasjenige, worüber man noch ungewis ist, sey falsch, sondern man versteht nur, daß man noch keine hinlänglichen Gründe zum Beyfalle, oder zur Abstimmung, habe. — Im Zweifel ist man, wenn man nicht aus Unwissenheit, oder Leidenschaft, seinen Beyfall nicht geben kann, sondern, wenn die erkannte Unzulänglichkeit der Gründe Ursache ist, warum der Beyfall nicht erfolgt. — Eigentlich zweifelt man, wenn für den Satz und den Gegensatz gleich viele und gleich wichtige



Gründe vorhanden sind. In diesem Falle läßt sich der Verstand mit einer Wage vergleichen, die sich, wenn in beyden Schalen gleiches Gewicht liegt, weder auf die eine, noch auf die andere, Seite neigen kann.

b) Die Arten der Gewißheit sind folgende:

aa) Die Gewißheit ist entweder aaa) eine objecti-  
ve, oder bbb) eine subjective:

aaa) Objective Gewißheit ist die Sache selbst mit ihren Gründen, die von unserem Wissen unabhängig sind. So waren, z. B. viele mathematische und physische Wahrheiten in verfloffenen Jahren für uns objective Gewißheit, und viele derselben sind es noch;

bbb) subjective Gewißheit ist immer nur die eigentliche Gewißheit, und bestehet in dem Beyfalle, den man der Wahrheit bey der völlig klaren Erkenntniß hinlänglicher Merkmahle schenket;

bb) ferner ist sie entweder eine aaa) mathematische, oder bbb) eine moralische:

aaa) Mathematische Gewißheit ist, wenn man die Unmöglichkeit des Widerspieles irgent eines Sazes völlig klar einsieht, z. B. das Universum ist größer, als die Erde;

bbb) moralische Gewißheit ist, wenn man solche Gründe hat, die zwar das Widerspiel eines Sazes nicht unmöglich, aber auch nicht besorglich, nicht wahrscheinlich, machen, z. B. aus dem aufrechten Gange des Menschen läßt sich mit moralischer Gewißheit auf die Absichten schließen, zu denen er geschaffen ist &c.

cc) Endlich ist sie entweder aaa) eine intuitive, oder bbb) eine demonstrative, oder ccc) eine historische:

aaa) Intuitive Gewißheit ist, wenn der Grund, etwas für wahr zu halten, eine untrügliche Aussage der Empfindung der Sinne und der Erfahrung ist, z. B. Gold ist in dem Scheidewasser nicht auflösbar;

bbb) demonstrative Gewißheit ist, wenn man etwas wegen allgemeiner Grundsätze und Grundbegriffe  
für



für wahr hält, z. B. die Welt hat ein vernünftiges und gütiges Wesen zum Urheber;

ccc) historische Gewißheit ist, wenn man ein Factum wegen glaubwürdiger Zeugnisse für wahr hält, z. B. Columbus hat die neue Welt entdeckt.

e) Aus dem Vorhergehenden ziehen wir nun diese Folgen:

aa) Gewißheit und Ueberzeugung entstehet nur aus Evidenz, oder aus Beweisen, das ist, durch den Zusammenhang mit jenen;

bb) Ueberzeugung und Ueberredung haben zwar gewöhnlich gleiche Wirkung in Beziehung auf unseren Beyfall, doch unterscheiden sie sich sehr, und zwar aaa) nach ihren Gründen, bbb) nach ihrer Natur, und ecc) nach ihren Wirkungen überhaupt:

aaa) Nach ihren Gründen, denn wahre Ueberzeugung ist das Product der Prüfung, ob nämlich die Gründe hinlänglich sind, und mit der Einrichtung unsefers Verstandes, mit den Denkgesetzen, übereinstimmen; Ueberredung hingegen liegt meistens in der Ueber-eilung, oder Leichtgläubigkeit, und ist nur auf scheinbare Gründe gestüzet;

bbb) nach ihrer Natur, denn Ueberzeugung ist bleibend und unerschütterlich; Ueberredung ist wandelbar;

ecc) nach ihrer Wirkung, denn bey der Ueberzeugung kann ein Irrthum weder für sich Statt haben, noch daraus gefolgert werden; die Ueberredung aber kann sowohl selbst Irrthum seyn, als Irrthum erzeugen.

cc) Es ist möglich, daß einer von einem Sache überzeuget ist, der andere hingegen nicht, denn es kann wohl geschehen, daß der erste die hinlänglichen Merkmale der Wahrheit einsieht, die der andere nicht einsieht; aber

dd) es ist unmöglich, daß jemand von einem Sache, und auch von dem Gegentheile dieses Sages zugleich überzeuget sey, sonst müßte er entgegen ge-



setzte Gefühle haben, er müßte zugleich seyn, und zugleich nicht seyn, können;

ee) Zweifel sind zwar immer Folgen der Unwissenheit, denn so lange man zweifelt, weiß man die hinlänglichen Merkmale der Wahrheit nicht, doch entstehen oft auch Zweifel aus zunehmenden Kenntnissen und Erfahrungen, denn wir prüfen dann die Gründe, die wir ehemals für zulänglich hielten, und sehen nun ihre Unzulänglichkeit ein. Wer immer zweifelt, und wer gar nicht zweifelt, verräth einen schwachen Verstand;

ff) die mathematische und die moralische Gewisheit sind in Rücksicht auf den inneren Beyfall nicht unterschieden, denn beyde beruhen auf einerley Einrichtung des Verstandes, auf einerley Denkgesetze.

b) Der menschliche Verstand kann es bey der ersten Untersuchung nicht immer zur Gewisheit bringen, er kann nicht immer überzeugende Gründe haben, sondern muß sich oft mit überwiegenden begnügen, z. B. wenn wir einen Stand wählen, können wir nicht immer wissen, welcher uns am angemessensten sey, wir haben nicht immer Gründe, welche unsere Wahl vollkommen rechtfertigen, sondern müssen uns oft mit solchen Gründen zufrieden stellen, die uns vermuthen lassen, daß wir die wahre Wahl getroffen haben. — Diese durch überwiegende Gründe gerichtete Denkart heißt Wahrscheinlichkeit, Vermuthung.

In dieser Lehre haben wir a) einige Vorerkenntnisse, und b) die Quellen der Wahrscheinlichkeit, zu beleuchten:

a) Zu den Vorerkenntnissen gehören: aa) der Begriff der Wahrscheinlichkeit, bb) die Arten derselben, cc) ihre Grundsätze, und endlich dd) die Wichtigkeit dieser Lehre.

aa) Worin besteht also der Begriff der Wahrscheinlichkeit? wann hat Wahrscheinlichkeit Statt? —

Wenn



Wenn man sich innerlich geneigt findet, etwas eher für wahr, als für falsch, zu halten. — Cicero sagt, wahrscheinlich sey, was sich mehr dem Wahren, als dem Falschen, nähert.

bb) Die Arten der Wahrscheinlichkeit sind aaa) ächte, oder vernünftige, und unächte, oder scheinbare; bbb) directe und indirecte; ccc) größere und kleinere, Wahrscheinlichkeit:

aaa) Aecht, vernünftig, ist die Wahrscheinlichkeit, wenn die Gründe öfter wahr, als falsch, befunden werden, z. B. wenn man sieht, daß jemand viel Geld verschwendet, wenn er keinen ordentlichen Nahrungszweig hat, wenn er mit mehreren Diebern umgeht, so ist es ächt wahrscheinlich, daß er ein Dieb ist; unächt, scheinbar, wenn die Gründe nur selten eintreffen, z. B. die Schamröthe bey einer Beschuldigung, die eben sowohl aus dem Bewußtseyn der Unschuld und dem Unwillen über die Beschuldigung, als aus dem Bewußtseyn der Schuld, entstehen kann;

bbb) directe, wenn man geneigt ist, etwas für wahr zu halten, weil es einige Wahrscheinlichkeitsgründe für sich selbst hat; indirecte, wenn das entgegen Gesezte Ungereimtheiten enthält, z. B. bey der Harmonie zwischen der menschlichen Seele und dem Körper nehmen wir das System des physicalischen Einflusses an, und dieses sowohl darum, weil diese Hypothese für sich selbst einige Gründe der Wahrscheinlichkeit hat, als auch, weil alle anderen hervor gebrachten Hypothesen Ungereimtheiten enthalten;

ccc) größere, wenn sie mehr, kleinere, wenn sie weniger, Gründe für sich hat.

cc) Die Grundsätze der Wahrscheinlichkeit sind diese:

aaa) Die Wahrscheinlichkeit ist immer mit Unwissenheit verbunden, denn man weiß die hinlänglichen Gründe des Wahren nicht;

bbb)



bbb) sie ist nur etwas Subjectives, nicht etwas Objectives, das heißt, sie ist nur in unserem Verstande, denn die Sache für sich ist entweder wahr oder falsch, z. B. es ist entweder wahr, oder falsch, daß im Monde Einwohner sind;

ccc) sie hat nur in einem eingeschränkten Verstande Platz, denn ein unbeschränkter Verstand hat für Alles hinlängliche Gründe der Wahrheit;

ddd) sie verschwindet, so bald sich Unmöglichkeit, oder Gewißheit, des Gegenstandes einstellt;

eee) sie gründet sich auf mehr, als auf bloße Möglichkeit, denn was möglich ist, ist darum noch nicht wahrscheinlich;

fff) sie wird in der Collision mit einer größeren Wahrscheinlichkeit zur Unwahrscheinlichkeit, z. B. es sind drey Gründe für A vorhanden, nun offenbaren sich aber sechs Gründe für nicht A, so wird A unwahrscheinlich, denn die drey Gründe für A werden durch drey Gründe für nicht A elidiret, folglich hat A gar keinen Grund mehr, und für nicht A überwiegen drey Gründe;

ggg) wenn in einem Vernunftschlusse eine Prämisse wahrscheinlich ist, so ist auch der Schluß nur wahrscheinlich, z. B. wenn in einer Krankheit diese Anzeigen vorhanden sind, so folget wahrscheinlich der Tod, nun sind aber diese Anzeigen vorhanden, also wird der Kranke wahrscheinlich sterben;

hhh) wenn man einer Meinung nichts anderes entgegen setzen kann, als, daß sie nicht streng genug nach Grundbegriffen bewiesen ist, so ist die Wahrscheinlichkeit derselben auf der höchsten Stufe.

dd) Die Lehre von der Wahrscheinlichkeit ist um so wichtiger, als wir es in den meisten Theilen der menschlichen Erkenntnisse und in den wichtigsten Angelegenheiten unseres Lebens oft nicht weiter, als bis zur Wahrscheinlichkeit, bringen können. —

Die



Die Theile solcher Erkenntnisse sind: Geschichte, Experimental = Physik, Naturlehre nach ihrem ganzen Umfange, Arzneywissenschaft, Politik; die wichtigsten Angelegenheiten unseres Lebens sind: Wirthschaft nach ihrem ganzen Umfange; Erziehung, das Handlungs = und das Kriegswesen.

b) Zu den Quellen der Wahrscheinlichkeit gehören: aa) Analogie, und bb) mancherley Möglichkeitsweise:

aa) Analogie bedeutet bisweilen eine größere Aehnlichkeit der Dinge, bisweilen die Schlußart von der offenbaren auf die verstecktere Aehnlichkeit. — Von dieser letzteren Art wollen wir hier vorzüglich handeln.

Die Grundregel für die analogische Denkart ist: Was mit dem Ausgemachten entweder beständig, oder doch meistentheils verbunden ist, das ist analogisch wahrscheinlich, oder, wie sich andere ausdrücken: Wo das Meiste von dem, was der Sache vor, oder nach zu gehen, pfleget, vorhanden ist, da ist auch größtentheils die Sache selbst vorhanden, und, wo jenes fehlet, da ist auch größtentheils die Sache nicht, z. B. man wüßte noch nicht, ob jemand geizig sey, man bemerkte aber nach und nach mehrere Merkmale an ihm, die sonst den Geizigen characterisieren, so könnte man wahrscheinlich schliessen, daß er geizig ist. Nach dieser Grundregel nimmt man auch an, daß die Planeten eben so, wie unsere Erde, bewohnet sind, weil wir viel Aehnliches mit unserer Erde an ihnen finden.

Diese Regel hat zweyerley Gründe: aaa) einen subjectiven und bbb) einen objectiven:

aaa) Der subjective liegt in der Natur unseres Verstandes, er liegt in jener Einrichtung unserer Seele, vermöge deren sie bey der Wirksamkeit des ersten Gesetzes der Ideenassociation, nämlich des Gesetzes der Aehnlichkeit, bestimmt wird, dort Aehnlichkeit der Din-



ge zu vermuthen, wo einerley Umstände sind, z. B. ein Physiognomiker bemerket an einem Jünglinge gewisse Gesichtszüge, durch die Ideenassociation fallen ihm ähnliche Züge anderer Jünglinge, und zugleich deren Fähigkeiten und Character ein, woraus er dann auch auf die Fähigkeit und den Character des ersten Jünglings schliesset.

bbb) Der objective Grund liegt in der Ordnung und Dauer der Naturgesetze und Naturkräfte, welche immer die nämlichen bleiben, z. B. eine Arznei heilt zu einer gewissen Zeit eine Krankheit, sie wird also auch hier helfen, denn Arzneien bleiben immer dieselben.

Die Theile jener analogischen Grundregel sind:

aaaa) Sind zwey Dinge sehr ähnlich, und ist die Ursache und Wirkung des einen bekannt, so können wir auch die Ursache und Wirkung des anderen vermuthen, z. B. zwey Jünglinge haben einerley Talent, einerley Erziehung etc., so können wir von dem Betragen des einen auf das Betragen des anderen schliessen.

bbbb) Das Natürliche und Gewöhnliche muß vermuthet werden, bis das Gegentheil bewiesen wird, z. B. jemand ist abwesend, ich unternehme etwas zu seinem offenbaren Vortheile, so ist zu vermuthen, daß er mein Unternehmen billigen werde.

Indessen ist diese letztere Regel behutsam anzuwenden, denn keine Fehlschlüsse sind gewöhnlicher, als die analogischen. Oft nimmt man

aaaaa) eine Aehnlichkeit an, wo keine ist, z. B. irgend einer hat auf diese Art sein Glück gemacht, also werde ich auch auf eben diese Art das meinige machen; oft ist

bbbbbb) die Aehnlichkeit zu gering, z. B. man glaubet, Gott könne zürnen, er habe Leidenschaften, weil man diese auch in der menschlichen Seele wahrnimmt; oft sind



secco) Dinge von der größten Aehnlichkeit aus offenbar verschiedenen Ursachen, z. B. wenn jemand die Colik hat, kann ich nicht immer auf eine vorher gegangene Erkältung schließen.

bb) Von der zweyten Quelle der Wahrscheinlichkeit, nämlich der mancherley Möglichkeitsweise, läßt sich hier nicht mehr sagen, als, daß man da, wo etwas auf verschiedene Weise möglich ist, dasjenige wähle, was auf die meisten Arten möglich ist, und also auch die meisten Gründe für sich hat, z. B. wenn in einer Lotterie ein Loos nur auf eine Art heraus kommen kann, in der anderen aber auf zwanzigerley Arten, so würde man wider diese Regel fehlen, wenn man in die erstere spielte, denn ich kann unter zwanzigerley Arten wahrscheinlicher mein Glück hoffen, als unter einer einzigen.

## II. Von den Quellen der Wahrheit und den Gründen der Zuverlässigkeit bey den verschiedenen Arten der Erkenntniß.

Wenn wir das, was wir bisher von der Natur, den Kräften und Berrichtungen des menschlichen Verstandes, und von der Wahrheit und deren Erkenntniß überhaupt gesagt haben, auf ein Mahl übersehen, so entstehet eine Neigung in uns, zu denken, daß es Wahrheit gibt, daß man sowohl zureichende, als überwiegende, Gründe des Wahren haben kann, mit einem Worte, daß der menschliche Verstand der Erkenntniß der Wahrheit fähig ist.

Diese Meinung, daß der menschliche Geist eines unerschütterlichen Fürwahrhaltens fähig ist, und daß Gewisheit und Wahrscheinlichkeit nicht nur Statt haben können, sondern bey der Befolgung gewisser Regeln auch wirklich Statt haben, heißt in der Philosophie Dogmatismus, und ihre Vertheidiger heißen Dogmatiker.

Die Gründe, worauf der Dogmatismus beruhet, sind die Kräfte und Wirkungen des Verstandes,  
dann



dann die höchsten Denkgesetze und der darauf beruhende Begriff von Wahrheit, deren Merkmalen, Gründen und Folgen.

Aber die Neigung des Menschen, etwas für wahr zu halten, wird gar oft geschwächt; oft geschieht es, daß die Gründe der Wahrheit nur zureichend, oder überwiegend, scheinen, bey genauerer Untersuchung aber nicht wirklich sind; oft hält der Mensch aus Unwissenheit, Vorurtheilen, Leidenschaften, etwas für wahr, was es nicht ist. Dadurch entstehet in dem menschlichen Geiste statt der Neigung, etwas für wahr zu halten, die entgegen gesetzte Stimmung, nämlich die Enthaltung von allen Urtheilen.

Die Meinung, daß der menschliche Verstand keines unerschütterlichen Fürwahrhaltens fähig sey, daß in seiner Erkenntniß weder Gewißheit, noch Wahrscheinlichkeit Statt haben könne, daß das Loos der Menschheit sey, immer entweder irren, oder zweifeln, heißt **Scepticismus**, und die Vertheidiger derselben heißen **Sceptiker**.

Allein, obwohl wir manchmahl aus Unwissenheit, Vorurtheil, oder Leidenschaft, irren, oder, wenn Gründe und Gegengründe gleich stark sind, oder die Unzulänglichkeit der Gründe dargethan ist, zweifeln, so kann man doch nicht von diesen einzelnen Fällen auf das Ganze schließen. Man irret nicht, wenn man sagt, der menschliche Geist kann nichts Widersprechendes, nichts Grundloses, nichts Grundwidriges, denken. Dieß bestehet selbst der strengste Sceptiker.

Die Gründe, welche der Zweifler zum Behufe seines trostlosen Ausspruches anführet, sind diese:

a) Es gibt keine fest stehenden Gränzen, und keine völlig bestimmten Unterscheidungs-Merkmale, wodurch der menschliche Verstand überall und in bestimmten Fällen die Wahrheit von dem bloßen Scheine und Irrthume auf eine unbewegliche Art unterscheiden kann. Wie könnte es sonst eine so allgemeine Ebbe und Fluth wider-



widersprechender Meinungen und Systeme neben? wie könnte jede dieser Meinungen, jedes dieser Systeme, so zuversichtliche Anhänger haben? wie könnten Menschen ihre ersten Überzeugungen später mit entgegen gesetzten vertauschen? wie könnte es endlich geschehen, daß Menschen auch die später gefaßten Meinungen wieder aufgeben und zu den ersteren zurück kehren? — Dem Zweifler genüget es an diesem Grunde noch nicht, er greift auch

b) die Quellen der Wahrheit an, und sagt: Die Quellen der Wahrheit sind a) die Sinne, b) die Vernunft und c) das Zeugniß. Die Sinne täuschen uns; die Vernunft fährt fort, bey allen künstlichen Systemen und Theorien der Wahrheit zu irren, fährt fort, entgegen gesetzte Systeme aufzustellen, die sich, wie Moden, verdrängen, und am Ende verächtlich werden; das Zeugniß gründet sich auf Sinnenerkenntniß, also ist seine Stütze selbst grundlos. — Darum, sagt der Zweifler, war

c) das vernünftige Geständniß der Unwissenheit und völligen Unentschiedenheit die Frucht der hartnäckigsten Bemühungen vom wohlthätigen Lehrer Sokrates an bis zum Descartes, Bayle und Kant.

Der Dogmatiker antwortet auf diese Einwendungen folgendes:

a) Der Mensch kann das Wahre von dem Falschen untrüglich unterscheiden, da es wirklich fest stehende Merkmale des Wahren gibt. Die Wahrheit der höchsten Denkgesetze kann selbst von dem ärgsten Sceptiker nicht widersprochen werden, sonst müßte dieser gestehen, daß der Mensch keinen Verstand habe. Wenn also das Widersprechende, das Grundlose, das Grundwidrige, falsch ist, so muß nothwendig das völligste Gegentheil, das, was keinen Widerspruch in sich hat, was auf einem zureichenden Grunde gebauet ist, wahr seyn. Daher ist dasjenige, was wir vermöge der höchsten Denkgesetze als möglich, wirklich, selbstständig,

oder



oder zufällig, annehmen müssen, in der That möglich, wirklich, selbstständig, oder zufällig.

b) Die Gründe des Sceptikers beweisen nur, daß die Menschen sich irren können, und auch oft sich irren, aber nicht, daß sie immer sich irren müssen, sie beweisen nur, daß man die Quellen der Wahrheit sorgfältig gebrauchen, und erst nach langem Nachdenken und reifer Überlegung urtheilen, nicht, daß man sich von allen Urtheilen enthalten solle.

c) **Sokrates, Descartes, Bayle, und Kant**, waren nicht Zweifler im Gegensatz des Dogmatismus, sondern bescheidene Zweifler. Sie sahen wohl ein, daß der Zweifel oft der einzige Weg zur Wahrheit sey, und wollten daher auf einer Seite den Schlummer der Dogmatiker, die allzu ruhig und gleichgiltig waren, verstreuen, und die übertriebene Demonstrier- und Entscheidungssucht aus den Gränzen der Philosophie verbannen, auf der anderen Seite aber den Untersuchungs- und Prüfungsgeist erwecken. — **Sokrates** war Sceptiker, oder schien es vielmehr zu seyn, um zu belehren, und die eingebildeten Vielwisser und Sophisten zu beschämen, er brachte seine Schüler, oder Gegner, bloß durch Fragen dahin, wohin er sie haben wollte, er gab ihnen sogar manchemahl ihre Meinungen, die falsch waren, zu, suchte sie aber auf die näheren, oder entfernteren, Folgen aufmerksam zu machen, daß sie also zuletzt ihren Irrthum selbst einsehen und bekennen mußten. Er wollte durch sein Zweifeln vor Irrthümern bewahren und prüfen, nicht wirklich zweifeln. Er sagte, es sey nicht genug, etwas für wahr zu halten, sondern man müsse auch Gründe angeben, warum man etwas für wahr halte. — **Descartes** war auch ein Zweifler von ganz anderer Art, als es die eigentlichen Sceptiker sind. Er sagt, man müsse von dem, was man für wahr annehme, vor allem anderen einen richtigen Begriff haben, dann auf die Gründe und die Wahrheit der Gründe



Einde dringen. Er wollte also nicht Zweifelsucht, sondern den Prüfungsgeist, erwecken, und dadurch das Vorurtheil verdrängen. — Bayle's Scepticismus war in Wahrheit übertrieben. Dieser menschenfeindliche Mann hatte seine Freude daran, die Menschen in ihren Meinungen irre zu führen, oder wankend zu machen. Aber doch hatte seine Zweifelsucht wohlthätige Folgen, denn es standen Logiker auf, die alle Mühe darauf verwendet hatten, die Merkmale des Wahren aus einander zu setzen. — Kant, welchen Mendelssohn den alle Systeme Zermalnenden nannte, hatte die Absicht, die Critik der Vernunft fest zu setzen, das ist, die Vermögenheit der Vernunft zu untersuchen, doch war er nicht Sceptiker im Gegensatze des Dogmatismus.

Wir haben bisher den Streit zwischen den Dogmatikern und Sceptikern im Allgemeinen vorgetragen, aber eben darum könnte der Ausgang dieses Streites noch immer zweifelhaft bleiben. Dieser Streit muß also in besondern, einzelne, Felder gezogen werden, es muß nämlich untersucht werden, ob die Sinnen-Vernunft- und historische Erkenntniß Merkmale der Wahrheit haben, und ob sie aus wahren Quellen her fließen. Der Sceptiker muß beweisen, daß es bey der Sinnen-Vernunft- und historischen Erkenntniß keine fest stehenden Merkmale der Wahrheit gebe, der Dogmatiker muß das Gegentheil dessen darthun. — Aber beyde Parteyen müssen in einem Puncte sich vereinigen, wovon sie dann in ihren Untersuchungen ausgehen können. Der Sceptiker muß die zwey höchsten Denkgesetze eben so für wahr halten, als der Dogmatiker, sonst läßt sich zwischen beyden kein Streit denken. — Gibt es nun fest stehende Merkmale der Wahrheit, so werden wir die drey Arten der menschlichen Erkenntniß prüfen, und das, was bey dieser Prüfung Probe hält, für wirklich annehmen können. — Wir müssen hier die Wahrheit jener Erkenntniß zuerst ausmachen, auf welcher die anderen



Erkenntnisse beruhen. Diese ist die **Sinnen = Erkenntniß**. Auf sie gründet sich die **Vernunft = oder symbolische Erkenntniß**, welche in allgemeinen Begriffen und Sätzen besteht, die ohne willkürliche Zeichen weder gebildet, noch fest gehalten, werden können. Endlich stüzet sich auch die **historische Erkenntniß** auf die **Sinnen = Erkenntniß**.

Wir werden daher die **Merkmale** und **Quellen** der Wahrheit a) bey der **Sinnen = Erkenntniß**, b) bey der **Vernunft = Erkenntniß**, und c) bey der **historischen Erkenntniß**, in das Licht stellen.

a) Die **Sinnen = Erkenntniß** verhält sich zur **Vernunft = Erkenntniß**

a) wie **Stoff**, das heißt, einige Stücke der **Vernunft = Erkenntniß** werden von der **Sinnen = Erkenntniß** abstrahieret,

b) wie **Grundlage**, das heißt, einige Stücke der **Vernunft = Erkenntniß** werden aus der **Sinnen = Erkenntniß** geschlossen, z. B. wir kennen nun die **Erkenntniß = Fähigkeiten** der menschlichen Seele, wir sind aber auf diesen Begriff durch die **Erkenntniß** der Operationen gekommen, indem wir geschlossen haben, daß es da, wo es Operationen gibt, auch Fähigkeiten geben müsse;

c) wie **Behikel**, wäre daher bey der **Sinnen = Erkenntniß** keine Wahrheit, so könnte auch bey der **Vernunft = Erkenntniß** keine seyn.

Die **Sinne** sind zweyerley: a) **äußere** und b) **innere**. — Wir werden zuerst die Wahrheit der **äußeren Sinne** und **Empfindungen** beweisen, weil diese die **Bedingung**, der **Stoff**, oder die **Grundlage**, der **inneren Sinne** und **Empfindungen** sind. Ist einmahl die Wahrheit der ersteren ausgemacht, so fließet die Wahrheit der letzteren von selbst daraus.

Sind also die **äußeren Sinne** und **Empfindungen** wahr? — Dieß sollte man für eine **Grundwahrheit** ansehen, nichts desto weniger wird darüber ge-  
streit.



stritten, weil einige, die man die groben Realisten nennet, diesem Satze einen ganz andern Sinn gegeben haben, als er haben muß. Sie sagen, dieser Satz bedeute, daß die äußeren Gegenstände wirklich so sind, wie sie uns bey einer gewissen Beschaffenheit unserer Sinne und der Mitteldinge erscheinen. Weil nun dieses nicht wahr ist, weil uns, z. B. ein Körper mit freyem Auge betrachtet ein Continuum zu seyn scheint, den wir doch vermittelst eines Vergrößerungs = Glases für getrennt erkennen, so versielen sie darauf, zu sagen, die äußeren Sinne und Empfindungen seyn nicht wahr.

Was will also der Ausdruck sagen, die äußeren Sinne und Empfindungen sind wahr? — Wir wollen vorher die Frage beantworten, auf wie vielerley Art wir einen Irrthum bey den äußeren Sinnen begehen, und wo dieser Irrthum seinen Grund habe? und dann werden wir vermittelst des Contrastes selbst bestimmen können, wann bey den äußeren Sinnen und Empfindungen Wahrheit Statt habe.

Der Irrthum bey den äußeren Sinnen und Empfindungen entsteht auf dreyfache Art:

a) Wenn man eine gewisse Vorstellung für Empfindung hält, die es nicht ist, z. B. der Visionär sieht Geister, der Phantast hält einen Baum, oder eine Windmühle, für einen Riesen u. s. f. — Der Grund dieses Irrthumes ist eine allzu lebhaftes Phantasie.

b) Wenn zwar wirklich eine äußere Empfindung da ist, wir aber sie einer ganz andern Ursache zuschreiben, als von der sie kommt, z. B. ich höre eine Stimme, ich halte sie für eine Menschenstimme, in dessen ist sie Kagengeschrey. — Der Grund dieses Irrthumes ist das auf einseitige Analogie gebaute Urtheil.

c) Wenn wir uns einbilden, daß, wo der Gegenstand für einen Sinn da ist, auch der Gegenstand für den andern Sinn da seyn müsse, z. B. jemand



sieht einen Regenbogen, und meint, daß man ihn wie einen Körper fühlen könnte, wenn er mit der Hand erreichbar wäre. — Der Grund dieses Irrthumes ist der falsche Schluß, daß, wo ein sichtbarer Gegenstand ist, auch ein fühlbarer seyn müsse.

Hieraus können wir nun mittelst des Contrastes abnehmen, was der Ausdruck bedeute: Die äußeren Sinne und Empfindungen sind wahr. Er bedeutet nämlich:

a) Daß die Gegenstände, auf welche die äußeren Sinne instinctartig gerichtet werden, wirklich außer uns vorhanden sind, und daß

b) von diesen die äußere Empfindung herrühret, sich nach der Beschaffenheit derselben richtet, das heißt, mit den äußeren Gegenständen übereinstimmt.

Bei dieser Frage nun läßt sich dreyerley bezweifeln:

aa) Ob die äußeren Gegenstände, von denen wir die äußeren Empfindungen herleiten, wirklich sind? denn einige behaupten, daß die äußeren Empfindungen keine Objectivität haben, das ist, daß sie nicht von äußeren Gegenständen herrühren, z. B. man höret öfter die Ohren klingen, ohne daß ein tönender Körper auf das Gehörs-Organ wirket, oder, der Gelbsüchtige hält Gegenstände für gelb, die es auch nicht sind. Daher rühret der Streit zwischen den Idealisten und Realisten. Erstere halten alles für Ideen, was wir für Empfindungen halten, wie z. B. Malebranche u. Letztere sagen, die äußeren Empfindungen rühren wirklich von äußeren Gegenständen her. bb) Ob unsere Empfindungen mit den äußeren Gegenständen wie eine Abbildung mit dem Urbilde übereinstimmen? Hierüber sind selbst die Realisten wieder im Streite, und daher theilen sie sich in die groben und feinen, deren erstere behaupten, daß alles völlig so sey, wie es uns erscheine, letztere hingegen, daß es uns anders erscheine, als es ist. cc) Ob es ein allgemeines fest stehendes

Kenn-



Kennzeichen der Wahrheit äußerer Empfindungen überhaupt gebe, und ob es nicht gewisse Merkmale gebe, wodurch wir insbesondere einzelne wahre Empfindungen von falschen unterscheiden können? Und hier beginnt eigentlich der Streit zwischen den Dogmatikern und Sceptikern.

Wir sehen nun, daß mehrere streitende Partheyen auftreten, nämlich: Realisten und Idealisten, grobe und feine Realisten, Dogmatiker und Sceptiker. — Doch müssen diese Partheyen in etwas überein kommen, sie müssen von etwas allgemein Bekannten ausgehen, und dieses muß eine Grundwahrheit seyn. Die Meinung nun, welche mit dieser Grundwahrheit am meisten übereinstimmt, ist wahr; die, welche ihr widerspricht, ist falsch.

Diese Grundwahrheit ist folgende: Ich habe Vorstellungen, folglich bin ich das Subject dieser Vorstellungen. Bey einigen derselben, z. B. bey den Vorstellungen der Vergangenheit und Zukunft, bin ich mir als selbstthätig; bey anderen, z. B. wenn ich Wärme, oder Kälte, einen Schlag, oder Druck, fühle, bin ich mir als leidend, bewußt. Einige weisen auf etwas Wirkliches, z. B. wenn ich mich in dem Zustande des Zweifels wirklich befinde; andere wieder nicht, z. B. die Vorstellungen von Faunen, Hyänen &c. Von denen, die auf etwas Wirkliches weisen, beziehen sich einige auf das, was sich außer uns; andere auf das, was sich in uns, befindet. Einige sind angenehm; andere unangenehm. — Diese Beobachtungen nimmt nicht nur sowohl der Idealist, als Realist, sondern auch der Sceptiker, für wahr an.

Dieses voraus gesetzt, und in Erwägung, daß alle diese Meinungen, da sie sich gerade entgegen stehen, nicht zugleich wahr seyn können, müssen wir jetzt die streitenden Partheyen vernehmen, um zu sehen, zu welcher von ihnen wir uns wenden sollen. Wir



müssen erforschen, welche Meinung mit dem kurz vorher aufgestellten Grundsatz am meisten übereinstimmt, und diese werden wir dann für die wahre halten, weil das, woraus Wahrheit fließet, selbst wahr seyn muß.

Die erste Streitfrage ist also:

aa) Sind die äußeren Gegenstände, von denen die äußeren Empfindungen herrühren, wirklich? — Die Realisten behaupten, daß die Ursache der äußeren Empfindungen eine, außer der menschlichen Seele befindliche, von dieser und anderen geistigen Kräften unterschiedene, substantielle Kraft, welche Körper heißt, sey, und daß nach der Beschaffenheit und Verschiedenheit der Verbindung dieses Körpers, auch die äußere Empfindung verschieden seyn müsse. — Also nicht alle, welche behaupten, daß der Grund der äußeren Empfindung außer der Seele sey, sind Realisten, sondern nur jene, welche die Wirklichkeit der Körperwelt vertheidigen. — Die Idealisten sagen entweder, daß der Grund der äußeren Empfindungen in der Seele selbst sey, und diese heißen Harmonisten, oder, daß der Grund zwar außer der Seele sey, doch von einer geistigen Substanz, von der Gottheit, herrühre, und diese heißen Occasionalisten. — Die Idealisten läugnen also in jedem Falle die Körperwelt.

Es ist unstreitig, daß in Bezug auf diese Frage den Realisten der Sieg gebühret. Die äußeren Empfindungen sind wirklich, darin kommen die Realisten und Idealisten überein. Diese Empfindungen müssen nun einen Grund haben, denn sie sind Veränderungen und Wirkungen, es läßt sich aber keine Veränderung, keine Wirkung, ohne Grund denken. Der Grund muß entweder in der Seele, oder außer der Seele, seyn. Ist er außer der Seele, so kann er entweder in einer geistigen Substanz, in der Gottheit, oder in anderen, von der geistigen Substanz unterschiedenen, substantiellen Kräften, in Körpern, bestehen. Der Grund ist aber

außer



außer der Seele, denn wäre er in der Seele, so müßten wir entweder die äußeren Empfindungen willkürlich erwecken können, oder diese müßten sich, wie die Ideen, vermöge des Associations = Gesetzes, aus einander in ununterbrochener Ordnung entwickeln, so zwar, daß die Empfindung A den Grund der Empfindung B, die Empfindung B den Grund der Empfindung C etc., enthielte. Eines ist aber so ungereimt, als das andere. Weder der Ursprung, noch die Beschaffenheit, noch die Ordnung, der äußeren Empfindungen stehet in unserer Gewalt, denn um äußere Empfindungen zu haben, müssen wir uns in gewisse Verhältnisse setzen, z. B. um Gemälde zu sehen, müssen wir in eine Bildergallerie, um Waffen zu sehen, müssen wir in ein Zeughaus, gehen. Sind nun diese Umstände und Verhältnisse da, so haben wir einerley Empfindung. Ebenso folgen oft Empfindungen auf einander, die in gar keiner Causalsverbindung stehen, z. B. wir sehen jetzt einen Hut, dann einen Thurm, dann einen Becher etc. — Also ist es ausgemacht, daß der Grund der äußeren Empfindungen außer der Seele liegt. Aber wo, in einer geistigen Substanz, oder in Körpern? — Das erste ist nicht anzunehmen, denn der Grund der äußeren Empfindungen wird dadurch nicht besser erklärt, auch finden wir einige unter den äußeren Empfindungen, welche der Gottheit höchst unanständig wären. — Es müssen also andere, von geistigen Substanzen unterschiedene, substantielle Kräfte, die man Körper nennet, der Grund der äußeren Empfindungen seyn. — Sind also die äußeren Empfindungen wirklich, so sind auch die Körper wirklich, der Inbegriff aller Körper heißt Körper = Sinnen = oder materielle Welt, es gibt also eine Körperwelt, und nach der verschiedenen Beschaffenheit und Verbindung der Körper sind auch die äußeren Empfindungen verschieden.



Die zweyte Streitfrage ist:

bb) Sind die Vorstellungen von den Weltkörpern diesen so ähnlich, wie eine Abbildung dem Urbilde? — Hier theilen sich die groben und feinen Realisten. Erstere sagen, die äußeren Gegenstände sind wirklich so, wie sie uns erscheinen; letztere sagen, sie sind nicht wirklich so, wie sie uns erscheinen, und der Grund dessen liegt in den Mitteldingen und in der Beschaffenheit der Organe und der Empfindungskraft. In den Mitteldingen, das ist, in der Luft, in dem Wasser, und in dem Abstände, denn ist, z. B. die Luft wässericht, so scheinen uns die Gegenstände größer, als, wenn sie klar und heiter ist, wie die Sonne bey dem Aufgange uns größer und röther scheineth, als, wenn sie am Meridian stehet; in der Beschaffenheit des Organes, z. B. der Gelbsichtige sieht alle Gegenstände gelb, folglich anders, als wir; in der Beschaffenheit der Empfindungskraft, z. B. den Nervenkranken ist das leise, kaum merkbare, Auftreten ein unerträgliches Geräusch, weil die Empfindungs-Nerven bey ihm zu reizbar sind. Eben so empfindet derjenige weniger, der nicht so viele Sinne hat, als der andere. — Hieraus schliessen sie nun, daß die Gegenstände nicht wirklich so sind, wie sie uns scheinen.

Aber hier theilen sich die feinen Realisten selbst. Einige von ihnen behaupten, daß die Körper gewisse Eigenschaften haben, die doch so sind, wie sie uns scheinen, und diese nennen sie Grundeigenschaften, als: Ausdehnung, Undurchdringlichkeit, Figur, Bewegung; andere, die nicht so sind, wie sie uns scheinen, nennen sie abgeleitete Eigenschaften, als: Farbe, Ton, Geruch, Wärme, Kälte etc. — Dieses ist aber falsch, denn die Grundeigenschaften sind nicht wirklich so, wie sie uns erscheinen, z. B. ich betrachte einen Körper mit einem Vergrößerungs-Glase, so

hemer.



bemerke ich, daß er getrennet ist, obwohl er mir, mit freyem Auge betrachtet, ein Continuum geschienen hatte; so bricht auch der Starke einen Körper leicht, den ein Schwacher nicht einmahl biegen kann; nehmen wir eine vollkommene Kugel, sie wird uns bey der Veränderung des Lichtes und in der Entfernung länglich scheinen; jemand beweget sich gerade, ein anderer schief, so scheint letzterer, dessen Bewegung man besser bemerkt, sich geschwinder zu bewegen. — Eine andere Parthey der feinen Realisten sagt: Die Grundeigenschaften sind in den Körpern, die abgeleiteten in der Organisation, die ersteren objectivisch, die letzteren subjectivisch, gegründet. — Aber auch dieses ist falsch, denn sowohl die Grundeigenschaften, als die abgeleiteten, sind objectivisch gegründet. Gleichwie in dem Brode etwas ist, was in Verbindung mit meinem Gefühle und Gesichte die Phänomene der Ausdehnung, Undurchdringlichkeit &c., erzeugt, eben so muß auch etwas in dem Brode seyn, was in Verbindung mit meinem Gesichte, meiner Zunge, und Nase die Phänomene der Farbe, des Geschmacks, und Geruches hervor bringet.

Aber, wendet man uns ein, wenn dieses ist, warum pfeget man zwischen Grundeigenschaften und abgeleiteten einen Unterschied zu machen? — Diesen Unterschied anzunehmen, gibt es einen zureichenden Grund, denn die Grundeigenschaften sind Gegenstände zweyer Sinne, und zwar des edelsten, des Gesichtes, und des zuverlässigsten, des Gefühles, auch lassen sie sich von dem Körper gar nicht wegdenken; die abgeleiteten hingegen beziehen sich nur auf einen Sinn, z. B. die Farbe auf das Gesicht, die salzigen Ausdünstungen auf den Geruch &c., auch kann man sich wohl einen Körper ohne diese Eigenschaften vorstellen, z. B. ich kann mir keinen Körper ohne Ausdehnung, Figur, wohl aber ohne Farbe, Geruch, Wärme, Kälte &c., denken.

Die



Die dritte Streitfrage ist:

cc) Gibt es ein fest stehendes Kennzeichen des Wahren überhaupt, und gibt es insbesondere Merkmahle, das Wahre von dem Falschen zu unterscheiden? — Dieser ist der Streit zwischen den Sceptikern und Dogmatikern. Erstere behaupten in Ansehung der äußeren Sinne und Empfindungen, aaa) daß wir auf keine untrügliche Art die Bilder der Phantasie von den wirklichen äußeren Empfindungen unterscheiden können; bbb) daß wir in keinem Falle Zuverlässigkeit haben, die Wirkungen der äußeren Gegenstände würden nicht von anderen Ursachen und Umständen verfälschet, und daß wir also nie die Realität von dem Scheine unterscheiden können; und hieraus folgern sie dann, ccc) daß es kein fest stehendes Kennzeichen des Wahren gibt.

Der Dogmatiker muß also beweisen: aaa) Daß die Bilder der Phantasie von den äußeren Empfindungen auf eine untrügliche Art unterschieden werden können; bbb) daß es Fälle gibt, wo wir die Realität von dem Scheine zuverlässig unterscheiden können. Und aus diesen beyden Prämissen folget dann von selbst, ccc) daß es fest stehende Merkmahle gibt, wodurch wir das Wahre von dem Falschen unterscheiden können.

aaa) Wir können die Bilder der Phantasie von den äußeren Empfindungen auf eine untrügliche Art unterscheiden. Daß die ideelle Gegenwart den Menschen in gewissen Zuständen, wie die reelle, afficiret, ist eine ausgemachte Sache, und diese Zustände sind Traum, Affect, Illusion. (Naserey kann nicht hierher gerechnet werden, weil in diesem Zustande der Verstand krank ist). Aber überhaupt können wir die Einbildungen von den Empfindungen sehr wohl unterscheiden, denn



aaaa) die Empfindungen und die Einbildungen haben einen andern Ursprung, verschiedene Ursachen und Gesetze, wir können also diese Stücke unterscheiden und abnehmen, was zu den Empfindungen, und was zu den Einbildungen, gehöret. Die äußeren Empfindungen entstehen nur, wenn wir uns in gewissen Umständen und an gewissen Orten befinden, die Einbildungen aber entstehen nach den Gesetzen der Ideenassociation, z. B. um die Sonne zu sehen, und ihre Wärme zu fühlen, muß ich mich an einen Ort begeben, wo ich sie sehen, und wo sie ihre Strahlen auf mich werfen kann, aber einbilden kann ich mir sie auch bey finsterner Nacht.

bbbb) Die Empfindungen sind überhaupt bey allen Menschen einerley, die Einbildungen aber verschieden.

Der Visionär kann sich also überzeugen, daß das, was er zu empfinden wähnet, nur Einbildung ist, aaaaa) wenn er da, wo er sieht, nicht zugleich höret und fühlet;

bbbbb) wenn er Gegenstände da sieht, wo sie ihrer Natur nach nicht seyn können, z. B. in seinem Zimmer einen hohen Thurm;

cccc) wenn andere gesunde und aufrichtige Menschen dort nichts sehen, wo er etwas sieht.

bbb) Es gibt Fälle, in denen wir die Realität von dem Scheine zuverlässig unterscheiden können. Daß die Wirkungen der äußeren Gegenstände oft von andern Ursachen und Wirkungen verfälschet werden, und daß auf solche Art Schein statt Wahrheit erzeugt wird, ist eine ausgemachte Sache. Aber wir brauchen nur die Ursachen des Scheines zu kennen, um auch die Mittel zu wissen, wodurch wir ihn von der Wirklichkeit zu unterscheiden vermögen.

Die Ursachen des Scheines sind:

aaaa) Lage, Entfernung, Abstand, Mitteldinge, Werkzeuge. Gegenstände scheinen uns desto kleiner, je höher sie sind; ein viereckiger Thurm  
scheinet



scheinet in der Entfernung rund, ein Stab, in das Wasser gesenket, scheinet krumm, die Sonne erscheinet bey dem Aufgange größer, als, wenn sie am Horizonte stehet 2c.

Um also diesen Schein von äußeren Empfindungen zu unterscheiden, müssen wir

aaaa) den Gegenstand von verschiedenen Gesichtspuncten betrachten, z. B. wir müssen den Stab ganz in das Wasser senken, oder ihn ganz heraus ziehen, um zu sehen, ob er wirklich krumm sey.

bbbb) Wir müssen darauf sehen, ob der Gegenstand sich in der Sphäre eines Sinnes befinde. Da die Empfindungen nichts Neues sind, so haben die Menschen durch vielfältige Erfahrungen und Beobachtungen heraus gebracht, wie weit ein Gegenstand entfernet seyn müsse, um ihn empfinden zu können. Der Sinn des Gesichtes hat die weiteste Sphäre, dann kommt das Gehör 2c. So sehen wir zuerst den Blitz, dann hören wir den Donner.

cccc) Wir müssen mehrere Sinne anwenden, um mehrere Merkmale an dem Gegenstande wahrzunehmen, und uns also von dessen Wirklichkeit überzeugen zu können, z. B. Salz und Zucker unterscheiden wir nicht immer durch das bloße Ansehen, wir müssen daher das Gefühl, den Geschmack, zu Hülfe nehmen.

bbbb) Die Organisation desjenigen, welcher empfindet. Dem Selbsüchtigen scheinen alle Gegenstände gelb, dem Fieberhaften schmecken alle Speisen bitter, er empfindet Kälte oder Hitze, wo andere entgegen gesetzte Empfindungen haben.

Das Mittel, hier den Schein von der Wirklichkeit zu unterscheiden, ist, daß wir die Empfindungen mehrerer anderer, die gesunde Sinne haben, vergleichen, um zu sehen, ob sie mit den unserigen übereinstimmen, oder nicht. So läßt der Fieberhaste, dem eine Speise bitter schmecket, diese auch andere versuchen, und, wenn sie ihnen nicht auch bitter schmecket, so kann



er schließen, daß sie nicht bitter sey, sondern die Ursache der Bitterkeit anderswo liegen müsse.

ccc) Die Seele. Eine zu lebhafteste Einbildungskraft, Vorurtheile, Gemüthszustände, sind oft Ursache, daß wir den Schein für Wirklichkeit nehmen. So sieht der Abergläubige bey einem Nordscheine blutige Schwerter und Ruthen, die wir nicht sehen, der Furchtsame hält einen abgehauenen Stamm für einen Räuber zc.

ccc) Wenn wir nun dem Sceptiker beyde Prämissen zugeben, wenn wir ihm gestehen, müßten, daß wir den Schein von wirklichen Empfindungen nicht unterscheiden können, so müßten wir auch bekennen, daß es kein allgemein giltiges Kennzeichen der Wahrheit äußerer Empfindungen gebe. Da wir aber beyde Prämissen des Sceptikers bereits widerleget haben, so können wir nun behaupten, aaaa) daß es ein allgemein giltiges Kennzeichen der Wahrheit äußerer Empfindungen gebe, und bbbb) daß wir zuverlässige Merkmale von der Wahrheit einzelner Empfindungen haben.

aaaa) Es gibt also ein allgemein giltiges Kennzeichen der Wahrheit äußerer Empfindungen. Dieses wird so vorgetragen: Was die äußeren Sinne bey dem gesunden Zustande des Körpers und der Seele, und folglich bey vollkommenen Organen, was sie von dem gehörigen Standorte, und auf eine mit anderen Sinnen und mit anderen gesund empfindenden und aufrichtigen Menschen übereinstimmend darstellen, das ist wahr. Ich sehe, z. B. einen Menschen, ich höre seine menschliche Stimme, ich fühle an ihm die Bestandtheile eines Menschen, andere gesund organisierte Menschen stimmen auch mit meinem Urtheile überein, so bin ich gewiß, daß ein Mensch vor mir ist. Wollte ich auch in diesem Falle noch zweifeln, so müßte ich meinen Sinnen Gewalt anthun.

bbbb)



bbbb) Wir haben zuverlässige Merkmale von der Wahrheit einzelner Empfindungen, z. B. des Gehöres, des Gesichtes etc. Diese Merkmale sind die oben angeführten auf einzelne Empfindungen angewendet. Wir sind uns nämlich bewusst, daß sich unser Körper in dem gesunden Zustande befindet, daß unser Herz nicht von Leidenschaften aufgebracht ist, daß wir gesunde Organe haben, daß sich das Mittel Ding in der natürlichen Beschaffenheit befindet, und daß auch wir in der gehörigen Lage sind; wenn wir uns nun dessen in einzelnen Fällen bewusst sind, so können wir unmöglich zweifeln, daß wir eine wahre Empfindung haben, das heißt, daß unsere Empfindung eine Wirkung des Gegenstandes sey, und mit diesem überein stimme.

Sollen unsere Urtheile über die Gegenstände der äußeren Sinne wahr seyn, so muß

aaaaa) die Beobachtung ausgedehnt und anhaltend, das heißt, genau, seyn, denn je mehr wir an einem Gegenstande unterscheiden, desto richtiger ist unser Urtheil. Bisweilen afficieren uns Gegenstände schneller, bisweilen langsamer, daher denn auch in dem ersteren Falle unsere Beobachtung schneller seyn muß, in dem zweyten Falle aber langsamer seyn kann.

bbbb) Auch die Vergleichung des Empfundeneu muß genau, und die Benennung passend, seyn, denn sonst bemerkte man nicht das Gemeinsame und das Eigenthümliche, welches zu bemerken die Absicht der Beobachtung ist, oder in der Benennung würde mehr, oder weniger, oder gar nichts, von dem liegen, was wir wirklich empfunden haben. So nennet, z. B. der Abergläubige die rothen Lupfen, die er auf Baumblättern beobachtet, einen Blutregen, und fehlet daher in dem Ausdrucke.

cccc) Die Empfindungs - Urtheile müssen einzelne seyn, weil auch der Gegenstand der Empfindung nur ein einzelner ist.



Wenn wir nun diese drey Vorsichtsregeln bey der Empfindung eines Gegenstandes beobachten, so können wir an der Wirklichkeit unserer Empfindung nicht mehr zweifeln.

b) Nun haben wir uns von der Wahrheit der äußeren Sinne und Empfindungen überzeuget. Aber ist auch der innere Sinn wahr? können wir ihm trauen? sind die inneren Gefühle zuverlässig? — Um diese Frage zu beantworten müssen wir vor allem die Gegenstände der inneren Sinne angeben. Sie sind alles das, was in der Seele vorgehet, die Modificationen und Zustände der Seele, und die Beschaffenheit der unmittelbaren Verhältnisse dieser Modificationen und Zustände, in so ferne sie empfindbar, nicht intelligibel, sind. — Können wir aber unterscheiden, was in der menschlichen Seele empfindbar, und was intelligibel sey? — Was intelligibel ist, stellen wir uns vermittelt allgemeiner Merkmahle und willkürlicher Zeichen vor, das Empfindbare aber durch Anschauung.

Die inneren Empfindungen sind als solche immer wahr. Wenn uns unser Bewußtseyn sagt, daß gewisse Zustände, z. B. Hoffnung, Furcht, da sind, so sind diese wirklich da, wenn wir uns bewußt sind, daß gewisse Urtheile, Handlungen und Formen, da sind, und wir einen Drang fühlen, die Urtheile für richtig, oder unrichtig, die Handlungen für recht, oder unrecht, die Formen für schön, oder häßlich, zu halten, so ist die Wahrheit und Wirklichkeit der inneren Gefühle ausgemacht. Z. B. wenn jemand sagt: Ich bin gerührt, und wenn kein Zweifel da ist, daß er es wirklich sey, so ist dieses sowohl objectiv, als subjectiv, wahr, oder ein Arzt fraget einen Kranken um die Träume der vergangenen Nacht, und dieser sagt sie so, wie er sich derselben erinnert, so ist seine Aussage objectiv und subjectiv wahr.



Es ist also bey den inneren, wie bey den äußeren, Sinnen das, was, und wie ich es empfinde, wirklich so. Ich sehe, z. B. eine Farbenschattierung, so ist es wahr, daß sie wirklich ist; ich halte sie für schön, so ist sie wirklich schön.

Freylich sagt man, der innere Sinn sey eine Quelle von vielen Irthümern und falschen Urtheilen. — Allein bey dem, was wir innerlich fühlen, lassen wir es nicht, wir machen Vergleichen, benennen unsere Gefühle, und schliessen auf die Ursachen aufwärts und die Folgen abwärts, und eben darin, nicht in den Empfindungen, liegen die Fehler. So empfindet jemand eine innere Rührung, und diese ist auch wirklich, aber er benennet sie falsch, er heißt sie Wohlwollen, daß sie, z. B. Furcht ist et.

Wann sind wir aber berechtigt, dasjenige, was wir fühlen, einer objectiven Veranlassung, das ist, dem Inhalte der Urtheile, Handlungen und Gegenstände, zu schreiben, die Urtheile für richtig, die Handlungen für rechtmäßig, die Gegenstände für schön, zu halten? — Der Grundsatz, nach welchem wir hierzu berechtigt sind, ist: Was alle Menschen bey aufgeheitertem Verstande, und bey unveränderlichen und überein stimmenden Wahrnehmungen für wahr, recht, oder schön, halten, das ist auch wirklich wahr, recht, oder schön.

In diesem Grundsatz wird aber voraus gesetzt, daß es unveränderliche und überein stimmende Wahrnehmungen gibt, es fragt sich also, ob es solche Wahrnehmungen gebe? — Es gibt in der That Wahrnehmungen, die uns einen Beyfall, eine Billigung, oder ein Wohlgefallen, abnöthigen, denn die Wahrheit gewisser Urtheile, die Rechtmäßigkeit gewisser Handlungen, und die Schönheit gewisser hör- oder sichtbarer Gegenstände, erzeuget bey einzelnen Menschen zu verschiedenen Zeiten und bey allen Menschen zu allen Zeiten die Be-

stim-



stimmung, ein Urtheil für richtig, eine Handlung für löblich, einen Gegenstand für schön, zu halten. Diese Wahrnehmungen sind Kennzeichen der Wahrheit des inneren Sinnes, denn die Nothwendigkeit, etwas für richtig, rechtmäßig, oder schön, zu halten, ist in uns selbst gegründet.

Indessen weichen die Menschen in Ansehung der inneren Empfindungen sehr von einander ab, und die Ursache dieser Abweichung liegt

a) in der Haupt- und Nebenvorstellung, z. B. ich fühle, daß etwas recht ist, und habe schon einen gewissen Begriff von Recht;

b) in der verschiedenen Denkart- und Gemüthsart;

c) in dem Zustande des Körpers.

Aber auch diese drey Ursachen der Abweichung unter den Menschen abgerechnet, bleibt doch etwas Uebereinstimmendes, ein Grund der Wahrheit, ein Grund der Zuverlässigkeit, ein Grund der Wissenschaft.

b) Da wir nun die Gründe der Wahrheit und Zuverlässigkeit bey der Sinnenerkenntniß kennen, und wissen, daß hier Wahrheit Statt hat, so schreiten wir fort, auch die Gründe der Wahrheit und Zuverlässigkeit bey der höhern, oder Vernunftserkenntniß, aufzusuchen. — Um aber dieses in das Werk zu setzen, müssen wir a) den richtigen Begriff von der Vernunftserkenntniß wiederholen, und b) den Ursprung derselben aufsuchen.

a) Die höhere, oder Vernunftserkenntniß wird der Sinnen- und der historischen Erkenntniß entgegen gesetzt. Alles, was in unserer Erkenntnißmasse weder zu der Sinnen- noch zu der historischen Erkenntniß gerechnet werden kann, gehöret zu der Vernunftserkenntniß. Diese bestehet also aus allgemeinen, abstracten, Begriffen, aus Urtheilen und Sätzen, und darauf ge-

bau-



baueten Schlüssen. Man nennet sie auch die symbolische Erkenntniß, weil sie ohne willkürliche Zeichen weder gebildet, noch behalten, werden kann.

b) Ihr Ursprung ist aus der Sinnenerkenntniß nach gewissen, der menschlichen Seele wesentlichen, Gesetzen, und sie wird von gewissen Kräften gebildet, die der menschlichen Seele wesentlich sind, bey Thieren aber gar nicht bemerket werden, z. B. von dem Vermögen zu urtheilen, zu schliessen 2c.

Und nun läßt sich die Frage beantworten, ob bey der Vernunfterkennniß Wahrheit Statt haben könne, und bey der Befolgung gewisser Gesetze auch wirklich Statt habe? — Bey der Vernunfterkennniß kann Wahrheit Statt haben, und, werden gewisse Gesetze befolget, so hat sie wirklich Statt, denn es gibt

a) wahre, zuverlässige, sowohl äußere, als innere, Empfindungen und Erfahrungen; es gibt

b) unlängbare Grundgesetze des Denkens, auf welchen die Gesetze der Vergleichung, der Abstraction, des Raisonnements, und der Analogie, beruhen. Der menschliche Verstand hat also einen zuverlässigen Stoff, und auch zuverlässige Regeln, diesen Stoff zu bearbeiten, das heißt, ihn zu zergliedern, das Gemeinsame auszuheben, daraus allgemeine Begriffe zu bilden und diese zu ordnen; die Vernunft hat eine zuverlässige Grundlage an den Empfindungen und allgemeinen Begriffen, und zuverlässige Regeln, Schlüsse zu bilden, folglich muß bey der Vernunfterkennniß, die einen so zuverlässigen Stoff und so zuverlässige Regeln, diesen auszubilden, hat, Wahrheit Statt haben können, und bey der Befolgung dieser Regeln auch wirklich Statt haben.

Haben wir ein allgemeines, fest stehendes, Kennzeichen der Wahrheit bey der Vernunfterkennniß



Kenntniß? — Wir haben ein solches Kennzeichen, nämlich:

a) **Begriffe**, die der Verstand durch genaue Vergleichen und Abstractionen aus dem richtigen Stoffe der äußeren und inneren Empfindungen nach den höchsten Grundgesetzen des Denkens gebildet hat;

b) **Urtheile und Schlüsse**, wobey richtige Empfindungen und Erfahrungen, richtige Begriffe, zum Grunde geleyet, und die Regeln der Schlüsse und Analogie und die höchsten Denkgesetze befolget sind, und wobey die Gründe durchaus genau geprüft, und mit den Gegenständen verglichen und abgewogen werden.

Solche Begriffe und Urtheile sind wahr und die Grundlage des Denkens.

Der Sceptiker sagt aber, ein allgemeines, fest stehendes, Kennzeichen der Wahrheit bey der Vernunft-erkenntniß nütze uns nichts, da es bey eben dieser Erkenntniß die meisten Widersprüche gibt. — Allein die Widersprüche rühren nicht von der Vernunft-erkenntniß her, denn

a) sie sind nicht allgemein, die Menschen kommen in vielen Stücken, nicht nur in Grundwahrheiten, z. B. daß alle Menschen sterben müssen, sondern auch in anderen Sätzen, wo die Wahrheit nicht so klar ist, z. B. daß da, wo etwas Abhängiges ist, auch etwas Unabhängiges seyn müsse, überein;

b) oft ist der Widerspruch nicht in den Urtheilen und Schlüssen, sondern in den Ausdrücken, die einen Mißverstand erwecken, z. B. mit dem Worte Tugend verbinden einige einen vollständigen, andere einen unvollständigen, einseitigen, Begriff, und daher behaupten die ersteren ihrem Begriffe zufolge, daß die Tugend zur Glückseligkeit nothwendig sey, die letzteren, daß man auch ohne Tugend glücklich seyn könne;

c) die Menschen ziehen bey ihren Urtheilen und Schlüssen nicht immer die Vernunft zu Rathe, wenn  
 Logik. D sie



sie also von einander abweichen, so kann man dieses der Vernunft nicht aufbürden.

Ist der Empfindung, oder dem Raisonement, mehr zu trauen? — Ist gerathen die Empfindungen und das Raisonement in Widerspruch, z. B. die Empfindung stellet uns oft die Sonne noch vor, nachdem sie schon untergegangen ist, das Raisonement sagt uns aber, daß dieses nicht die Sonne sey, sondern, daß nur ihre Strahlen in den Dünsten noch gebrochen werden, oder, die innere Empfindung lehret uns, daß wir selbstthätige Wesen sind, einige wollen aber durch ein subtiles Raisonement heraus bringen, daß wir bloß leidende Wesen seyen. — Wenn Empfindung und Raisonement wahr sind, so kann kein Widerspruch zwischen ihnen seyn, ist aber ein solcher Widerspruch da, so müssen wir untersuchen, auf welcher Seite Wahrheit, und auf welcher Trug, sey. Sowohl Empfindung, als Raisonement, sind Wirkungen, oder Operationen, eben derselben Grundkraft, nämlich der Seele, ein Schluß bestehet aus Sätzen, ein Satz aus Ideen, und jede Idee aus einer Empfindung, also stüzet sich das Raisonement auf die Empfindung, und die Empfindung wieder auf das Raisonement. Eben so wenig also, als bey Zeugen, die sich nicht widersprechen, die Frage gemacht werden kann, welchem von ihnen mehr zu trauen sey? kann, wenn Empfindung und Raisonement sich nicht widersprechen, die Frage entstehen, ob die Empfindung, oder ob das Raisonement, zuverlässiger sey?

Wir wollen daher dieser Frage eine andere Wendung geben, und sie so vortragen: Wo kann man sich leichter irren, bey der Empfindung, oder bey dem Raisonement? — Man irret sich leichter bey dem Raisonement, denn die Empfindung ist etwas Einfaches, bey dem Raisonement hingegen hat man auf eine ganze Reihe von Prämissen, auf die Conclusion, und auf den Zusammenhang der Prämissen mit der Con-



elusion, zu sehen; gleichwie also derjenige, welcher viele große Summen zu addieren hat, sich leichter irren kann, als jener, welcher nur zwey Summen addieren muß, so ist es auch bey dem Râsonnement und der Empfindung, denn, wenn man auch bey dem Râsonnement in keiner Prämisse fehlet, so kann man es doch in der Conclusion, und, wenn auch da nicht, doch in dem Zusammenhange der Conclusion mit den Prämissen.

Aber nicht immer ist die Empfindung einfacher, als das Râsonnement. Jemand wollte, z. B. ganz allein, durch eigene Erfahrung, den Character einer Nation ausfindig machen, so könnte er sich sehr leicht irren. Welche von mehreren Empfindungen also mehr zusammen gesetzt ist, bey dieser kann man sich leichter irren, und, ist die Empfindung zusammen gesetzter, als das Râsonnement, so irret man sich leichter bey ihr, als bey diesem.

Wenn aber doch in einzelnen Fällen, (denn im Allgemeinen geht dieses nicht an, wie wir schon vorher gezeigt haben) die Empfindung mit dem Râsonnement in Widerspruch gerâth, so muß die Empfindung Richterinn seyn, das heißt, man muß ihr mehr, als dem Râsonnement, trauen, wenn sie

aa) wirklich ist, und

bb) ihre Richtigkeit nicht weg demonstrireret werden kann;

denn ist dieses, so habe ich nicht nur eine wahre Empfindung, sondern auch ein wahres Râsonnement, und dem widersprechenden Râsonnement stehet nicht nur die Empfindung, sondern auch ein zweyfaches Râsonnement entgegen, weil sich die Wahrheit und Richtigkeit einer Empfindung ohne Râsonnement nicht ausmachen läßt. Z. B. die Empfindung lehret, daß wir selbsthätig sind, ein subtiles Râsonnement sagt, daß wir bloß leidende Wesen, bloße Automate, sind; hier ist also



so der Empfindung mehr, als dem Raisonement, zu trauen.

c) Wir rücken nun weiter, den Sceptiker auch von der Wahrheit der historischen Erkenntniß zu überzeugen. Doch ehe wir diesen Beweis führen, ist es nothwendig, einige Begriffe zu entwickeln.

**Historische Erkenntniß** heißt jene, welche auf Nachrichten und Zeugnissen beruhet.

**Nachrichten und Zeugnisse** sind mündliche und schriftliche Aussagen von dem, was geschehen und gewesen ist, von dem, was wir selbst erfahren, oder von anderen erhalten, haben.

Nachrichten und Zeugnisse sind wahr, wenn die Facta wahr sind, und die Erzählung und Beschreibung derselben damit übereinstimmt. Die Nachrichten und Zeugnisse beruhen nämlich auf Factis; haben wir also einen Grund, zu behaupten, daß die Facta wahr, und die Erzählung und Beschreibung mit demselben übereinstimmend, sey, so haben wir historische Wahrheit und Zuverlässigkeit; im Gegentheile historische Unzuverlässigkeit.

Ist die historische Erkenntniß von Wichtigkeit?  
— Allerdings, denn

a) sie macht, wie Quintilian sagt, daß wir in den ältesten Zeiten und in den entferntesten Ländern leben. Wenn wir die Geschichte studieren, so ist es, als wären wir gereiset, im Gegentheile sind wir als unmündige Kinder zu betrachten. Einer, der die Geschichte weiß, kann von irgend einem Lande oft mehr sagen, als ein anderer, der vielleicht lange Zeit in eben diesem Lande gelebet, jedoch um die Denkwürdigkeiten desselben sich nicht bekümmert, hat.

b) Durch die Geschichte ersetzen wir den Mangel eigener Erfahrungen, denn nicht jedermann kann eigene Erfahrungen machen, entweder, weil es ihm an Zeit und Gelegenheit gebricht, oder, weil er den Aufwand



wand, welchen manche Erfahrungen fordern, nicht be-  
streiten kann, oder, weil er bey der eigenen Erfahrung  
Schaden litte. Wer würde wohl die Wirkungen des  
Giftes an sich erfahren wollen? So können wir uns  
auch durch die Beschreibung einen Begriff von einem  
Feuer speyenden Berge machen. Daß die Erde bey dem  
Pohle und Aequator etwas eingedrückt sey, behauptet  
man dem Zeugnisse Französischer Ausmesser zufolge, denn  
die Selbsterfahrung forderte königliche Kosten.

c) Durch fremde Erfahrungen werden die eigenen  
berichtigt. So wird, z. B. derjenige, welcher gute  
Reisebeschreibungen gelesen hat, mit weit größerem Nu-  
zen reisen, als derjenige, welcher sie nicht gelesen hat.

Indessen gibt die historische Erkenntniß die meisten  
Anlässe zu Irrthümern, und zwar

a) weil der Zeuge durch eigene Beobachtung, oder  
durch falsche Nachrichten, betrogen worden seyn kann;

b) weil er unabsichtlich täuschen, oder ab-  
sichtlich ein Betrüger seyn, kann, und zwar das  
ersiere, wegen des zu schöpferischen Dichtungsvermö-  
gens, das letztere aus Gewinnsucht, Bosheit zc.;

c) weil auch ein wahres Zeugniß übel verstan-  
den werden kann.

Diesen drey Sätzen zufolge behauptet der Scepti-  
ker, daß bey der historischen Erkenntniß keine Wahrheit,  
keine Gewißheit, Statt haben könne, und diese Behauptung  
heißt der allgemeine historische Scepticismus.

Allein dieses Urtheil ist übertrieben und falsch,

a) weil der Sceptiker von der Möglichkeit auf  
die Wirklichkeit schließt, er sagt; der Zeuge kann  
ein Betrogenener, oder ein Betrüger, seyn, also ist er  
es wirklich;

b) weil er von einzelnen, und zwar wenigen  
Fällen auf alle schließt;



e) weil er aus dem, was nur particuläre, zufällige, Ursachen hat, eine allgemeine Conclusion folgert;

d) weil er den Beweis der Prämisse, daß alle Zeugen Betrogene, oder Betrüger, seyen, schuldig bleibet. Nur, wenn er dieses bewiesen haben wird, welches unmdglich ist, wären wir gezwungen, ihm seinen Schluß zuzugeben.

Aus dem Vorhergegangenen können wir nun folgern, daß es gewisse Grundsätze und Regeln gebe, nach welchen wir bey dieser Erkenntnißart Wahrheit und Irrthum, Gewißheit und Ungewißheit, unterscheiden können. Diese Grundsätze sind:

a) Nicht alle, die etwas bezeugen, sind Betrogene, denn es gibt solche Facta, bey denen schlechterdings kein Irrthum möglich ist, und zwar, sowohl gemeine, ordentliche, als auch ungewöhnliche, außerordentliche, Facta, weil sie nichts, als gesunde Sinne, und eine, im wachenden Zustande nie mangelnde, Aufmerksamkeit, voraus setzen.

b) Nicht alle, die etwas bezeuget haben, sind Betrüger. Wir können diesen Gedanken nicht lange fest halten, denn ordentlicher Weise sagen die Menschen die Wahrheit, sie erzählen eine Sache so, wie sie solche gesehen, oder vernommen, haben, und über das, woran sie zweifeln, sprechen sie nicht entscheidend. Ferner ist es den natürlichen Trieben gemäß, Wahrheit zu sagen, und diese kostet keine Mühe, Unwahrheit aber fordert Kopfsarbeit. Der Gedanke, du wirst auf der Lüge ertappet werden, und darüber Tren und Glauben verlieren, wirket mächtig bey dem Menschen, wenn er anders im Lügen noch nicht abgehärtet ist. — Die Ursachen also, welche einige Menschen zur Unwahrheit bestimmen, sind nicht allgemeine; sie sind diese besondern;



- aa) Neigung, Gewohnheit, groß zu thun;  
 bb) Hang, sich gefällig zu machen, Unterhaltung zu verschaffen;  
 cc) Absicht, dem anderen etwas aufzubinden;  
 dd) Gewinnsucht, nämlich, um Vortheile zu erhaschen, oder Nachteile abzuwenden; (diese Ursache ist die gewöhnlichste)  
 ee) Gewohnheit, sich zu verstellen;  
 ff) zu lebhaftes Einbildungskraft, zu schöpferisches Dichtungsvermögen.

Sind nun obige zwey Sätze wahr, so ist die Zuverlässigkeit der historischen Erkenntniß möglich. — Wir wollen aber nun auch die Regeln der Glaubwürdigkeit, das heißt, Sätze, welche die Merkmale enthalten, bey deren Anwesenheit der Beyfall nothwendig, oder unmöglich, ist, aufstellen. — Wir beziehen diese Merkmale entweder auf die bezeugte Sache, oder auf die Zeugen, z. B. wenn jemand bezeugte, daß einem Ochsen Flügel gewachsen sind, so werden wir diese Erzählung, ohne auf den Zeugen zu sehen, als falsch verwerfen; im Gegentheile zweifeln wir öfter an der Wahrheit einer Erzählung, die wir sonst glauben würden, weil sie von diesem, oder jenem, Zeugen vortragen wird. — Wenn sich selbst von Seite der bezeugten Sache glaubwürdige Merkmale finden, so nennt man dieses aaa) die innere Glaubwürdigkeit; finden sich aber die Merkmale bey dem Zeugen, bbb) die äußere Glaubwürdigkeit.

aaa) Regeln der inneren Glaubwürdigkeit:

aaaa) Wenn die bezeugte Sache an sich unmöglich ist, so glauben wir sie nicht, z. B. wenn jemand sagte, er habe einen viereckigen Sirkel gesehen. Ein berühmter Physiolog sagte, daß er bey dem Anatomieren eines Menschen in dem Gehirne Gedanke in der Gestalt kleiner Kugeln gefunden habe, erklärte aber diese Kügelchen, die er nur vermittelst eines Mi-



Troskopes wahrnehmen konnte, bald darauf für Behältnisse der Gedanken.

bbbb) Wenn die bezeugte Sache zwar nicht an sich unmöglich ist, aber doch kosmologischen Gesetzen widerspricht, und kein Wunder (Mirakel) ist, so verdienet sie keinen Glauben, z. B. wenn uns ein Reisebeschreiber erzählte, er habe eine Nation gesehen, welche gespaltene Zungen hatte, daß also einer zu gleicher Zeit mit zweyen reden, den einen fragen und dem anderen antworten konnte, oder, wenn uns einer erzählte, daß eine gewisse Nation sich bloß von dem Geruche wilder Aepfel ernähre.

cccc) Wenn die Umstände widersprechend sind, so verdienet das Factum selbst keinen Glauben, z. B. jemand sagt, Titius habe den Cajus in Wien ermordet, und gibt doch zu, daß ersterer zu eben der Zeit, als letzterer zu Wien ermordet worden ist, zu Paris war.

Wenn also im Gegentheile etwas an sich selbst möglich ist, den kosmologischen Gesetzen nicht widerspricht, und auch keine widersprechenden Umstände hat, so ist es wahrscheinlich.

bbb) Regeln der äußeren Glaubwürdigkeit:

aaaa) Die Person, welche Glaubwürdigkeit verdienen soll, muß Geschicklichkeit haben, um die Wahrheit sagen zu können, sie muß aber auch  
 bbbb) Aufrichtigkeit haben, um die Wahrheit sagen zu wollen.

Soll sie Geschicklichkeit haben, so muß sie  
 aaaaa) ein gewisses Vermögen, und  
 bbbbbb) Wissenschaft des Wahren, besitzen.

aaaaa) Die Erfordernisse des Vermögens sind:

aaaaaa) Geschicklichkeit und Gelegenheit, etwas zu erfahren, Stimmung, Lust, Verwendung. Die Geschicklichkeit, etwas zu erfahren, fordert



dert bald mehr, bald weniger; oft nur gesunde Sinne, wenn das Factum gemein ist, oft aber Scharfsinn, und einen feinen Beobachtungsgeist, wie z. B. bey physicalischen Versuchen 2c.

bbbbb) Ein glückliches Gedächtniß und die Gabe, das Beobachtete recht zu erzählen.

ccccc) Gemüthsruhe, die Abwesenheit heftiger Gemüthsbewegungen und Leidenschaften, denn sonst läßt der Zeuge Umstände aus, die doch nothwendig sind.

Die Kennzeichen, bey deren Gegenwart wir also vermuthen, daß der Zeuge das Vermögen nicht habe, sind:

aaaaaaa) Schwachheit;

bbbbbbb) Vorurtheile;

ccccccc) Mangel an erforderlicher Einsicht;

ddddd) Leidenschaft;

eeeeeee) Selaverey.

bbbbb) Wissenschaft des Wahren. Die Erfordernisse derselben und selbst die bezeugte Sache werden uns anzeigen, wer diese Wissenschaft besitze. Derjenige nämlich, von dem man sagt, er besitze Wissenschaft, muß die Sache nothwendig wissen, oder eine vortheilhafte Gelegenheit haben, sie recht zu wissen. — Nothwendig weiß die Sache der Urheber, oder einer, der nothwendig zugegen war, oder der die Sache unter öffentlichen Aufträgen besorget hat 2c. — Eine vortheilhafte Gelegenheit hat derjenige, der mit dem, welcher die Sache nothwendig weiß, einen Umgang pfleget, oder an dem Orte und zur Zeit, wo und wann etwas geschehen ist, zugegen war 2c. — Fordert nun die bezeugte Sache Einsichten, höhere Fähigkeiten, so wird man einem, der diese Fähigkeiten nicht besiget, in dieser Sache keinen Glauben bey messen; fordert sie aber nur gesunde Sinne, so werden wir dem Einfältigen eben so, und wenn er mehr Willen hat, die



die Wahrheit zu sagen, noch mehr, als dem Gelehrtesten, glauben.

bbbb) Derjenige, welcher Glauben verdienen will, muß Aufrichtigkeit besitzen. — Hierzu wird erfordert, daß keine Gründe, Unwahrheit zu reden, oder die Wahrheit zu verschweigen, vorhanden sind. — Man muß daher die Gründe, welche den Menschen zur Unwahrheit bestimmen, man muß den Menschen überhaupt und die Triebfedern seines Willens kennen. — Diese Gründe sind im Allgemeinen, wenn man sich, oder den Seinigen, einen Vortheil verschaffen, von sich, oder den Seinigen, einen Nachtheil abwenden, kann, ferner Ehrgeiz, Eitelkeit, Liebe, Haß &c.

Die Kennzeichen also, bey deren Gegenwart wir vermuthen, daß der Zeuge keine Aufrichtigkeit besitze, sind:

aaaaa) Partheylichkeit, Eigennutz;

bbbbb) Mangel an Freyheit, die Wahrheit zu sagen; bisweilen

ccccc) Eüghastigkeit, nämlich, die Neigung zum Lügen.

Indessen müssen wir manchmahl auch unter diesen Umständen dem Zeugen glauben, wenn er etwas zu seinem, oder der Seinigen, Nachtheile, zum Vortheile eines Feindes, oder zum Nachtheile eines Freundes, bezeuget, oder wenn er sein Zeugniß mit einem öffentlichen, feyerlichen, Eide bestätigt &c.

Und nun können wir ein fest stehendes Merkmal der historischen Erkenntniß angeben. Es ist dieses: Ein Zeugniß, welches eine an sich mögliche und glaubwürdige Sache betrifft, welches von glaubwürdigen Personen und unter solchen Umständen, die weder Betrug, noch Irrthum, vermuthen



then lassen, abgeleget worden ist, muß für wahr und zuverlässig gehalten werden.

Wenn aber auch die bezeugte Sache und die Zeugen alles an sich haben, was hierzu erfordert wird, so muß man doch noch den Sinn des Zeugnisses verstehen, und beurtheilen können, ob es nicht unterschoben, oder verfälschet, sey. — Wir müssen daher a) Grundsätze und Regeln fest setzen, nach welchen wir den wahren Sinn einer Stelle erforschen können. — Der Inbegriff dieser Regeln heißt *Hermenevtik*. — Wir müssen ferner b) Grundsätze und Regeln fest setzen, nach welchen wir unterschobene und verfälschte Zeugnisse von ächten unterscheiden können. — Der Inbegriff dieser Regeln heißt *Kritik*.

a) In dem Lehrbegriffe der *Hermenevtik* müssen wir uns a) von der Nothwendigkeit der Auslegungskunst überzeugen, dann b) die Regeln dieser Kunst aufstellen.

a) Die Zeugen sind aus verschiedenen Jahrhunderten, ihre Denkart und Sprache ist oft von der unserigen sehr unterschieden, dadurch wird der Sinn zweifelhaft gemacht, und ist dieses, so wird eine regelmässige Bestimmung des wahren Sinnes erfordert, aber eben darin bestehet die Auslegung, daher ist die Auslegungskunst nothwendig.

Um aber den Sinn eines Zeugnisses regelmässig bestimmen zu können, wird folgendes erfordert:

a) Allgemeine Kenntniß von dem Inhalte der Schrift;

b) besondere, hinlängliche, Kenntniß der Sprache, in welcher etwas geschrieben ist, und wird ein zeugniß übersezet, auch der Sprache, in welche man es überträgt;

c) Kenntniß von der Person des Verfassers, von seiner Denk- und Gemüthsart, von den Umständen



ständen, unter welchen er geschrieben hat, von seinen allgemeinen und bestimmten Absichten.

b) Die Regeln der Auslegung sind:

a) Der Ausleger muß sich mittelst seiner historischen und philologischen Vorerkenntnisse in die Lage und die Denk- und Gemüthsart des Schriftstellers versetzen;

b) er muß bey der Auslegung billig seyn, die Wörter in der gewöhnlichen, eigentlichen und buchstäblichen Bedeutung nehmen, denn es ist zu vermuthen, daß der Schriftsteller die Sache, worüber er geschrieben hat, verstanden, und auch so vorge- tragen habe, damit andere ihn verstehen konnten;

c) er muß, wenn mehrere Bedeutungen möglich sind, diejenige annehmen, die mit der Sprachrichtigkeit am meisten überein stimmt, die dem eigenthümlichen Sprachgebrauche des Schriftstellers und der gemeinen Bedeutung seines Zeitalters angemessen ist, die dem Contexte und den parallelen Stellen gemäß ist. — (Context ist dasjenige, was unmittelbar vor einem Satze steht, oder diesem nachfolget. Parallele Stellen sind Stellen des nämlichen Inhaltes)

Wir haben also auch ein fest stehendes Kennzeichen der Wahrheit bey der Auslegung: Eine Auslegung, die der Denk- und Gemüthsart des Schriftstellers, dem ausgemachten Sprachgebrauche, dem offenbaren Contexte, und den klaren parallelen Stellen angemessen ist, muß für wahr gehalten werden.

b) Es wäre zweckwidrig und nachtheilig, wenn man eine Schrift, als rührte sie von einem gewissen Verfasser her, für ächt hielte, die doch unterschoben, oder in einzelnen Stellen verfälschet worden, ist.

Eine Schrift ist ächt, wenn sie wirklich von dem Verfasser herrühret, von dem sie herrühren soll.

Schris-



Schriften werden verfälschet :

- a) Durch Zusätze;
- b) durch Weglassungen;
- c) durch Versezungen.

Die Mittel, wodurch wir unterschobene und verfälschte Schriften von ächten unterscheiden können, sind :

- a) Zeugnisse;
- b) Kenntniß des Eigenthümlichen eines jeden Zeitalters und des Schriftstellers.

Die Ursachen der Unterschiebung und Verfälschung sind :

- a) Gewinnsucht;
- b) Unwissenheit der Abschreiber;
- c) Sectiergeist.

III. Von dem Irrthume, seinen Quellen, und den Mitteln, sich gegen ihn zu bewahren, oder aus ihm heraus zu wickeln.

Wir haben in dem vorigen Abschnitte von den Gründen der Wahrheit und Zuverlässigkeit bey der Erkenntniß überhaupt und den drey Erkenntnißarten insbesondere gehandelt, nun führet uns die natürliche Ordnung auf das Gegentheil der Erkenntniß des Wahren, nämlich auf den Irrthum, die Quellen desselben, und die Mittel, ihn zu vermeiden, oder, sich aus ihm heraus zu wickeln.

Diese Lehre ist von Wichtigkeit, denn die Erkenntniß des Wahren ist der Zweck unseres Verstandes, die Bedingung des Rechtverhaltens und der Glückseligkeit. — Hier ist also die Logik eine Krankheitslehre, eine Heilungswissenschaft, sie beschäftigt sich nämlich, die Krankheiten des menschlichen Verstandes zu erforschen und zu heilen. — Freylich ist dieses Geschäft sehr schwer, denn die Krankheiten des Verstandes schmerzen nicht, wie die körperlichen, sie scheinen sogar oft einen Zustand des Wohlbehagens nach sich zu ziehen; aber daraus folget nur, daß wir uns desto fleißiger be-

fire.



streben müssen, diese Uebel zu erkennen, um dann unsere wohlthätige Absicht erreichen, und die Mittel, sich vor dem Irrthume zu bewahren, an die Hand geben zu können.

Wir wollen daher a) die Natur des Irrthumes überhaupt, b) seine Quellen, und c) die Mittel, sich vor ihm zu sichern, erforschen.

a) Die Natur des Irrthumes kennen, heißt wissen, a) wie der Irrthum entstehe, worin er bestehe, und wie es möglich sey, daß wir einen Irrthum begehen können; b) ob er fruchtbar sey; c) ob er schädlich sey.

a) Wann begehet man einen Irrthum? — Man begehet ihn:

a) Wenn man eine Sache für etwas hält, was sie nicht ist, z. B. in den Zeiten des Aberglaubens hielt man eine Sonnenfinsterniß für einen Vorbothen des Unglückes;

b) wenn man einem Subjecte ein Prädicat beysetzet, welches ihm nicht zukommt, oder eines abspricht, welches ihm wirklich zukommt, z. B. wenn ich denke, die Seele sey materiell, oder, sie habe keine Freyheit;

c) wenn man Begriffe verbindet, die sich ausschließen, oder trennet, die nicht getrennet werden können, z. B. wenn man die Aufklärung für schädlich, oder für nicht wohlthätig, hielte etc.

Worin bestehet der Irrthum? — Er bestehet in einem falschen Urtheile, denn bloße Vorstellungen, so lange nichts dabey geurtheilet wird, sind kein Irrthum, sondern nur Täuschung, z. B. ich stelle mir einen Geist, dann die Ausdehnung, doch beyde Begriffe von einander getrennet, vor, so ist dieses kein Irrthum, ich irre erst dann, wenn ich sage, ein Geist ist ausgedehnet, denn hier bleibe ich nicht mehr bey den bloßen



ßen Vorstellungen stehen, sondern ich urtheile schon. Eben so, wenn mir eine Rose optisch vorgestellt wird, ich aber dabey nicht urtheile, ist diese Vorstellung bloß Täuschung, wenn ich aber urtheile, daß diese mir vorgestellte Rose eine wahre Blume sey, so bin ich in einem Irrthume.

Wenn dieses so ist, so hat der Irrthum seinen Sitz in den höhern Erkenntnißfähigkeiten, in dem Verstande.

Wie ist es aber möglich, daß solche falsche Urtheile entstehen, daß wir irren, können? — Der menschliche Verstand kann das Widersprechende, Grundlose, Grundwidrige, nicht für wahr, das Übereinstimmende nicht für falsch, halten, wenn wir also irren, so halten wir das Widersprechende für übereinstimmend, oder umgekehrt, das Grundlose für gegründet, das Grundwidrige für grundgemäß; dieses geschieht aber, wenn uns das Widersprechende übereinstimmend, oder umgekehrt u. s. w., scheineth. Ein falscher Schein macht daher, daß wir irren, ein Scheingrund ist der Grund des Irrthumes. So hat, z. B. der Materialist einen Scheingrund, die Seele für materiell zu halten, nämlich die starke Abhängigkeit der Seele von dem Körper.

b) Ist der Irrthum fruchtbar, das heißt, entstehen aus einem Irrthume mehrere Irrthümer? — Sicher erzeuget ein Irrthum eine ganze Kette von Irrthümern. Der Irrende legt dem Subjecte A ein Prädicat bey, welches demselben nicht zukommt, mit diesem Prädicate stehet B C D in Verbindung, folglich werden auch alle diese auf das Subject bezogen. Wenn, z. B. der Materialist sagt, die menschliche Seele sey körperlich, so kommt er leicht darauf, daß sie auch zerstörbar sey. Bisweilen sprechen wir einer Sache etwas ab, dieses ist nun mit andern verbunden, folglich sprechen wir der Sache nicht nur das erste Prädicat, sondern auch alle, mit diesem verbundene, Dinge ab. Das  
her



her spricht der Materialist, die Seele sey keines Verdienstes, keiner Strafe, keiner Belohnung, fähig. Die Irrthümer entspringen also aus einander, doch nicht in das Unendliche, daher muß es gewisse letzte Irrthümer geben, die wir **Grundirrhümer** nennen, und die nichts anderes seyn können, als falsche, oder unbestimmte, Merkmale des Wahren und Falschen, des Guten und Bösen, des Schönen und Häßlichen.

c) Von der **Schädlichkeit** der Irrthümer kann man sich historisch überzeugen. Setzen wir uns in die Zeiten zurück, wo man falsche Begriffe von Gott, von der menschlichen Seele etc. hatte, so werden wir finden, daß die Irrenden thöricht, lasterhaft, weder selbst glücklich, noch; andere glücklich zu machen fähig, waren.

**b) Quellen des Irrthumes** sind alles dasjenige, was auf eine nähere, nothwendige, Art falsche Urtheile veranlasset. Darin bestehet der **Wirklichkeitsgrund** der Irrthümer, denn was auf eine entferntere, zufällige, Art falsche Urtheile veranlasset, das macht den **Möglichkeitgrund** der Irrthümer aus, von dem wir uns hier nicht überzeugen wollen.

Die Quellen der Irrthümer sind entweder a) **allgemeine**, oder b) **besondere**.

a) Zu den **allgemeinen** gehören:

a) **Unwissenheit, Mangel an Kenntnissen.** Diese veranlassen nicht auf eine zufällige, sondern auf eine nothwendige und natürliche, Art Irrthümer. Wer die Geschichte der Philosophie, der Religion, und der Staaten, durchgehet, der wird eine Reihe von Irrthümern entdecken, die entweder aus gänzlicher Unwissenheit, oder aus Mangel an gewissen Kenntnissen, entsprungen sind. Wenn man die Gründe der Erkenntniß des Wahren nicht weiß, wenn man nicht weiß, was zur Gewißheit, oder Wahrscheinlichkeit, bey der Sinnen-Verhauft- oder historischen Erkenntniß gehöret, so verfällt man in Irrthümer, z. B. wenn jemand von der menschlichen



lichen Seele nur dunkle, verworrene, einseitige, abgerissene, Begriffe hat, wenn er nun doch darüber urtheilet, so muß er nothwendig irren, und findet er ja die Wahrheit, so ist es bloß einem blinden Ungesähr zu schreiben.

b) **Übereilung.** Die Menschen urtheilen bisweilen nach einem bloßen Scheine, und thun sie dieses öfter, so entstehet daraus die Gewohnheit, nach jedem Scheine zu urtheilen. Diese Bemerkung führet uns auf den Begriff von der Übereilung. Sie ist nämlich die Gewohnheit, nach jedem Scheine zu urtheilen, sie ist die Gewohnheit, ehe zu urtheilen, als man Gründe aufgesuchet, geprüft, und mit anderen Gründen verglichen, hat. Die Übereilung ist die reichhaltigste Quelle der Irthümer, daher muß der Logiker sich bestreben, die Ursachen derselben zu entdecken. Diese sind:

a) **Bequemlichkeit.** Diese hat zuweilen in dem Temperamente ihren Grund, meistens aber in der Erziehung, denn durch die Erziehung kann dem Temperamentsfehler, wenigstens zum Theile, abgeholfen werden. Der Bequeme scheuet langsame und schwere Untersuchungen, und nicht alle Wahrheiten sind für sich selbst evident. Die Bequemlichkeit macht, daß man dem bescheidenen Zweifel Wachtsprüche entgegen sezet, und lieber bey seinen alten Meinungen, wenn sie gleich falsch sind, beharret, als die neueren, welche wahr sind, aber neues Studium fordern, annimmt.

b) **Gleichgiltigkeit gegen Wahrheit und Irrthum, gegen Kenntnisse und Unwissenheit.** Der Gleichgiltige urtheilet übereilt, das ist, ohne Untersuchung und Prüfung. Die Ursache der Gleichgiltigkeit ist die Unwissenheit des Werthes, den Kenntnisse und Aufklärung haben, oft auch das Beyspiel solcher Leute, die ohne Kenntnisse empor gekommen sind.

c) **Lebhaftigkeit der Einbildungskraft und der Vorstellungen.** Betrachten wir einen zu lebhaften  
 Logik. X ten



ien Kopf, so werden wir sehen, daß er zu dem ruhigen, langsamen, Nachforschen ungeschickt ist, daß er den falschen Schimmer der zu großen Lebhaftigkeit für Deutlichkeit hält, und daher auch übereilt urtheilet. Die Lebhaftigkeit macht, daß wir an einer Sache gewisse Seiten zu hell, andere gar nicht, sehen, und daher das Widersprechende für übereinstimmend, oder umgekehret, halten.

d) **Stolz und Eigenliebe.** Der Stolze schämeth sich, seine Unwissenheit, oder Ungewißheit, zu gestehen, er schämeth sich, von anderen Belehrung anzunehmen.

e) **Eigennuß.** Oft gibt es falsche Urtheile, die man darum begünstiget, weil man Vortheil daraus ziehen kann.

Die Ursachen der Übereilung sind auch Ursachen der Unwissenheit.

b) Die besondern Quellen der Irrthümer, die jedoch ohne die allgemeinen nicht viel wirken, liegen a) in dem menschlichen Herzen; b) in der Erlernung der Sprache; c) in den Vorurtheilen.

a) Unser Herz, das ist; unser Wille, hat unstrittig den größten Theil an Irrthümern, und zwar a) durch Neigungen; b) durch Gemüthszustände, und c) durch Leidenschaften:

a) Durch Neigungen, denn was der Mensch wünschet, das glaubet er gerne, und er scheuet daher jede Untersuchung und Prüfung, die ihm nur die Falschheit desjenigen offenbaren würden, was er wünschet. Diese Neigungen lassen sich mit jenen Aeltern vergleichen, die ihre Kinder für gut halten, weil sie sehrlich wünschen, daß ihre Kinder gut seyn sollen.

b) Durch gegenwärtige Gemüthszustände, denn der Wille hat, wie der Verstand, seine Zustände. Zustände des Verstandes sind Unwissenheit, Zweifel, Überzeugung: Die Gemüthszustände sind angenehme, unangenehme, und gemischte. Einer ist froh, der andere nie-



dergeschlagen, einer verlangt, der andere verabscheuet  
 2c. Diese Gemüthszustände haben einen großen Einfluß  
 auf die Urtheile. So sehen wir mit anderen Augen,  
 wenn die Urtheile das, was unser ist, betreffen, mit  
 anderen, wenn sie andere betreffen 2c.

c) Durch Leidenschaften. Diese sind heftige,  
 die Überlegung ausschließende, sinnliche Begierden  
 und Verabscheuungen. Sie ziehen unseren Gesichts-  
 kreis zusammen; wir sehen nur den Gegenstand unserer  
 Leidenschaft von einer sehr vortheilhaften, oder nach-  
 theiligen, Seite vor uns, wir bemerken die übrigen Be-  
 stimmungen gar nicht; urtheilen also falsch, weil wir  
 keinen vollständigen Begriff von dem Gegenstande haben,  
 und nicht alle seine Bestimmungen kennen.

b) Auch die Sprache hat Theil an den Irrthü-  
 mern. Sie hat immer einige Unvollkommenheiten, als:  
 Unbestimmtheit der Ausdrücke, Mißbrauch derselben 2c.  
 Sie veranlasset also Irrthümer, und zwar auf folgen-  
 de Arten:

a) Mit der Erlernung der Sprache selbst neh-  
 men wir schon Irrthümer auf, denn in jeder Sprache  
 liegen Ausdrücke, die falsche Meinungen und Begriffe  
 bezeichnen, z. B. Blutregen, Sternender, Aufgang  
 und Niedergang der Sonne, Fausrecht; wir schreiben  
 Dingen Geschlechter zu, die keine haben; verschiedenes  
 wird wirkend ausgedrückt, was doch leidend ist, z. B.  
 ich sehe 2c.

b) Wir lernen Worte und Sätze auswendig, ohne  
 bestimmte Begriffe damit zu verbinden, und glau-  
 ben, wenn sie uns in der Folge vorkommen, sie zu ver-  
 stehen, weil wir ihren Klang bereits kennen, z. B.  
 Clima, Cultur, Industrie, Luxus, Despotismus 2c.

c) Wir lernen gewisse Rahmen, ohne die Din-  
 ge, denen sie zukommen, zu kennen, bey den unbe-  
 deutendsten Umständen auswendig, und, wenn dann  
 diese Umstände wieder zurück kommen, wenden wir sel-



be an, z. B. man nennet jeden fleißig, der beständig über Büchern und Schriften sihet, wenn er gleich nichts dabey denket, man nennet jeden fromm, der oft in die Kirche gehet zc.

d) Wir gewöhnen uns, unsere Begriffe an den Schall so zu heften, daß wir, wo wir diesen hören, die Sache selbst zu sehen wähnen. So darf man einigen nur sagen, daß etwas schwer sey, um sie ganz davon abzuschrecken. Den Engelländern war das Wort Reich so verhaßt, daß sie in dem Vaterunser statt Zukomme uns dein Reich zc., Zukomme uns deine Republik zc., betheten.

e) Wir lassen uns nicht selten von dem Schalle und der Annehmlichkeit der Worte täuschen.

c) Endlich haben auch die Vorurtheile an den Irrthümern Theil.

Was ist aber ein Vorurtheil? — Nicht alle Logiker sind in den Begriffen von Vorurtheilen einig. Manche sagen, alle, andere, und mit letzteren auch Jeder, nicht alle, Vorurtheile seyn schädlich. — Das Wort Vorurtheil hat eine weiteste, eine engere, und eine engste, Bedeutung. In der ersten Bedeutung ist es jedes, ohne Prüfung und Untersuchung gefällte, Urtheil; in der zweyten ein allgemein falsches, aus Uibereilung gefälltes, Urtheil, z. B. was scheineth, ist wirklich so zc.; in der dritten ein allgemein falsches, aus Uibereilung gefälltes, practisches Urtheil, das ist, ein Urtheil, auf welches wir andere bauen, und nach welchem wir handeln:

Man unterscheidet die Vorurtheile:

a) Nach den Gegenständen, worauf sie sich beziehen;

b) nach der Verschiedenheit der Personen, welche selbe hegen. Daher gibt es:

a) National-Vorurtheile. Wir können zwar einer, oder der anderen, Nation gewisse Vorzüge nicht ab-



absprechen, aber manche Nation, der man Vorzüge zugestehet, kommt auf den Gedanken, sie sey die beste.

b) Religionssecten = Vorurtheile. Jede Religionssecte glaubet, die richtigste Dogmatik, die reineste Moral, und das beste System, zu haben, welches doch nicht möglich ist, da die Secten in vielen Stücken einander offenbar widersprechen.

c) Jugend = oder Jünglings = Vorurtheile. Die Jugend hält sich fast immer an das Leichte, da doch das Schwere fast immer wichtiger ist, sie sieht bloß auf das Gegenwärtige, nicht auf das Folgenreiche.

d) Vorurtheile des Alters. Derjenige, welcher länger gelebet hat, glaubet immer, die meisten Erfahrungen gemacht zu haben, da doch nicht jeder seine Lebenszeit nützlich angewendet hat.

e) Standes = Vorurtheile. Jeder Stand hält sich für die Basis des Staates, da doch alle Stände, der Nährstand, wie der Wehrstand, und der Lehrstand, wie beyde, nothwendig sind.

c) Nach der Anwendung. Und in dieser Rücksicht sind die Vorurtheile entweder:

a) Theoretische, welche das Wahre, oder Falsche, das Schöne, oder Häßliche; oder

b) practische, welche das Recht, oder Unrecht, betreffen.

Wir haben insbesondere die Vorurtheile des Wahren und Falschen, welche die logischen heißen, zu betrachten, weil alle anderen Vorurtheile auf diesen beruhen, und auch mit diesen zugleich wegfallen.

Die logischen Vorurtheile lassen sich auf drey Classen zurückführen: a) auf das Vorurtheil des Scheines; b) auf das Vorurtheil des Ansehens, und c) auf das Vorurtheil für und wider das Neue und Alte.

a) Das Vorurtheil des Scheines ist dieses: Was mir scheint, ist so, ist auch anderen Menschen so, und wie es mir jetzt scheint, so wird es mir im-



mer scheinen. — Daß dieses falsch sey, erhellet aus dem, was oben von den Sinnen und Empfindungen gesagt worden ist.

b) Das Vorurtheil des Ansehens. Was Menschen von entschiedenen Geistes-Vorzügen, von ehrwürdigen Ständen und Aemtern, was unsere Nation, unsere Freunde, der größte Theil der Menschen, für wahr, oder falsch, halten, das hält man oft für wirklich so, und doch ist es unmöglich, daß alles das wahr, oder falsch, sey, sonst müßte man oft die entgegengesetztesten Meinungen für wahr halten. Die widersinnigsten Behauptungen, wie z. B. der Idealismus, haben berühmte Schutz männer. Die Geschichte zeigt uns, daß, so lange man sich auf das Ansehen eines Plato, Aristoteles, und später eines Descartes, berief, der Forschungsgeist und das Selbstdenken darnieder lagen. In der Philosophie muß man die Meinungen mit Gründen, nicht mit dem bloßen Ansehen, unterstützen.

c) Das Vorurtheil für und wider das Alte und Neue. Die Anhänger der Alten sagen, diese seyn große Männer gewesen, ihre Meinungen haben durch Jahrhunderte gedauert, und seyn immer für wahr gehalten worden. Die Anhänger der Neuen sagen, diese seyn mit den Kenntnissen der Alten bereichert, und mit neuen Hülfsmitteln versehen, um weiter vordringen zu können. Allein bloß deswegen, weil eine Meinung neu, oder alt, ist, läßt sich nicht sagen, daß sie wahr, oder falsch, sey.

Sind die Vorurtheile Grundirrhümer? sind sie eine reichhaltige Quelle der Irrthümer? — Wenn jemand schon gewisse vorgefaßte Meinungen in seinem Kopfe hat, (und wo diese sind, da sind auch sinnliche Neigungen) so wird er die Beweise für eine Sache nicht aus der Natur der Sache, sondern aus seinem, mit Vorurtheilen angefüllten, Kopfe und Herzen nehmen, er wird etwas für wahr, oder gut, halten, nicht, weil es wahr, oder gut, ist, sondern, weil



es seinen vorgesaften Begriffen gemäß ist, oder seinen Neigungen schmeichelt.

Die Vorurtheile sind also wirklich reichhaltige Quellen der Irrthümer, daher müssen wir uns bestreben, ihre Natur und ihre Wirkungen genau zu kennen. Wir wollen zu diesem Ende aa) den Sitz der Vorurtheile auffuchen; bb) ihr Gebieth bestimmen; cc) ihren Ursprung zeigen; dd) ihre Stärke, und ee) ihre Schädlichkeit darstellen.

aa) Die Vorurtheile haben ihren Sitz in dem Verstande. Ihre Gründe sind Unwissenheit und Unbereilung. Daher muß man, um sich von ihnen zu befreien, seinen Kopf aufklären, das heißt, ihn mit Kenntnissen bereichern, ihn an Prüfung und Untersuchung gewöhnen. Auch haben die Vorurtheile ihren Sitz in dem Herzen, in Neigungen und Leidenschaften. Wer schon gewisse Meinungen und Neigungen hat, der fängt bald an, das, was mit denselben verträglich ist, ihnen schmeichelt, für wahr, das Gegentheil aber für falsch, zu halten.

bb) Das Gebieth der Vorurtheile ist so groß, als jenes der Wahrheit, denn die Vorurtheile erstrecken sich: aaa) Auf alle Theile der menschlichen Erkenntniß. Es gibt philosophische, historische, philologische, juridische, medicinische, sogar mathematische, Vorurtheile;

bbb) auf alle Menschen. Sie sind das Loos aller Menschen, aus Vorurtheil hält man etwas für Vorurtheil, was keines ist, aus Vorurtheil wähnet man, ohne Vorurtheil zu seyn, und dieses ist das größte aller Vorurtheile. Kein Mensch ist ohne Vorurtheil, der ist der glücklichste, der die wenigsten hat;

ccc) auf alle Quellen der Erkenntniß, selbst auf die Empfindungen. Aus Vorurtheil hält man eine Speise, die nichts weniger, als geschmackvoll, ist, für



geschmackvoll, weil sie, z. B. aus Indien gekommen, oder von einer gewissen Person zubereitet worden, ist.

cc) Der Ursprung der Vorurtheile ist größtentheils von der Kindheit herzuholen. Unsere Grundbegriffe und Grundurtheile bilden sich in unserer Kindheit, in dem Alter, da wir noch nicht untersuchen, noch nicht den Schein von der Wirklichkeit, das Zufällige von dem Nothwendigen, unterscheiden können. Auch von Personen, die uns ehrwürdig sind, und denen wir ein unumschränktes Vertrauen schenken, erhalten wir Vorurtheile durch Unterricht, der uns des eigenen Denkens überhebet. Alles, was uns in der Kindheit eingepreßet worden ist, halten wir für ausgemacht, wir bauen in der Folge unsere übrigen Begriffe und Neigungen darauf, und halten nur dasjenige für wahr, oder gut, was unseren vorgefaßten Meinungen, und den, daraus entspringenden, Neigungen angemessen ist.

dd) Von der Stärke der Vorurtheile überführt uns die Geschichte. Montagne wollte seinem Freunde die Unrichtigkeit eines Satzes beweisen, dieser antwortete ihm: Ich gestehe, sie hätten mich überzeuget, wenn nicht Aristoteles das Gegentheil behauptete. Ein Mönch wollte nicht durch das Teleskop die Trabanten des Jupiters ansehen, weil er sich gefürchtet hat, er möchte von dem Gegentheile seiner Meinung überzeuget werden. Da sich der Ursprung der Vorurtheile in dem Uraufange unserer Erkenntnisse verlieret, da die Vorurtheile nicht nur Gewohnheit und Vertrauen, sondern auch Interesse, und oft einen großen Anhang von wahren Meinungen, für sich haben, so sind sie so stark und schnell wirkend, und so schwer aus zu rotten, denn es gehöret Muth und eine, über alles gehende, Wahrheitliebe dazu.

ee) Ob die Vorurtheile schädlich seyn, darüber ist in den neueren Zeiten viel gestritten worden, doch gehet bey diesem Streite am Ende alles auf Mißverständnis und



und Logomachie hinaus. Wenn man die Vorurtheile in der weitesten Bedeutung nimmt, so sind sie nicht alle schädlich, denn man kann etwas einer richtigen Analogie zufolge vermuthen, man ist eben so sehr gestimmt, das Natürliche, das Gewöhnliche, zu vermuthen, als das völlig Begründete für wahr zu halten. Wenn man aber die Vorurtheile in der engen Bedeutung nimmt, wenn man allgemein herrschende falsche Meinungen darunter verstehet, so sind sie alle schädlich, denn sie werden zu Triebfedern abergläubischer und oft grausamer Handlungen, die wider die Pflichten gegen Gott und den Menschen streiten.

c) Da uns die Vorzüge des Verstandes und der Vernunft zu der Absicht zugetheilet worden sind, um richtig zu denken, recht zu handeln, und so ein, unsrer Natur angemessenes, Wohl zu genießen, so ist es unter der Würde des Menschen, der seiner Vorzüge eingedenk ist, und vorzüglich des Philosophen, der seine Natur und Bestimmung genauer, als andere, kennen soll, sich von Irrthümern und Vorurtheilen blenden zu lassen. Und gesetzt, daß es auf der jetzigen Stufe unseres Daseyns unmöglich wäre, uns von allen Irrthümern und Vorurtheilen los zu winden, so ist doch jede Annäherung zu diesem Ziele Verbesserung. Da also alle Irrthümer dadurch entstehen, oder zur Fertigkeit gelangen, daß wir ohne Untersuchung und Prüfung der Gründe und Gegengründe unseren Beyfall geben, oder versagen, so ist die Untersuchung und Zurückhaltung, das heißt, der untersuchende Zweifel, das Mittel wider Irrthümer und Vorurtheile.

Soll aber der Zweifel ein so wohlthätiges Mittel seyn, so muß er gewisse Eigenschaften und Gränzen haben. Wir wollen daher a) die Grundregel des untersuchenden Zweifels, b) die Eigenschaften, und c) die Gränzen desselben, bestimmen.

a) Die



a) Die Grundregel des untersuchenden Zweifels ist: Urtheile nicht voreilig, setze Mißtrauen in deine Kenntnisse, komme deinem Beyfalle, oder deiner Abstimmung, durch Auffuchung und Prüfung der Gründe zu Hülfe, und mache dich durch Zweifel dazu gestimmt, daß der Gedanke von der Möglichkeit und Leichtigkeit, zu irren, in dir herrschend und habituell werde. Ein solcher Scepticismus ist nothwendig, wenn man die Wahrheit erkennen, und von dem Irrthume unterscheiden, will. Descartes, und nach ihm alle vernünftige Denker, haben diese Regel beobachtet.

Vorige Regel, genauer bestimmt, ist: Urtheile sparsam und behutsam, denn die Urtheile sind Gründe der Entschliessungen und Handlungen, und die Art, zu urtheilen, gibt Weisheit und Thorheit zu erkennen; urtheile nicht ohne hinlängliche Vorerkenntnisse der Gegenstände, über die geurtheilet werden soll; urtheile nie ohne und wider gültige Gründe, und mäßige dein Urtheil nach dem Gehalte und Gewichte der Gründe und Gegenstände; untersuche dein ganzes Gedankensystem unpartheyisch, zergliedere es bis auf die einfachsten, für sich evidenten, Begriffe und Sätze, denn dieses System hat einen sehr zufälligen Ursprung, es legte sich zu einer Zeit an, da du noch nicht im Stande warest, das Wahre von dem Falschen zu unterscheiden.

Die natürlichen Folgen der Anwendung dieser Grundregel sind wichtig; sie sind: a) ein vernünftiger, b) ein unpartheyischer, und c) ein toleranter, Scepticismus.

a) Der vernünftige Scepticismus ist die, aus der Betrachtung der Möglichkeit und Leichtigkeit, zu irren, entstandene Gewohnheit, sein Urtheil zurück zu halten, so lange noch keine, oder unsichere und ungeprüfte,



prüfte, Gründe, oder gleiche Gegengründe, vorhanden sind.

b) Der unpartheyische Scepticismus ist, wenn man ohne alle Prädilection, oder Präaversion, ohne vorgefaßte Neigungen und Abneigungen, zweifelt, wenn man nicht zweifelt, um zu zweifeln, um etwa Aufsehen zu machen, und sich die Miene eines scharfsinnigen Denkers zu geben, sondern, um die Wahrheit zu erforschen.

c) Der tolerante Scepticismus ist, welcher nicht gegen anders Denkende zum Haß aufgebracht wird, nicht unvernünftig, nicht aus Rechthaberey, widerspricht, bey welcher immer Unwissenheit, Vorurtheile, oder Leidenschaften, zum Grunde liegen.

b) Die Eigenschaften des untersuchenden Zweifels sind folgende:

a) Die Untersuchung muß Wißbegierde und Liebe zur Wahrheit zur Triebfeder haben, und der Geist des Untersuchers muß dabey heiter, das Gemüth gleichgiltig und ruhig, das ist, ohne vorgefaßte Meinung, seyn;

b) die Untersuchung muß Schritt vor Schritt gehen, das heißt, nach der Unterordnung und Abhängigkeit der mancherley Stücke unseres Gedanken-Systemes, sie muß nichts ungeprüft lassen, was einen Grund des Beyfalles, oder Verwerfens, was ein Merkmal des Wahren, oder Falschen, abgibt;

c) sie muß anhaltend seyn, zu widerholten Malen geschehen, und gewisser Maßen muß sie das Geschäft des ganzen Lebens seyn, denn das Gedanken-System ist sehr verwickelt, es ist daher leicht, daß wir etwas Irriges ungeprüft zurück lassen, und, daß sich auf diese Art neue Irrthümer einschleichen;

d) man setze sich vor, mit gewissen Grundsätzen und Lehren, die vorzüglich unsere Denk- und Handlungsart leiten, und nahe an unsere Glückseligkeit



Zeit gränzen, ein- für allemahl fertig zu werden, das ist, sie zur völligen Uiberzeugung zu bringen;

e) weil aber Vergessenheit auch die besten Uiberzeugungen schwächet, und dadurch die bewährtesten Meinungen den Beunruhigungen des Zweifels aussetzet, so ist es nothwendig, sich nach geendigter Untersuchung dieses tief einzuprägen, daß die Meinungen gute und geprüfte Gründe für sich haben. Auf solche Art werden wir zum wenigsten unsere Uiberzeugungen nicht ehe ändern, bis wir die Gründe der neueren Meinungen geprüftet, und mit den alten zusammen gestellet, haben.

c) Es könnte leicht geschehen, daß die Verfolgung der Irrthümer die Wahrheit selbst träfe, damit also dieses nicht geschehe, und der Zweifel dem Geiste keine unrichtige und nachtheilige Stimmung gebe, muß man die Gränzen des untersuchenden Zweifels bestimmen. Diese sind:

a) Man halte einen Satz, oder dessen Beweis, nicht gleich für fehlerhaft, wenn man seine Richtigkeit nicht auf der Stelle einsieht, denn vielleicht gehen uns nothwendige Vorerkenntnisse ab, vielleicht mangelt uns die Geübtheit, die Stärke eines Beweises einzusehen;

b) wenn man sich von der Falschheit der Sätze und der Unrichtigkeit ihrer Beweise überzeuget hat, so verwerfe man nicht zugleich alle die Sätze und Lehren, die man um jener Sätze und Beweise willen angenommen hat, denn letztere können vielleicht aus anderen Gründen hergeleitet werden;

c) es ist ein Fehler, überall mathematische Evidenz und Strenge des Beweises zu fordern, und der moralischen Gewißheit und geprüften Wahrscheinlichkeit nicht nachzugeben. Unter dieser Maske hat man oft Stolz, Unwissenheit und böse Absichten entdeckt;



(p es ist ein Fehler, sich bey der Untersuchung der Wahrheit ganz auf seine Kräfte zu verlassen, man muß bey diesem Geschäfte auch fremde Einsichten zu benützen suchen.

### III. Von den Quellen der menschlichen Erkenntniß.

Wir haben in dem zweyten Haupttheile der Logik bisher von der Wahrheit und der Erkenntniß derselben überhaupt, von den Quellen der Wahrheit und den Gründen der Zuverlässigkeit bey den verschiedenen Arten der Erkenntniß, von dem Irrthume und seinen Quellen, gehandelt, und die Mittel aufgestellt, sich gegen ihn zu bewahren, oder aus ihm heraus zu wickeln; nun trifft also die Ordnung die Quellen der menschlichen Erkenntniß.

— Diese sind: A. Beobachtung und Erfahrung; B. logisches, gelehrtes, Nachdenken, Meditation; C. Lectüre; D. Unterredung und Unterricht.

Durch Lectüre, Unterredung und Unterricht, werden die, durch Beobachtung und Erfahrung schon bestättigten, und durch Nachdenken geprüften, Kenntnisse anderen mitgetheilet.

A. Die erste Quelle der menschlichen Erkenntniß ist also die Beobachtung, daher muß der Logiker diese vor allen zu benützen suchen. — Um diese Quelle genauer zu kennen, müssen wir vorläufig a) wissen, was Beobachtung sey, dann b) den Gegenstand der Beobachtung betrachten, endlich c) Regeln für den künftigen Beobachter aufstellen.

a) Die Beobachtung ist von der Wahrnehmung unterschieden, denn wahrnehmen heißt, sich eines sinnlichen Eindruckes, und des Gegenstandes, der ihn verursacht, bewußt werden, die Beobachtung hingegen ist eine, mehr angestrengte, absichtmäßige Richtung



tung unserer Erkenntnißkraft, und die Richtung auf einen bestimmten Gegenstand.

Wenn wir das Beobachtete wieder vergleichen, und daraus neue Resultate ziehen, so heißt dieses Bemerkung, z. B. ich habe die Beobachtung angestellt, daß ein Stein, worauf die Sonne scheint, warm werde, ich habe dieses an einem zweyten, dritten 2c., Steine beobachtet, ich vergleiche nun, und mache die Bemerkung, daß jeder Stein, worauf die Sonne scheint, warm werde.

Wenn wir nun diese Bemerkungen wieder verknüpfen, und daraus neue Resultate ziehen, so heißt dieses eigentliche Erfahrung, z. B. wenn ich ferner bemerke, daß nicht nur Steine, sondern alle anderen Körper, worauf die Sonne scheint, warm werden.

b) Beobachtung und Erfahrung beruhen auf Empfindungen, die Gegenstände der Empfindungen sind Facta, also sind auch sowohl Natur- als freye Facta die Gegenstände der Erfahrung. — In anderen Wissenschaften erhalten diese Gegenstände eigene Benennungen, z. B. der Naturforscher nennet sie Individuen, weil sie völlig bestimmt sind; der Physiker Phänomene, Sinnenwesen, weil die Vorstellungen nicht bloß von den Gegenständen; sondern auch von den Mitteldingen, von der Beschaffenheit der Organe, und von dem Zustande des ganzen Körpers, herrühren.

Die Beobachtungen sind entweder a) bloße Observationen; oder b) Experimente:

a) Bloße Observationen heißen sie, wenn der Gegenstand ohne unser Zuthun da ist, z. B. der Astronom beobachtet 2c.

b) Experimente, Versuche, wenn etwas erst durch unser Zuthun zum Gegenstande der Beobachtung wird, z. B. der Chemiker experimentiret, versuchet 2c.

Die bloße Observation fordert oft nichts, als den Gebrauch der Sinne, der Versuch hingegen oft vorläu-



läufige Wissenschaft und Werkzeuge, beyde aber fordern eine angestrengte Aufmerksamkeit.

Beobachtungen und Erfahrungen sind richtig, wenn

a) die Empfindungen wahr sind; wenn  
b) die Vergleichung dieser Empfindungen wahr ist; und wenn

c) der Ausdruck, oder das Urtheil, weder mehr, noch weniger, enthält, als die Empfindungen aussagen.

Es gibt psychologische und physische Versuche, und beyde haben ihre allgemeinen und besonderen Gesetze und Regeln. — Der Inbegriff dieser Gesetze und Regeln heißt die logische Beobachtungskunst.

b) Die Regeln für den künftigen Experimentator sind folgende:

a) Man sey im Beobachten und Experimentieren genau, das heißt:

a) Man hüte sich vor dem Vorurtheile des Unbedeutenden; lasse nichts unbemerkt, weder in einzelnen Fällen, noch überhaupt; denn oft hat die Entdeckung der unbedeutendsten Dinge große Genien erwecket, oft hat das Unbedeutendste Anlaß zu den wichtigsten Entdeckungen gegeben. So ist es etwas Unbedeutendes, wenn ein Apfel von dem Baume fällt, und doch leitete Newton aus dieser Bemerkung die Gesetze der Anziehung und Abstoßung der Körper, die Gesetze der Bewegung der Planeten und der Sonne, ab: Galiläi sah einen Kronenleuchter schwancken, und erfand dadurch die Theorie von Pendeln.

b) Man prüfe genau den Zustand seines Körpers und seiner Seele, ob sie jetzt zu Beobachtungen aufgelegt seyn. Es gibt Beobachtungsstunden, wie es Dichtungsstunden gibt, es gibt Augenblicke, wo die Aufmerksamkeit träg, andere, wo sie flüchtig, ist.

c)



c) Man sey langsam in dem Beobachten, vermeide alle Uibereilung und mache keine Sprünge, wie es auch in der Natur keine gibt.

d) Man setze Mißtrauen in seine Beobachtungen, wiederhohle sie und vergleiche sie mit den Beobachtungen anderer.

b) Man muß einer ausgedehnten, angestrengten und anhaltenden Aufmerksamkeit fähig seyn, und Gegenwart des Geistes haben. — Die Aufmerksamkeit muß ausgedehnet seyn, weil die Phänomene oft zusammen gesetzt sind; sie muß angestrengt seyn, um alle Theile zu beobachten, besonders, wenn die Phänomene schnell vorüber gehen; sie muß endlich auch anhaltend seyn, wenn die Phänomene lange dauern. — Schnell sind die psychologischen und einige physische, langsam die astronomischen Phänomene. — Die Gegenwart des Geistes besteht darin, daß man durch keine Hindernisse in der Aufmerksamkeit gestört werden könne.

c) Man muß Lust zur Sache haben. — Man hat aber Lust:

a) Wenn man ein wißbegieriger, aufmerksamer, Beobachter der Factorum ist, wenn man darauf Acht hat, was, und wie es die Natur machet, in der wir leben, wenn man nicht wie ein gleichgiltiger Wanderer in einem fremden Gebiete ist;

b) wenn man eine unersättliche Begierde nach Kenntnissen und Wissenschaften hat. Diese Begierde erwecket man, wenn man auf die Wichtigkeit und den Nutzen der Wissenschaften aufmerksam wird;

c) wenn man alle Gelegenheiten benüßet, seine Sinne anzuwenden, und sich Erfahrungen zu sammeln, denn diese sind der Stoff zu den höheren Erkenntnissen.

d) Man



d) Man verschaffe sich die nothwendigen Vorerkenntnisse. Man muß nämlich historische Kenntnisse von dem Gegenstande der Beobachtung, von der Art und Weise, wie man dabey verfahren solle, und von den Werkzeugen, die etwa nothwendig sind, besitzen. Dadurch wird der Beobachtungsg Geist gereizet, dadurch erhält man Winke und Leitungsbegriffe, und kommt endlich auf den Weg der Beobachtungen.

e) Man lege die vorgefaßten Meinungen ab. Es ist nothwendig, daß man unbefangen von Seite des Verstandes und Herzens sey, denn durch gefärbte Gläser scheinen alle Gegenstände gefärbt. Man muß

a) die Natur durch Versuche fragen, und

b) ihre Antworten nicht eigenmächtig verändern, nicht durch Vorurtheile und Leidenschaften entstellen.

f) Man muß Wiß und Scharffsinn besitzen. Wer beyde Fähigkeiten nicht in einem vorzüglichen Grade besitzt, der ist zu Beobachtungen ungeschickt. Wiß und Scharffsinn erleichtern die Vergleichen, auf welche es bey Beobachtungen ankommt, durch die Erweckung der Aehnlichkeiten und Unterschiede, und führen uns daher vermittlest analogischer Schlüsse auch auf verborgenere Aehnlichkeiten und zusammengesetztere Versuche, wodurch dann Wirkungen hervor gebracht werden, die sonst sicher nicht entstanden wären.

Da wir nun die allgemeinen Regeln der Beobachtungskunst aufgestellt haben, schreiten wir fort, den philosophischen Gebrauch richtiger Beobachtungen und Erfahrungen zu zeigen.

Der Philosoph gebrauchet Beobachtungen und Erfahrungen, um allgemeine Merkmahle, folglich Begriffe, Regeln und Grundsätze zu abstrahieren, um die Eigenschaften der Dinge zu entdecken, und nach diesen Eigenschaften die Dinge zu classificieren,  
 Logik. S haupt-



hauptsächlich aber, um die Ursachen und Gesetze bekannter Phänomene zu entdecken, oder, wo dieses nicht angehet, wenigstens zu vermuthen.

Ursache ist dasjenige, durch dessen Kraft und Thätigkeit etwas wirklich ist, z. B. die äußeren Gegenstände sind die Ursachen der äußeren Empfindungen zc.

Gesetze sind die nothwendigen Bestimmungen und Umstände, nach welchen eine gewisse Kraft sich äußern muß; z. B. die Gesetze der Bewegung zc.

Diejenigen, welche Ursachen erforschen, können leicht in Irrthümer gerathen, wenn sie etwas für eine Ursache ansehen, was keine ist, oder wenigstens, wie es keine ist. Die gewöhnlichen Fehler dieser Art sind:

a) Wenn man gewisse Erfolge als Wirkungen gewisser Dinge ansieht, bloß darum, weil sie mit diesen Dingen zu gleicher Zeit da sind, oder ihnen nachfolgen, z. B. wenn man den Mondeswechsel für die Ursache der Witterung, des Nachtwandelns zc., das Obst für die Ursache der, in der großen Hitze gewöhnlichen, Ruhr zc., hält;

b) wenn man etwas, was nur zum Theile Ursache ist, für die ganze Ursache hält, z. B. wenn ein Erzieher den ganzen glücklichen Fortgang seiner Bemühung allein, und, wenn der Zögling eben diesen Fortgang seinem Kopfe allein, zuschreibt, ohne daß beyde auf die harmonisierenden Ursachen sehen;

c) wenn man wähnet, daß das, was nur unter gewissen Umständen eine Wirkung hervor bringet, unter allen Umständen eine Wirkung hervor bringen müsse, z. B. wenn ein Arzt wähnte, eine und eben dieselbe Arzenei müsse alle Krankheiten heilen, oder, wenn ein Erzieher einen sanftmüthigen und einen verwilderten Jüngling auf die nämliche Weise behandelte zc.;

d) wenn man eine particuläre Ursache für eine Hauptursache hält, z. B. die Ursachen, die es veranlassen,



anlassen, daß die Menschen Unwahrheiten sagen, sind particuläre, und doch will sie der Sceptiker zu allgemeinen machen, oder, jemand, der dem Zorne sehr ergeben ist, ärgeret sich über seinen Diener, und verfällt darauf in eine schwere Krankheit; er hält dann das Vergehen seines Dieners für die Ursache seiner Krankheit, da doch selbes nur ein entfernter Anlaß dazu war 2c.;

e) wenn man sich in seinen Urtheilen von vorgefaßten Meinungen, Neigungen und Leidenschaften hinreißen läßt, z. B. wenn jemand das Geheul einer Nachtule, die Erscheinung eines Cometen, das Klopfen eines Holzwurmes in einer Bretterwand, für Vorbothen des Unglückes hält.

Wir wissen nun, welche Fehler wir bey der Erforschung der Ursachen vermeiden sollen, es fragt sich aber, wie man sich gegen diese Fehler helfen, wie man die wahren Ursachen entdecken, wie man wissen, könne, daß A wirklich die Ursache des bekannten B sey? — Die Beantwortung dieser Frage löset sich in folgende Regeln auf:

a) Man beobachte genau, was vor dem, und zwar beständig, vor dem gehet, dessen Ursache wir suchen, denn die Ursache muß immer vor der Wirkung gehen, aber nicht alles, was vor der Wirkung gehet, ist Ursache.

b) Man sehe, ob bey der Abwesenheit dessen, was vorher gehet, doch das Nachfolgende Statt habe, und dann kann man das Vorhergehende nicht mehr für die Ursache des Nachfolgenden ansehen.

c) Man beobachte, ob bey der abermahligen Setzung dessen, was sonst einem Erfolge voraus gieng, die nämliche Wirkung entstehe, denn wo die Ursache ist, kann die Wirkung nicht fehlen.

d) Man verändere das, was voraus gieng, um zu sehen, ob auch das Nachfolgende verän-



Wert werde, denn bey veränderten Ursachen werden auch die Wirkungen verändert, z. B. das Steigen des Mercurius in dem Wetterglase rühret von dem Drucke der Luft her, ziehen wir die Luft aus, so fällt er, lassen wir sie wieder mehr und mehr hinein, so steigt er in eben diesem Verhältnisse.

Wenn wir nun bey unseren Beobachtungen alle diese Regeln befolget haben, und wenn wir die angezeigten Stücke alle finden, so können wir mit Zuverlässigkeit schließen, daß eines die Ursache des andern sey. — Aber nicht immer sind wir im Stande, die Ursache einer Wirkung mit Gewisheit heraus zu bringen, oft sind uns Wirkungen bekannt, wie z. B. die Harmonie zwischen Seele und Leib, und doch können wir keine gewisse Ursache entdecken. In diesem Falle können wir wenigstens nach den Gesetzen der analogischen Denkart Ursachen mit Wahrscheinlichkeit vermuthen. — Eine solche Vermuthung heißt Hypothese.

Wir müssen daher auch die Regeln kennen, nach welchen man bey gewissen Hypothesen die Ursachen mit Wahrscheinlichkeit vermuthen kann. Sie sind diese:

a) Man sehe, ob die angegebene Ursache ein wirkliches mit solcher Kraft begabtes, Wesen sey, daß es diese Wirkung hervor bringen könne, z. B. daß ein Körper fällt, wenn man ihm seine Stütze nimmt, schrieb Newton der anziehenden Kraft der Erde, Descartes aber gewissen Wirbeln zu, die erstere Hypothese ist also wahrscheinlicher, denn die Cartesischen Wirbel sind nicht in der Natur

b) Man sehe, ob die angegebene Ursache in diesem Falle vorhanden sey und wirken könnte.

c) Man sehe, ob nicht vermöge der Naturgesetze eine andere Ursache anzunehmen sey, z. B. wenn ich die Nerven für gespannte Saiten annehme, so kann ich mir zwar die Schnelligkeit der



Fortpflanzung eines Eindruckes, aber viel anderes nicht, erklären.

d) Man sehe, ob die Hypothese nicht auf Ungereimtheiten führe, oder solche voraus setze.

B. Die zweyte Quelle der menschlichen Erkenntniß ist die Meditation, oder, das gründliche, gelehrte, Nachdenken. — Unsere Absicht ist hier, Regeln anzugeben, nach welchen die Meditation sich richten muß, wenn sie eine Quelle unserer Erkenntnisse werden, wenn sie zur Aufklärung unsers Verstandes und zur Bereicherung desselben mit neuen Begriffen beytragen, solle. — Diese Lehre fordert eine angestrenzte Aufmerksamkeit, denn ihr Gegenstand ist erhaben und allgemein.

Wir werden a) den richtigen Grundbegriff von der Meditation fest setzen, und dann b) die Regeln derselben, vorzüglich jene, welche zur Vermeidung des Irrthumes dienen, angeben.

a) Es gibt gewisse Operationen des menschlichen Verstandes, welche geschickt sind, unsere Erkenntniß überhaupt, und insbesondere die höhere Erkenntniß, aufzuklären, zu realisieren, und zu erweitern. Diese Operationen machen das höhere Denken aus, und man begreift sie unter der Benennung Meditation, Speculation, in der eigentlichen Bedeutung.

Bey der Meditation hat man es also nicht mit gegenwärtigen, sondern mit allgemeinen, Dingen zu thun, es werden nicht gegenwärtige Dinge in dem Scheine der Empfindung dargestellt, sondern allgemeine, unbildliche, Dinge in dem Scheine der symbolischen Erkenntniß betrachtet.

b) Bey dem Meditieren sind Worte nothwendig, diese veranlassen aber Irrthümer, wenn man sich ihre Bedeutung nicht deutlich und bestimmt vorstellt. Die allgemeine Vorsichtsregel bey der Meditation ist also diese, daß man die Bedeutung der Worte, be-



sonders derjenigen, welche die Hauptidee der Meditation bezeichnen, genau bestimme.

Aus dem Begriffe der Meditation folget, daß sie

- a) eine Grundlage von Kenntnissen, und
- b) eine gewisse Übung, Geistesfertigkeit,

fordere.

Man muß mit einem gewissen Vorrathe von Kenntnissen anfangs über leichtere Gegenstände nachdenken, dann erst zu den schwereren fortschreiten.

Die ganze Lehre von der Meditation beruhet auf folgenden drey Fragen: a) Wie kläret man seine Kenntnisse auf? b) Wie realisieret man sie? c) Wie erweitert man sie?

a) Seine Kenntnisse aufklären heißt, sie deutlich und bestimmt machen. Dieses geschieht, wenn man Definitionen und Eintheilungen erfindet. — Der Beweis lieget in der Antwort selbst. Aber es entstehen hier zwey neue Fragen: a) Wie erfindet man Definitionen? b) Wie erfindet man Eintheilungen?

a) Will man Definitionen erfinden, so muß man

a) Fälle auffuchen, in welchen dasjenige vorkommt, dessen Erklärung man erfinden will. Dieses geschieht

a) durch Vergleichung der Beobachtungen, in welchen das Definitum vorkommt;

b) durch Vergleichung der Redensarten, in welchen der Ausdruck des Definitums vorkommt. — Solcher Fälle müssen sehr viele und sehr verschiedene vorhanden seyn und verglichen werden, weil die Definition allen, unter einer Benennung befaßten, Dingen, und auch nicht mehreren, zukommen muß.

b) Man muß das Gemeinsame und das Eigenthümliche wohl unterscheiden, das erstere aufnehmen, das letztere hingegen weglassen. Aber auch von den gemeinsamen Merkmalen läßt man die zufälligen weg, und nimmt nur die nothwendigen auf, und aus diesen



fen hebet man endlich die Grundmerkmal, mit Hinweglassung der abgeleiteten, aus. — Und so hat man eine Definition erfunden.

Wenn aber jemand zweifelte, ob er alles dieses erfüllet habe, so kann er durch Reciprocieren, das ist, durch Verwecheln des Subjectes und Prädicates, auf positive, oder negative, Art eine Probe machen, denn

a) wo die Sache ist, da müssen auch die Merkmal seyn;

b) wo die Merkmal sind, da muß auch die Sache seyn;

c) wo die Sache nicht ist, da können auch die Merkmal nicht seyn;

d) wo die Merkmal nicht sind, da kann auch die Sache nicht seyn.

Lassen sich diese vier Sätze bey einer Definition anwenden, so ist diese adäquat, z. B. wo ein Urtheil seyn soll, da muß die Bemerkung des unmittelbaren Verhältnisses zweyer Ideen seyn; wo die Bemerkung des unmittelbaren Verhältnisses zweyer Ideen ist, da muß auch ein Urtheil seyn; wo kein Urtheil ist, da kann auch keine Bemerkung des unmittelbaren Verhältnisses zweyer Ideen seyn, und wo diese nicht ist, da kann kein Urtheil seyn. Ist die Erklärung falsch, so läßt sich einer von diesen Sätzen nicht anwenden, z. B. Worte sind hörbare Zeichen; wo Worte sind, da sind auch hörbare Zeichen, aber wo hörbare Zeichen sind, da sind nicht immer Worte.

b) Will man Eintheilungen erfinden, so muß man vor allem einen zureichenden Eintheilungsgrund haben, hat man diesen, so weiß man auch sowohl den höheren Begriff, als die niederen Begriffe, in welche man den ersteren auflösen will. — Um aber den Eintheilungsgrund zu erfinden, muß man das Divisum, den höheren Begriff, wohl betrachten, denn dadurch bemerkt man, daß es ein Subject, und zwar:

a)



a) ein Individuum, oder ein Abstractum, sey, und so fallen einem nach dem Gesetze der Ideenassociation, vorzüglich der Aehnlichkeit und des Contrastes, die Eigenschaften ein, die es hat, und die ihm entgegen gesetzt sind, und so macht man dann die Eintheilung. Z. B. die Substanzen sind entweder unendlich, wie die Gottheit, oder endlich, wie der Mensch, das Vieh etc.; die endlichen sind entweder denkende, oder nicht denkende.

b) Ist das Divisum eine Bestimmung, so wird es durch die entgegen gesetzten Bestimmungen eingetheilet, z. B. der Verstand ist entweder von einer unendlichen, oder von einer endlichen, Substanz.

c) Ist das Divisum eine Ursache, und zwar einwirkende, durch deren Kraft und Thätigkeit etwas ist, so wird es nach den Wirkungen eingetheilet, z. B. Pflanzen sind brauchbar, oder unbrauchbar etc.; ist es eine Endursache, so wird es nach den Mitteln, nach der Rechtmäßigkeit, oder Unrechtmäßigkeit, eingetheilet.

d) Ist das Divisum eine Wirkung, so wird es nach der Verschiedenheit der Ursachen eingetheilet, z. B. der Tod ist entweder ein natürlicher, oder ein unnatürlicher, violenter; oder auch nach Verschiedenheit des Ursprunges, z. B. die Linien sind entweder krumme, oder gerade, die Körper sind entweder Natur- oder Kunstkörper etc.

Durch Erklärungen zergliedern wir einen Begriff in seine Merkmale, und erhalten dadurch analytische Deutlichkeit; durch Eintheilungen sehen wir etwas hinzu, und erhalten dadurch synthetische Deutlichkeit.

b) Seine Kenntnisse realisieren heißt, sehen, ob der Begriff richtig sey, ob er einem wirklichen Gegenstande entspreche, ob er keine Chimäre, kein Wort ohne reellen Sinn, wie z. B. der Ausdruck ewiger Friede, sey. — Man muß also hier

a) auf den Ursprung des Begriffes sehen. Die Data müssen hinlänglich, die Vergleichen, Abstractionen



tionen, und der Ausdruck, müssen genau, seyn, z. B. man hat einen Begriff von den äußeren Empfindungen, will man sehen, ob dieser Begriff richtig sey, so muß man von allen fünf Sinnen Beyspiele auffuchen, und diese unter sich vergleichen. Bey dem Raisonnement, bey einem geschlossenen Begriffe, muß man auf die Gründe sehen, z. B. um den Begriff von dem menschlichen Vorhersehungsvermögen zu finden, muß man die Gründe auffuchen, aus denen es entspringet, dergleichen sind die Analogie, und der deutlich eingesehene Zusammenhang des Gegenwärtigen mit dem Vergangenen und Künftigen.

b) Man muß dann den Begriff auf einzelne Fälle anwenden, und mit dem Entgegengesetzten vergleichen, z. B. der Verstand ist das Vermögen, sich Dinge nach fest stehenden Merkmalen vorzustellen, diese Erklärung ist richtig; andere sagen, er sey das Vermögen, sich Dinge deutlich vorzustellen, allein diese Erklärung ist falsch, denn wenn ich mir Dinge vermittelst des Gesichtes, Gehöres 2c, deutlich vorstelle, so ist dieses noch keine Wirkung des Verstandes, und, wenn der gemeine Mann Recht von Unrecht, Wahrheit von Irrthum, Mein von Dein, unterscheidet, so geschieht dieses nicht nach deutlichen Begriffen, aber doch durch den Verstand.

c) Man sehe, ob der Begriff nicht Erfahrungen wider sich habe, ob sich nicht Ungereimtheiten daraus ableiten lassen, z. B. wenn der grobe Realist die äußeren Empfindungen für Bilder der äußeren Gegenstände hält, so führet ihn dieser Begriff zuletzt auf den Materialismus.

c) Man erweitert seine Kenntnisse auf zweyfache Art:

a) Durch Erfindung;

b) durch Beantwortung der Fragen, die uns bey dem Nachdenken aufstossen. Dergleichen sind:  
Was ist das? Ist es möglich? Ist es wirklich?

Wo?



Worin hat es seinen Grund? Was ist sein Zweck? 2c.

Beide dieser Geschäfte haben gewisse Regeln. Wir wollen also a) zuerst die Regeln für die Erfindung, dann b) die Regeln für die Auflösung der oben angeführten Fragen betrachten.

Erfinden, überhaupt, heißt, etwas Unbekanntes aus anderen bekannten Dingen ableiten, z. B. wenn jemand aus den, für die philosophische Erklärung angegebenen, Regeln bestimmtere ableitete, so wäre er Erfinder im allgemeinen Verstande. In der eigentlichen Bedeutung aber heißt erfinden, etwas gänzlich Unbekanntes aus bekannten Dingen ableiten.

a) Die eigentlichen Erfindungen werden zufällig gemacht, für sie gibt es also auch keine eigentlichen Regeln. Nur Vorsichtsregeln für den Erfinder gibt es, und diese sind folgende:

a) Erfinden ist eine Sache, bey der mehr Natur, als Kunst, das ist, mehr glückliche Anlage, als Regeln, Theil haben. Daher wird zu diesem Geschäfte ein erfinderisches Genie erfordert. Dessen Bestandtheile sind:

aa) Ein feiner, subtiler, Beobachtungsgeist;

bb) Erforschungsgeist, die verborgenen Eigenschaften der Dinge, oder verborgene Regeln, aufzusuchen;

cc) Combinationsgeist, durch verschiedene Vergleichen und Verbindungen der Begriffe neue Verhältnisse zu entdecken.

b) Man verlege sich nicht zu früh auf das Erfinden. Neue Entdeckungen fordern einen reichen Vorrath von Kenntnissen. Alles, was wir erfinden, muß sich, wenn es nicht ganz Zufall ist, an das schliessen, was wir schon wissen.

c) Man nähre die glücklichen Augenblicke, man sammle die Gedanken, die da aufstossen, und



und schreibe sie auf, denn es gibt Augenblicke, in denen der Verstand heller und tiefer sieht.

d) Man denke über die gesammelten Data öfter nach, und betrachte sie nach ihren verschiedenen Seiten und Verhältnissen.

b) Bey jedem ernsthaften Nachdenken stoßen uns gewisse Fragen über die Möglichkeit, das Daseyn, die Ursachen und Wirkungen, der Dinge auf, bey deren Beantwortung folgende Regeln beobachtet werden müssen:

a) Man beantworte keine Frage, der man nicht gewachsen ist, das heißt, für die man nicht die nothwendigen Vorerkenntnisse und Data hat, z. B. bey der Frage, welchen Ursprung die Wortsprache habe, schicken wir die Lehre von den Ideen, willkürlichen Zeichen zc., voraus.

b) Man bestimme wohl den Stand, nämlich den Sinn, der Frage, z. B. wenn jemand nicht weiß, was Verstandesbegriffe sind, was Entspringen heißt, so kann er unmöglich die Frage: Wie entspringen die Verstandesbegriffe? beantworten. — Um diese Regel zu befolgen, muß man

aa) jedes, in der Frage vorkommende, Wort genau bestimmen;

bb) die Data von den Quästis und von den Bedingungen, unter denen etwas gesagt wird, unterscheiden, z. B. ehe wir die Frage von dem Ursprunge der menschlichen Sprache beantwortet haben, gaben wir gesunde Organe, Gesellschaft zc., als Bedingungen an;

cc) die, in der Frage vorkommenden, unbekannteren Ausdrücke durch bekanntere ersetzen, z. B. statt zu fragen: Was trägt zur Eloquenz mehr bey, Natur, oder Kunst? könnte man fragen: Was trägt zur Eloquenz mehr bey, Fähigkeiten, oder Regeln?



c) Man löse zusammen gesetzte Fragen in ihre Theile auf, z. B. wenn gefragt wird, welchen Ursprung die Staaten haben, so kann diese Frage historisch, oder philosophisch, betrachtet werden.

d) Man gebe unbestimmten Fragen eine nähere Bestimmung, z. B. die Frage, ob mehrere Welten möglich seyn, kann absolut, oder relativ, nämlich in Beziehung auf die Gottheit, verstanden werden.

### C. Von der Lectüre.

Auch durch die Lectüre erweitern wir unsere Begriffe. Wir wollen daher die Vortheile zeigen, welche eine gründliche Belesenheit uns gewähret, wenn die Schriften lehrreich sind, und auf die gehörige Weise benüzet werden. Diese Vortheile sind folgende:

a) Durch Lectüre erlangen wir neue Kenntnisse, und erweitern und verbessern die alten; wir machen die verworrenen Begriffe deutlich, wir berichtigen die falschen, ergänzen die mangelhaften, und begründen die einseitigen;

b) durch Lectüre bilden wir unseren Styl, wir werden in den Stand gesetzt, unsere Gedanken gut vorzutragen, wir erlangen Reichthum an deutlichen und bestimmten Ausdrücken, denn wie unsere Begriffe an Deutlichkeit und Bestimmtheit wachsen, so nimmt auch unser Vortrag in diesen Eigenschaften zu;

c) durch Lectüre üben wir unsere vortrefflichsten Fähigkeiten, den Verstand, die Urtheilskraft und die Vernunft.

Diese wichtigen Vortheile machen also die Lectüre zum litterarischen Bedürfnisse.

Wie erlanget man aber die Kenntniß der Schriften? — Der angehende Philosoph erlanget sie aus den Lehrbüchern und dem Unterrichte. In den Lehrbüchern sollen die Schriften, sowohl über das ganze Fach, als für jedes Lehrstück insbesondere, angegeben seyn. Wie aber die Schriften auf



einander zu lesen seyn, um sie mit Nutzen zu lesen, damit nämlich das Lesen des vorhergehenden die nächste Stufe des folgenden sey, wird in dem Unterrichte gezeigt. — Ueberhaupt aber erhält man Bücherkenntniß:

a) Aus der **Litterargeschichte**, denn aus dieser schöpft man die Lebensbeschreibungen der Schriftsteller, und darunter auch die Verzeichnisse ihrer Schriften, sowohl derjenigen, die verloren gegangen, als auch deren, die auf uns herüber gekommen sind;

b) aus **Bibliotheken**, das ist, aus systematischen Behältnissen, oder systematischen Verzeichnissen, der Bücher;

c) aus **Journalen**, denn in diesen werden die neuesten Bücher beurtheilet, und daraus sehen wir, ob sie zu unserer Absicht taugen, oder nicht.

Was für Schriften soll man lesen? — Jene, die zur Befriedigung der litterarischen Bedürfnisse geschickt sind. — Solche Schriften müssen dreierley Eigenschaften haben, nämlich:

a) **Wichtigkeit des Gegenstandes**. Jeder Gegenstand ist zu einer bestimmten Absicht nicht gleich wichtig. Die Schriften, welche wir lesen, müssen entweder ganz neue Dinge enthalten, oder die uns bereits bekannten in einer vollkommeneren Ordnung darstellen.

b) **Güte der Behandlung**. Diese bestehet in der Deutlichkeit, Bestimmtheit, Gründlichkeit, und Ordnung, der Sätze.

c) **Angemessenheit, Richtigkeit, und Schönheit**, des Vortrages. Dieser muß sowohl der Materie, als dem Leser, angemessen seyn.

Hieraus fließen nun folgende Regeln:

a) Man lese in jeder Gattung die besten, die äußerlesensten, Schriften. Diese sind diejenigen, welche an Wichtigkeit des Gegenstandes, an Güte der Behandlung, und an Angemessenheit des Styles, die  
libri-



übrigen übertreffen. Bey mittelmäßigen Schriften ver-  
lernet man oft mehr das Denken, als man es lernet.

b) Man lese nicht bloß solche Schriften, die jetzt den Beyfall des großen Haufens haben. Der große Haufen hält sich gewöhnlich an das Leichte, und so werden die Fortschritte unseres Verstandes gehemmet.

c) Man lese solche Schriften, die durch gefährliche Behauptungen und verführerische Ein-  
fleidungen berüchtigt sind, nicht zu früh, nicht, ehe man die gehörigen Vorerkenntnisse und Grundbegriffe hat, und Wahrheit von dem Irrthume zu unterscheiden vermäg, auch nicht ohne Beruf, nicht zur Zeit, wenn die Leidenschaft auf Irrlehren latüert, endlich nie, ohne wohl auf seiner Hut zu seyn. Wer solche Schriften ohne diese Eigenschaften und Vorsichten liest, der scheint, eher Irrthümer aufzunehmen, oder die aufgenommenen beschönigen, als selbe vermeiden, oder ablegen, zu wollen.

d) Dasjenige, was man liest, muß ein richtiges Verhältniß zu unserer Fassungskraft, zu unserer Absicht, haben. Man lese also nicht mehr, als man vertragen kann, sonst entstehet geistige Unverdaulichkeit.

Uiber die Art zu lesen, um daraus Vortheil zu ziehen, gibt es a) allgemeine und b) besondere Regeln.

a) Die allgemeinen sind:

a) Ehe man zu lesen anfängt, mache man sich mit den Eigenschaften des Buches und mit der Absicht des Verfassers bekannt. Man lese daher zuerst die Vorrede, oder den Inhalt, um zu wissen, ob das Buch ein Verhältniß zu unserer Fassungskraft, oder Absicht, habe.



b) Man sey weder für, noch wider, den Schriftsteller eingenommen, denn dieses hindert die richtige Beurtheilung.

c) Man lese nicht zu flüchtig und nur obenhin, sondern mit Aufmerksamkeit und Nachdenken.

d) Man zeichne das Wichtigste, den Inhalt des Buches, auf, bilde sich gleichsam ein Skelet, und dann eine tabellarische Ubersicht.

e) Man sehe nicht so viel auf die Einkleidung, als auf die Materie und die Ausführung derselben.

f) Man frage sich, welcher der Zweck des Schriftstellers, welcher sein Hauptplan, sey, und wie weit er sich seiner Absicht genähert habe.

g) Man lese die Schriften stufenweise auf einander, daß eine die andere vorbereite und gründe, von gleichzeitigen eine die andere aufkläre.

h) Man wechsle in der Lectüre ab, damit der Geist keine einseitige Richtung bekomme.

b) Die besonderen Regeln über die Art zu lesen sind:

a) Bey historischen Schriften:

aa) Man halte den Schriftsteller für verdächtig, wenn er nur nach Wiß haschet, den glänzenden Ausdruck mehr, als den bestimmten, liebet.

bb) Man halte ihn für verdächtig, wenn er declamieret und rasonnieret, wo er erzählen sollte, und wenn er überall durch seine Vorstellungsart verräth, daß er eine gewisse vorgefaßte Absicht durchsetzen wolle; oder

cc) wenn er gerne alles wunderbar machen will, nur Schimmer suchet, und über Kleinigkeiten,



keiten, wenn sie auch in gewisser Hinsicht noch so wichtig sind, hinweg schlüpfet; oder,

dd) wenn er offenbare Ungereimtheiten als wirkliche Vorfälle crüsthast erzählet; (nur muß man sich hier hüten; etwas für ungereimt zu halten; was man zu begreifen nicht im Stande ist) oder,

ee) wenn er unter der Geschichte seine Vermuthungen und Schlüsse als Facta vorträgt, und in dem Tone der Erzählung sagt; oder endlich,

ff) wenn er aus verdächtigen Quellen geschöpft hat, denn seine Glaubwürdigkeit ist nie größer, als es die Quellen sind.

b) Bey dogmatischen Schriften:

aa) Man sehe auf die einzelnen Begriffe und Sätze, ob sie deutlich und bestimmt, und ob die Erklärungen selbst evident, oder gründlich bewiesen; seyn.

bb) Man erforsche, ob die Beweise und Schlüsse richtig und gültig seyn.

cc) Man betrachte die Ordnung und Zusammenstellung des Ganzen, ob nämlich System darin herrsche.

dd) Man gebe einer freitigen Meinung keinen Beyfall, so lange man nur die Gründe des einen Theiles kennet.

ee) Man beurtheile Meinungen nicht bloß aus den Vorstellungen der Gegner, denen oft daran gelegen ist, etwas in einem falschen Scheine zu zeigen.

D. Von der Unterredung und dem Unterrichte.

Auch durch a) gelehrte Unterredung und b) den Unterricht werden unsere Kenntnisse erweitert. Wir wollen daher zum Schlusse der Logik noch von diesen beiden handeln.



a) Pythagoras war der erste, der für die Unterredung gewisse Gesetze aufgestellt hat. — Hier ist nicht jede, sondern nur die gelehrte, Unterredung unser Gegenstand. Wir haben daher a) die Vortheile, b) die Gegenstände und Erfordernisse, und c) die Regeln, der gelehrten Unterredung zu betrachten.

a) Die Vortheile der gelehrten Unterredung sind diese:

a) Durch die gelehrte Unterredung theilen wir einander unsere Kenntnisse mit, dadurch wird die Forsch- und Wißbegierde befriediget, und das Wachsthum derselben befördert. Ist einer von den Unterredenden in dem Gegenstande der Unterredung mehr bewandert, so muß nothwendig der minder Bewanderte Fortschritte machen. Sind beyde in diesem Gegenstande schon weit vorgerücket, so nützet ihnen doch noch die Unterredung, denn mehrere Menschen betrachten den nämlichen Gegenstand von verschiedenen Gesichtspuncten, ihre Einsichten, ihr Interesse, sind verschieden, daher kommen neue Resultate heraus, einer macht den andern auf Seiten des Gegenstandes aufmerksam, die jeder allein nicht wahrgenommen hätte.

b) Durch gelehrte Unterredungen erhalten wir neuen Stoff zu denken, denn wir vernehmen die Urtheile der andern, ihre Fragen und Zweifel, wir müssen diese Urtheile zergliedern, die Fragen beantworten, die Zweifel auflösen, dadurch bekommt unsere Erkenntniß neue Wendungen, und der Forschungstrieb neuen Reiz und neue Nahrung.

b) Sollen aber die gelehrten Unterredungen den Verstand belehren, vortheilhaft beschäftigen, ihm mehr Elasticität und Spannung geben, so müssen folgende Maximen beobachtet werden:

a) Man muß den Vorrath seiner Kenntnisse, den Grad der Bildung seines Geistes, seine literarischen Bedürfnisse, kennen, und die Unterredung



hauptsächlich auf das Dunkle, Mangelhafte, Unzusammenhängende u. c., hinleiten. Hat man es aber schon zur Deutlichkeit und Bestimmtheit der Begriffe gebracht, so kann man durch die Unterredung noch immer seine Kenntnisse mehr ordnen.

b) Man unterrede sich mit Personen von offenbar größerer, oder doch gleicher, Einsicht.

c) Man bereite sich zu der Unterredung vor.

c) Die Regeln der gelehrten Unterredung sind diese:

a) Die Absicht der gelehrten Unterredung kann nichts, als Erfindung der Wahrheit, oder Beurtheilung, Befestigung, bessere Einsicht und Vertheidigung derselben, Übung und Schärfung des Verstandes, seyn.

b) Die Triebfedern der gelehrten Unterredung müssen Liebe zur Wahrheit und logische Genauigkeit seyn.

c) Man muß seine Meinung frey sagen können, denn dadurch werden die guten, aber noch nicht reifen, Einfälle verbessert und die falschen berichtigt.

d) Man suche den anderen zu verstehen, daher muß man ihm nachdenken, den Gesichtspunct, aus welchem er die Sache betrachtet, fassen, und, wenn man die Sache anders vorstellen zu müssen glaubet, seine Gedanken ohne Rechthaberey und Hartnäckigkeit vortragen, um ruhig den Vereinigungspunct zu finden, oder eine, oder die andere, Meinung zu berichtigen.

e) Ist die Unterredung ein Streit, behauptet einer die Sache als wahr, und sicht der andere sie als falsch an, so muß man vor allem auf Deutlichkeit und Bestimmtheit der Ausdrücke sehen, und den Streitpunct genau fest setzen.

Auch



Auch muß man immer in gehöriger Fassung bleiben, und nie in eine leidenschaftliche Hitze gerathen.

f) Bey wichtigen Streiten muß man auf Principien sehen, und sich mit dem Gegner vorläufig darüber vereinigen. Ist dieses geschehen, so suche man, seinen Gegner Schritt für Schritt auf Grundwahrheiten zurück zu führen.

g) Artet der Streit in ein lächerliches Geschrey, in ein regelloses Herumschweifen, oder in sophistische Chicanen, aus, so ist es Zeit, abzubrechen. Es ist löblicher, sich der Wahrheit zu Liebe überwunden zu bekennen, als Streiche in die Luft zu thun.

h) Wenn der Unterricht auch ein Mittel ist, sich Kenntnisse zu sammeln, oder die gesammelten zu berichtigen, so muß die Logik ebenfalls Regeln angeben, wie man ihn anwenden und benutzen solle.

Unterrichten heißt, Vorstellungen von Wahrheit vermittelt der Worte in dem Bewußtseyn des anderen hervor bringen.

Lehren, in der richtigen Bedeutung, heißt also nicht, nur schlechthin dem anderen wieder sagen, was man weiß, sondern es ihm so sagen, daß er es gut fassen und behalten kann. Dazu wird Geschicklichkeit erfordert, gewisse Wahrheiten methodisch, das ist, nach den Gesetzen der Vernunftordnung, vorzutragen. Diese Geschicklichkeit heißt Lehrkunst, die Ordnung selbst aber Lehrart.

Da wir den Unterricht als eine Erkenntnißquelle behandeln, so müssen wir seine Vorzüge vor den übrigen Erkenntnißquellen kennen lernen. Diese sind:

a) Der Unterricht ist die leichteste Art, sich Kenntnisse zu erwerben;

b) durch ihn erwirbt man die Kenntnisse in der möglich kürzesten Zeit;



c) durch ihn erhält man viele Erkenntnisse mit der möglich geringsten Mühe.

Wir können durch Unterredung und Lectüre bey weitem nicht so viele Kenntnisse erwerben, als durch den Unterricht, denn bey letzterem trägt schon die Sympathie zwischen dem Schüler und Lehrer vieles bey. Zudem kann der Lehrer sich zu der Fassungskraft des Lehrlinges herab lassen, er kann die nachlassende Aufmerksamkeit wieder rege machen, wenn er prüfet, kann er seinen Lehren vieles hinzu setzen, die Gegenstände in einem verschiedenen Lichte zeigen.

Soll aber der Unterricht die eben genannten Vortheile verschaffen, so muß er folgende Eigenschaften haben: a) Deutlichkeit, b) Gründlichkeit und Bündigkeit, c) Ordnung, und d) Vollständigkeit. — Diese Eigenschaften wollen wir, obgleich sie schon in der Lehre von den dogmatischen Schriften vortragen worden sind, hier doch noch einmahl auseinander setzen:

a) Soll der Unterricht deutlich seyn, so muß der Lehrer nach den deutlichsten und bestimmtesten Merkmalen characterisieren, er muß sich der verständlichsten und zur Sache passendsten Ausdrücke bedienen, und alle metaphorischen Redensarten vermeiden. Der Lehrer muß also Logiker seyn, er muß die Theorie der Definitionen und Divisionen eigen haben.

b) Der Unterricht ist gründlich, wenn das, was eines Beweises bedarf, mit hinlänglichen Vernunftgründen unterstützt wird. Er ist bündig, wenn der Lehrling den Zusammenhang der Lehre unter sich und mit den Gründen deutlich einsieht. Daher wird hier von dem Lehrer gefordert, daß er mit Kenntnissen ausgerüstet sey, und die Theorie des Beweises in seiner Gewalt habe, daß er Fertigkeit im Beweisen besitze, daß er bey einzelnen Sätzen, die eines Beweises bedürfen, vor allem dem Satz deutlich und genau bestimme, einen  
rich



richtigen Begriff von dem Subjecte und Prädicate und auch von dem Verhältnisse, wenn dieses ein besonderes ist, angebe, und dann erst die Beweisgründe ordne, endlich daß er den Zusammenhang des zu beweisenden Satzes mit dem Beweise darstelle. Die Einwendungen muß er in ihrer vollen Stärke, nicht verstümmelt, oder gelähmet, vortragen, und dann erst zeigen, daß sie, auch so vorgetragen, nur Scheingründe seyn. Findet er keine guten Gründe für seine Behauptung, so thut er am besten, wenn er schweiget, oder seine Unwissenheit gestehet.

c) Der Unterricht ist geordnet, systematisch, wenn Einheit in der Lehre herrschet, wenn alle Theile aus eben dem Grundbegriffe abgezogen sind, wenn die auf einander folgenden Lehren einander mittel- oder unmittelbar vorbereiten und unterstützen, und wenn die gleichzeitigen Lehren einander aufklären. Deswegen muß der Lehrer von dem Einfachen und den Theilen anfangen, und dann erst auf das Zusammengesetzte und Ganze fortschreiten.

d) Der Unterricht ist vollständig, wenn ihm kein wesentlicher Theil mangelt.

Jeder Unterricht muß methodisch seyn. Man kann bey dem Unterrichte alle Methode unmöglich entbehren, man wollte denn nur Worte ohne Sinn und Zusammenhang sagen. Wir müssen uns also im Allgemeinen mit den verschiedenen Methoden bekannt machen, und jede derselben würdigen.

Methode, überhaupt, heißt die Anordnung der Gedanken, das ist, der Begriffe, Urtheile und Schlüsse, und ihres Zusammenhanges, nach den Gesetzen des Denkens, um Wahrheit zu erfinden, oder, wenn sie schon vorhanden ist, sie zu beurtheilen und in ein System zu bringen, oder endlich, sie anderen mitzutheilen.

Aus diesem Grundbegriffe entwickeln sich a) die Gesetze und b) die Bedingungen einer guten Methode.



a) Die Gesetze einer guten Methode sind die höchsten Denkgesetze selbst.

b) Die Bedingungen sind diese :

a) Deutlichkeit, Bestimmtheit, und Richtigkeit der einzelnen Begriffe und Ausdrücke, und besonders der Hauptideen, um welche sich die anderen, wie um einen Mittelpunkt, wenden ;

b) Deutlichkeit, Bestimmtheit, und Richtigkeit der einzelnen Sätze, und Gründlichkeit der einzelnen Beweise ;

c) lichtvolle Anordnung der ganzen Lehre, das heißt, offenbare Verbindung derselben zu einem Lehrbegriffe, damit ein Ganzes entstehe, und das Folgende aus dem Vorhergegangenen verstanden werden könne.

Die gewöhnlichsten Methoden bey dem Unterrichte sind a) die analytische, b) die synthetische, c) die mathematische, d) die philosophische, e) die sogenannte Schulmethode, f) die tabellarische, und g) die Sokratische :

a) In der analytischen gehet man von den Erfahrungen, von bekannten Thatsachen, aus, vergleicht sie mit einander, und steigt dann zu Grundbegriffen und Grundsätzen hinauf. Diese Methode erforschet also die Ursachen und Gesetze, und erklärt alles, was vorkommt, aus Grundbegriffen und Grundsätzen.

b) Die synthetische Methode fängt von den allgemeinsten Grundsätzen, Definitionen, Axiomen, Postulaten, an, und leitet daraus andere Wahrheiten, um die es zu thun ist, ab, welche dann Theoremen, Lehrsätze, heißen. Diese Lehrsätze beweiset man aus den Grundsätzen, und dann nennet man sie Resolutionen, Demonstrationen ; aus diesen ziehet man Folgerungen, Corollarien, und machet, wo es nothwendig ist, Anmerkungen, Scholien.



Welche von diesen beyden Methoden verdienet den Vorzug? — Die analytische Methode ist die schwerste, aber auch die sicherste. Bey der synthetischen kann ich leichter durch einseitige Begriffe und Sätze getäuscht werden. — Indessen muß mit diesen beyden Methoden, je nachdem es die Beschaffenheit des Gegenstandes und die Fassungskraft des Lehrlinges fordert, abgewechselt werden.

a) Die mathematische Methode fängt von Erklärungen, Axiomen und Postulaten an, beweiset daraus unmittelbar die Lehrsätze, ziehet Folgerungen daraus, und macht, wo es erfordert wird, Zusätze und Anmerkungen.

b) Die philosophische Methode fängt von Beobachtungen und Erfahrungen an, erforschet vermittelst dieser die Ursachen und Geseze der Phänomene, bestimmt hieraus die Eigenschaften und Kräfte der Dinge, und gehet dann zur Erklärung der Phänomene selbst fort. So haben wir, z. B. aus der Ideenassociation die Sympathie und Antipathie erklärt.

Der Philosoph behandelt also alles

aa) anschaulich, beobachtend, historisch, als Factum;

bb) theoretisch, als Grundbegriffe und Grundsätze;

cc) practisch, in der Anwendung der vorkommenden Fälle.

e) Die Schulmethode, die Weise der Scholastiker nimmt alles, was zu einem Subjecte gehöret, zusammen, ohne darauf zu sehen, ob es schon durch das Vorhergehende vorbereitet, und, um das Folgende zu verstehen, nothwendig sey, oder nicht.

Unter diesen drey Methoden verdienet die philosophische allerdings den Vorzug, da man durch sie alle Phänomene erklären kann.



f) Die tabellarische Methode theilet eine Lehre in ihre Zweige ab, und stellet so den Inhalt derselben gleichsam vor Augen. Ihre Absicht ist also, daß man den Inhalt und Umfang, und die Haupt- und Nebentheile einer Wissenschaft, oder eines Lehrstückes, mit einem Blicke übersehen könne.

Diese Methode ist also zwar nicht zum Anfange, aber doch zum Schlusse einer Lehre sehr schicklich.

g) Die Sokratische Methode bestehet darin, daß der Lehrer den Lehrling durch gewählte Fragen über bekannte und ausgemachte Sätze dahin leite, daß letzterer aus den bekannten Ideen durch Hülfe des ersteren neue Begriffe, Urtheile und Schlüsse bilden kann.

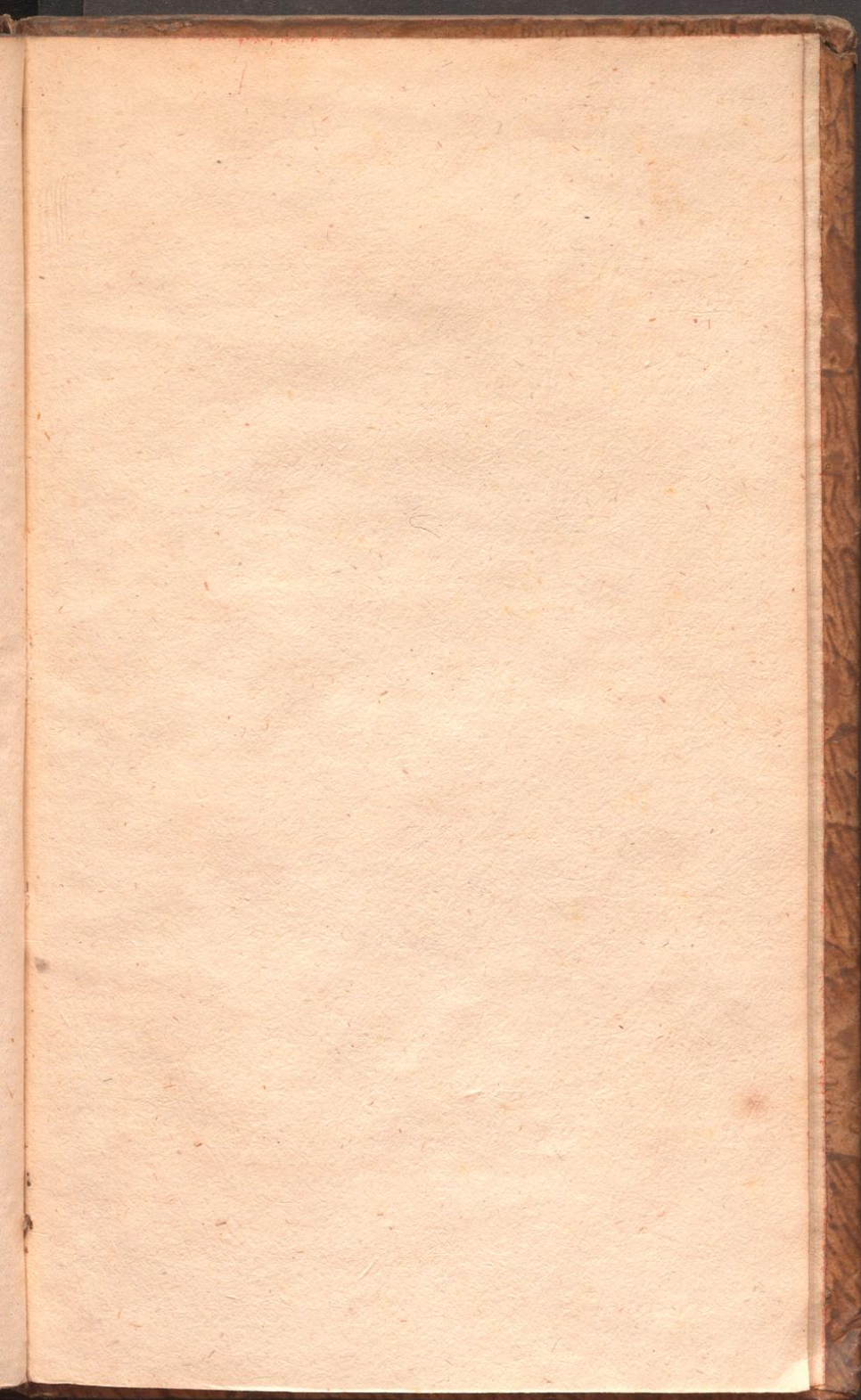
Die Grundsätze, welche bey dieser Methode beobachtet werden müssen, sind folgende:

aa) Die Fragen des Lehrers müssen so viele, und so geordnet, seyn, daß der Lehrling dadurch auf neue Begriffe, Urtheile und Schlüsse selbst kommen, und die daraus entspringenden Sätze und Aufgaben selbst auflösen, kann.

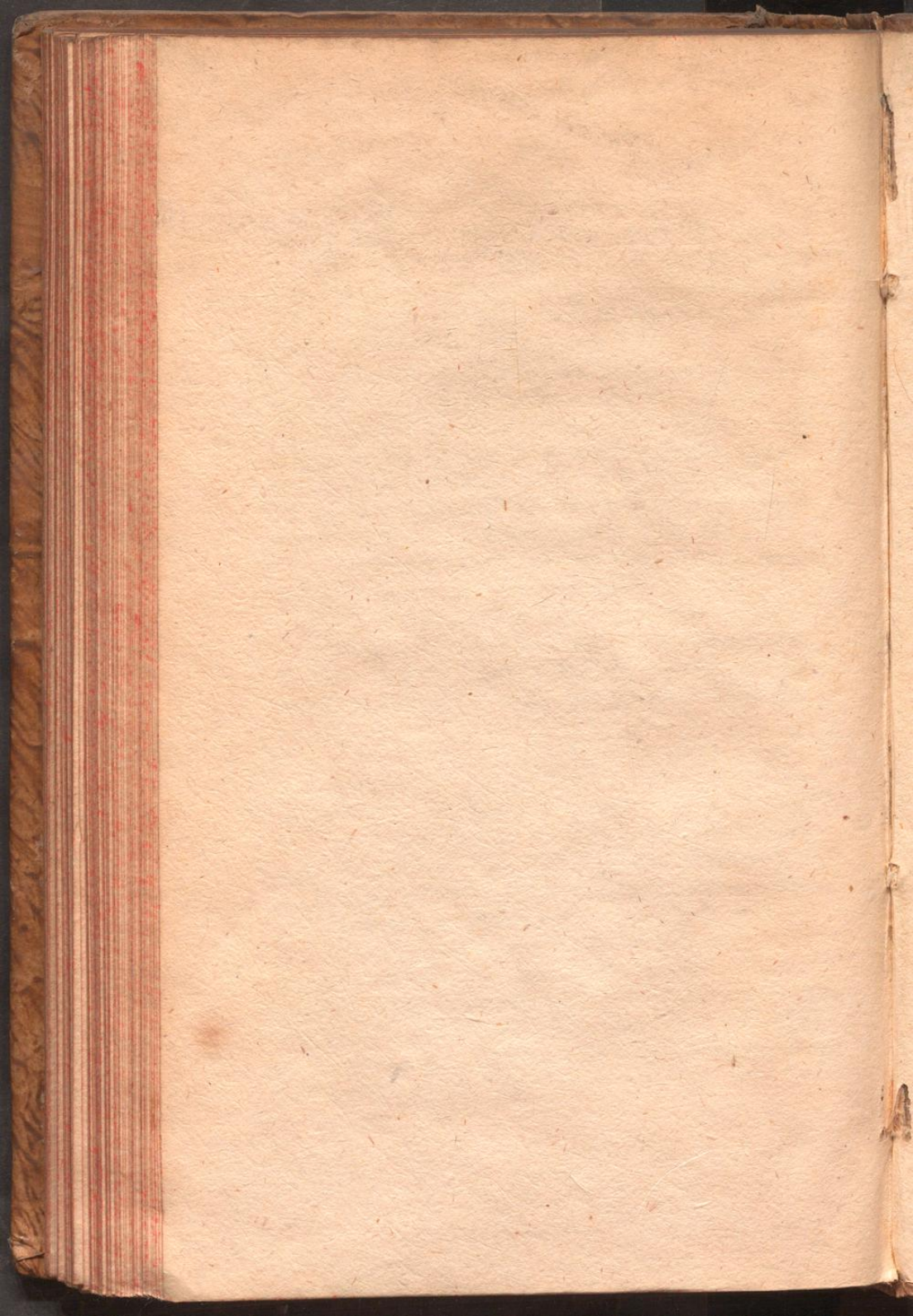
bb) Jede Frage muß durch vorher gegangene Fragen schon so genau bestimmet seyn, daß nur eine, und zwar nur die richtige, Antwort möglich ist.

Diese Methode setzt bey dem Lehrer viele Wissenschaft und große Belesenheit in den besten Mustern dieser Art, als in dem Sokrates, Xenophon u., voraus, auch muß der Lehrer den psychologischen Ursprung der Ideen und Urtheile aus der Natur selbst, nicht bloß aus Büchern, kennen. Von Seite der Schüler spannet diese Methode die Aufmerksamkeit, und spornet zum Selbstdenken und Selbstforschen an. Indessen ist sie im Ganzen in dem öffentlichen Unterrichte nicht anwendbar, sondern nur in dem Privatunterrichte und bey Prüfungen.











5 3 Decemb 1772

to m



